Besuch

bei

Sem, Cham und Japhet.

Von

Alban Stolz.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1857.

Besuch

bei

Sem, Cham und Japhet.

Von

Alban Stolz.

Erste Hälfte.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1857.

Das Erträgniß dieser Schrift soll helfen eine Kirche bauen im Bühlerthal, wo gegen dreitausend Einwohner eine Kirche haben, die nicht für den dritten Theil zureicht; weßhalb die Mehrzahl neben leiblicher Armuth auch an der Seele darbt. Darum möchte ich, daß diese Schrift aus christlicher Barmherzigkeit viel gekauft werde; und wenn mir auch sonst Beiträge für jene Kirche anvertraut werden, so nehme ich sie mit einem „Vergelt's Gott“ an.

I. Erlenbruck im Spätsommer.

Als ich im Frühjahr einige Monate lang ruhelos auf der Reise umhergetrieben wurde, tröstete mich die Phantasie manchmal lieblich mit Aussicht und Plan, kommendes Spätjahr, statt des gewöhnten Wanderns, auf dem Schwarzwald einen abgeschiedenen Ort zu suchen und dort in einsamer Stille meine Reise zu schreiben. Auf diese Weise kämen Anschauungen und Erbauung, die ich auf der Reise gewänne, Vielen zu gut, während ich selbst in diesem geistigen Wiederkäuen einen ungestörteren und tieferen Genuß fände, als auf der wirklichen Reise. Wornach damals die müde Seele oft sich sehnte und hoffte, das hat mir der gütige Gott wirklich jetzt gegeben, nach der Blüthe des Gedankens im Frühjahr jetzt im Herbst die Frucht der Erfüllung. Ich bin gestern hier aufgezogen und wohne in einem Bergwald ganz nahe am Titisee und nicht weit vom Feldberg. Wie ich nun selbst ein Doppelleben hier zu führen gedenke, indem ich meine Reise im Geist noch einmal mache und nebenher das Leben gegenwärtiger Umgebung parallel läuft: so mag es auch der Leser hinnehmen, wenn Anschauungen und Vorkommnisse aus dem Orient und vom Schwarzwald ineinander sich ver-

flechten. Es kann solches die Abwechslung ersetzen, welche durch Ernst und Scherz in meinem „Spanischen" hervorgebracht wurde; denn habe ich mir auf der letzten Reise den Vorwurf machen müssen, daß ich mich dem Scherz und Lachen viel mehr überlassen habe, als sich auf einer Wallfahrt zur Leidensstätte des Herrn geziemt, so soll wenigstens diese zweite besonnenere Reise ungestört und still davon bleiben, wenn nicht etwa gegen Vorsatz die alte Unart noch da und dort zuckt und sich regt.

Der Severinusverein in Wien suchte in ähnlicher Weise eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande zu veranstalten, wie solches schon einigemal in Frankreich geschehen. Den Theilnehmern sollte der Vortheil erwirkt werden, um geringere Kosten, in kürzerer Zeit, mit größerer Sicherheit und mit weniger persönlichen Bemühungen diese Reise zu machen. Man glaubte vielfältig, das öffentlich ausgeschriebene Anerbieten werde eine solche Menge zur Theilnahme ziehen, daß selbst Verlegenheiten und Störungen durch Ueberzahl entstehen werden. Allein zuletzt stellten sich nicht einmal die zur Ausführung bedungenen Zwanzig, sondern zu den vierzehn Oestreichern kamen nur noch ein Mann aus Posen, einer aus Baiern und endlich unser vier aus Freiburg. Die natürliche Ordnung würde es mit sich führen, daß ich nun die Gefährten schilderte, mit welchen ich ein viertel Jahr lang in unmittelbarstem Verkehr mich befand. Allerdings hat man außer der Ehe nirgends Gelegenheit einen Menschen so genau und in allen Beziehungen kennen zu lernen, als bei einer solchen Reise, wo man zu Land

und zu Wasser, Tag und Nacht, bei der Mahlzeit und in der Kirche, in Widrigkeit und in fröhlichen Situationen den Andern in nächster Nähe sieht, hört und spürt; allein ich halte es wohl für zulässig, einen Reisegefährten zu schildern, welcher zufällig mit mir in denselben Wagen gekommen ist und dessen Namen ich weder weiß noch sage; hingegen wo sich eine Gesellschaft verabredeter Weise zusammengemacht hat, gestaltet sich eine Art Verpflichtung wie im Familienverband, die Mitglieder derselben nicht der öffentlichen Begaffung preis zu geben. Ich werde somit nur insoweit von meinen Reisegefährten reden, als es die Erzählung zum Verständniß fordert.

In der Nacht vom ersten März band mich der eingetroffene Urlaub von der Kette der Dienstverhältnisse los; am zweiten in der Frühe reiste ich nordwärts mit der Eisenbahn, um in Wien meine Reiseangelegenheiten in Ordnung zu bringen. Ich machte den weiten Weg von Freiburg bis Prag nirgends Halt, außer insoweit selbst die Bahnzüge durch mannigfaltigen Verzug es inne werden lassen, daß sie die Grenzen sehr vieler Herren Länder und Ländchen überschreiten. Es drängte sich bei dem schnellen Fahren, während ich müßig an Leib und Seele im Wagen saß, der Gedanke lebhaft auf, daß auch das menschliche Leben der Eisenbahnfahrt gleiche und fürchterlich schnell die Zeit durchfahre, wie der Bahnzug den Raum. Ich ging diesen Morgen zwischen einsamen Waldhöhen hin, nur der stille Schmetterling schwebte vorüber und ein Bergbach zog, wie ein Kind mit sich selbst murmelnd, hinab zum See; es war eine unendliche Ruhe ausgegossen über den sonnigen Himmel,

die dunkeln Fichten und die sanften Wiesenhalden und über meine Seele; und dennoch hat mich in derselben Stunde die Zeit so rasch weiter fortgerissen und ein so großes Stück von meinem Lebensrest aufgerollt, als dem eifrigsten Geschäftsmanne — eben so wie der im Bahnwagen schläft gleich weit kommt, als der mühsam geplagte Feuerwerker auf dem Lokomotiv.

Die Fahrt von Freiburg bis Heidelberg hat für mich ein tiefes Interesse, indem mir da im Verlauf einiger Stunden alle Gegenden, wo ich eine Periode meines Lebens zugebracht habe, vor das Auge, und was ich hier gelebt, geliebt, gestritten und gelitten habe, vor die Seele geführt werden. Unter dem nördlichen Abhang der mächtigen Hornisgründe liegt Neusatz, die bleiche Windeck schaut nebendran aus dunklem Waldberg herab. Das ist der Ort, wo ich unter rauhem Volke selbst ein rauhes hartes Leben über sechs Jahre führte, wenig und selten freundlich, gegen mich nicht und gegen Andere nicht. Ich war da ein Jünger des Vorläufers Johannes. Dort haben die großen Sünden und edelsten Tugenden, mit welchen ich zu thun hatte, die Gedanken zu meinem Kalender angesäet und ausgetrieben. Wo das Thal sich gegen die Bahn mündet, steht an der Landstraße die schöne Wallfahrtskirche Marialinde, so lieblich wie ihr Name, wo nicht leicht ein Wanderer vorübergeht, ohne in diesem freundlichen Ruheort der Seele ein Gebet ausgeathmet und Trost eingeathmet zu haben. Die Rebleute an den Bergen umher behaupten, so weit die Glocken von Marialinden ihren Ton tragen, so weit ist Berg und Flur stets vor Hagelschlag geschützt. Ich bin

auch manchmal in jener einsamen Kirche gewesen; jetzt kehrte nur der Geist einen Augenblick dort an im Vorüber- und Fortfahren nach Land und Ort, wo Maria geboren und gewandelt war. Dann erinnert mich der ernste gothische Thurm, der einzige, den man außer Freiburg an der Landesbahn erblickt, wo ich her bin, und weiter am Gebirg der Thurm von Kappel, wo meine Eltern und Verwandte begraben liegen. Rastadt ist mir auch in der Rückerinnerung zerstört, obschon ich die acht Lehrjahre des Lyceums dort verleben mußte, weil die Festungswerke Stadt und Umgegend umgeformt haben und die prachtvollen Eichwaldungen, wovon die Stadt umfangen war, ausgerodet sind. Hingegen die Murg hinauf liegt Rothenfels und Gaggenau, die Orte meiner ersten Pastoration, meiner Kindheit und ersten Seelsorgerliebe. Dann kommt Heidelberg und mit ihm das Andenken an jene Jahre, wo ich leer an Verdienst, finster in Geist und Gemüth nachtwandelte; wo mir Gottes Güte den Tod und die Hölle vor Augen bloßlegte und bald wieder himmlische Funken in die Seele fallen ließ. All dieß ist ausgeglüht und schon lange liegt kühle Asche darüber; wenn ich aber je zu den Geretteten gehöre, so reicht die tiefste Herzwurzel meiner Seligkeit in jene Hölle hinunter, wohin mich zu Heidelberg der Herr innerlich niedergetreten hatte.

Mancher macht vor einer großen Reise das Testament und weckt sein Gewissen, daß es ihm die Rechnung mache über abgelaufenes Leben und Seelenzustand; so war es auch beim Beginn dieser Reise eine angemessene Rückschau, eine sichtbare vorgelegte Gewissens-

erforschung über mein Leben, als alle diese Orte und Gegenden vor meinen Augen vorüberzogen.

In Frankfurt ging es erst Abends ab; die Landschaft weiter hinaus war vielfältig überschwemmt bis zu und über die Bahnschienen. Von der ganzen Bahnstrecke wehte mich nur Kurhessen mit mir selbst unerklärlicher Liebe an; ich habe seit meinen Heidelberger Jahren bis auf den heutigen Tag ein stetiges Vorurtheil und Vorliebe für dieses Volk; ich halte dafür, daß in den Kurhessen eine ganz besondere Begabung und Gemüthskraft liege, das Beste, was man an uns rühmen mag, ein Goldkorn in den Quarzblock Teutschlands eingesprengt. Und doch hat kein teutscher Stamm eine schwermüthigere Geschichte. Das Stück, wo eine Mutter ihr Kind zum Metzgen verkauft um Schnapsgeld zu bekommen, ist an den Söhnen dieses armen Volkes tausendweis ausgeübt worden — von einem Landesvater.

Es ist mir schon oft geschehen, daß ich beim Aufwachen in der Frühe einen vollständig fertigen Gedanken in der Seele fand, der hell wie ein Transparent und laut wie eine Stimme alle Aufmerksamkeit auf sich zog und zugleich durch die Angemessenheit für mein augenblickliches Bedürfniß und durch eine eigenthümliche Autorität Gemüth und Wille in Anspruch nahm. Ob es die eigene Seele ist, in der während des Schlafes eine Gedankenknospe zur Blüthe sich erschlossen hat, oder ob es ein höherer Geist, ein Schutzgeist ist, der diese Gedankengabe während des Schlafes in die Seele gelegt und wie eine Blume zum Morgengruß zurückgelassen hat, weiß

ich nicht zu unterscheiden. So lag nun bei dem Aufwachen im Bahnwagen eine lebendige Aufforderung in der Seele, ich solle bei dieser Reise muthig auf Gott vertrauen, und die Versicherung, es werde Alles gut gehen.

Eines der Lichter, welche Nachts im Wagen angezündet werden, braunte in den Tag herein. Ich habe dieses auch sonst manchmal getroffen, daß Morgens, wenn schon der Tag angebrochen war, noch ein Laternenlicht in der Straße brannte. Ein solches Licht in der Tageshelle macht mir regelmäßig den Eindruck von Armseligkeit und Erbärmlichkeit, während es in der Nacht höchst schätzbar ist. Es ist ein Symbol der Philosophie, welche zur Zeit der Nacht, im Heidenthum, manchen Menschen doch einiges Licht gewährte, die aber jetzt, wenn sie das Christenthum ignoriren und für sich die Menschen erleuchten will, dem Oellicht gleicht, das man am Tag vergessen hat auszulöschen.

Indem ich große Strecken durchreise und, statt Merkwürdigkeiten mancher Länder und Städte zu beschreiben, von einem Licht spreche, das man vergessen hat auszulöschen, und von einem Gedanken, der aus dem Schlaf ins Wachen herüber stehen geblieben ist, fällt mir doch auch ein, wie manchem Leser dieß sehr anstößig gegen berechtigte Erwartung vorkommen muß. Allein ich erzähle nur Das, was mich selbst interessirt, und mich bedünkt, wie die Menschenseele mehr werth ist als eine Welt, so ist auch ein jeder wahre Menschengedanke mehr als alle Produkte der Agrikultur und alle Industrie und öffentliche Gebäude einer Residenzstadt, und auch alles Sichtbare hat nur rechte Bedeutung, wenn der Geist es

brauchen kann, und da kommt es nicht auf materielle Größe an. Ich hatte Zeit einige Stunden in Leipzig zu verweilen und ging über den Marktplatz und durch einige belebte Straßen. Wie hat doch diese Stadt einen Namen wegen ihrer Handelsgeschäfte für die Materie und für den sogenannten Geist — sollen doch hundert Buchhändler dort sein! Allein wie wenig rein Menschliches zeigt sich in dem Gewimmel der Leute — der normal kostümirte Handlungsdiener, welcher unter der Thüre die vorübergehenden Frauenzimmer zu Gesicht und nach Befund zu Herzen nimmt; die Magd, welche mit dem Marktkauf nach Haus eilt in Gedanken, wie sie der Madame glaublich beibringen wolle, der Einkauf habe mehr gekostet, oder mit Gedanken an den Soldaten, der sich so sicher Abends am Brunnen einfindet als beim Verles im Kasernenhof; der Kleinkrämer, welcher hinüberschielt zum Krämer in der Nachbarschaft, welche Kunden dort hineingehen und nicht bei ihm; der Staatsdiener, welcher mit gravitätischem Backenbart auf die Kanzlei an die Schreibbank wandelt, nachdem er vorerst als Papa neben seiner Gemahlin im Morgenanzug den Kaffe genossen und die Hoffnungsvollen abgeküßt hat; das Schulkind, welches zu zweit erzählt, daß es in dem Affentheater gewesen, oder einsecht das mitgenommene Zehnuhrbrod voreilig verzehrt: all dieses Herumtreiben oder Herumgetriebenwerden im Interesse der Sinnlichkeit, der Habsucht und der Hoffart müßte auf den vollendeten Christen zuletzt den traurigen Eindruck von einem großen Irrenhaus machen. Bin ich aber selbst noch zu weltlich, um tiefer die Verirrung der

Menge von dem schmalen Weg zu beherzigen, so habe ich anderseits doch so vielen Sinn für einfache Natur bewahrt, daß mir unendlich besser als die Ansicht von Leipzig meine gegenwärtige Aussicht gefällt. Meinem Fenster gegenüber liegt eine Bergwand mit Tannen bewachsen; wo die Höhe zum Thal sich herabbiegt, fängt das hellere Wiesengrün an, und an den Waldrand lehnt sich ein Haus mit Schindeln gedeckt, darüber der bleiche Himmel mit sonnigen Wolken wie mit silbernen Spangen besetzt. Und zugleich ist Alles unendlich still, nur die Grille hört man drunten von der Wiese her und das leise Singen der Fliege, die zwischen Tisch und Fenster webt. In einer solchen Situation fühlt sich die Seele selbst und wird sich durchsichtig, während das Gewicht und der Lärm einer großen Stadt der Seele Staub und Dampf in die Augen jagt und die rechte Besinnung nimmt.

Eine oder einige Stationen von Leipzig hinweg kam mir auch Einfachheit vor, aber die trostlose Einfachheit einer leeren Gefängnißzelle. Der Bahnzug hielt irgendwo, um dem Lokomotiv Wasser saufen zu geben. Bei dem schmucklosen Stationshaus lagen verfaulte Balken ehemaliger Bahnschwellen, ein Haufe Kohlen von Wasserlachen umgeben, die Erde halb mit altem Schnee bedeckt — lauter Farben um Leblosigkeit und Trostlosigkeit zu malen. Und doch vermag die Natur auch mit Schnee eine Gegend eigenthümlich zu umschleiern, so daß sie die Seele des Beschauers zu seltsamem Ahnen und Sehnen weckt. Da wir am Ufer der Elbe hinauffuhren und die böhmischen Waldberge mit Schnee über-

streut in der Abendbeleuchtung herüberschauten, erwachte bei diesem Anblick eine seltsame Ehrfurcht, als wären Geheimnisse unter dieser weißen Umhüllung verborgen, ein Kirchhof, ein Gottesacker, worin die Natur selbst begraben liegt, ein weißes Riesenei, aus welchem sie hervorbrechen wird.

In Prag war ich jetzt zum zweitenmal und bemerkte jetzt wie vor längeren Jahren, daß auf der Brücke, welche in vielen mit Statuen geschmückten Bogen über die Moldau schreitet, zahlreiche Männer verschiedenen Standes vor dem Bild des h. Johann von Nepomuk durch Hutabziehen ihre Ehrfurcht bezeigten. Der Katholicismus allein lehrt, was am Menschen als Höchstes zu ehren ist, nämlich die Treue und Tapferkeit im Dienste Gottes, und der Katholicismus lehrt auch diese Ehrfurcht muthig zu bekennen. Der Weltmensch ehrt *seine* Götter und Halbgötter, z. B. einen berühmten Schlachtenmeister, einen Dichter, einen Komponisten oder gar einen Virtuos oder eine Theaterperson, aber dennoch getraut sich nicht leicht Einer vor der Statue des Mozart in Salzburg, oder der des Schiller in Stuttgart, oder vor einem der gegossenen Helden auf dem Schloßplatz zu Berlin den Hut abzuziehen, aus Besorgniß, man könnte gegen sein entblößtes Haupt Verdacht fassen, während der gläubige Katholik auf diese Weise die Bilder heiliger Personen ehrt, ohne sich vor dem Spott des aufgeklärten Blödsinnes der Weltläufigen zu scheuen.

Prag ist wohl eine der prächtigsten Städte, welche es gibt; sie ist so recht im besten Sinn des Wortes von altem Adel. Diese seltsamen Paläste und Thürme

erscheinen dem Teutschen höchst fremd und erstaunlich. Man sieht ihnen an, daß hier einmal ein mächtiger gewaltthätiger Geist hauste, der solche Steine in solcher wunderlichen Pracht aufthürmte. Es ist ein Styl da zu sehen, wie ich mir ihn denke bei einer nordasiatischen Nation. — Aber alles Getös und alle Hoffart großer Städte ist mir langweilig. Ich war Abends in dem Apollosaal, wo Musik zu hören war. Die Zuhörerschaft bestand aus ängstlich nach der Mode gekleideten Herren; ich betrachtete, wie dieses Publikum ein so vollständiges Genüge findet an seinem Aufputz, an seinem Getränk und Speisen, an der Walzer- und Opernmusik, an den wechselseitigen Begrüßungen und an der gezeigten Gewandtheit in Formen der Höflichkeit; ihre Seelen sind gleichsam verwünscht zu kleinen Mücken, die einen seligen Genuß finden an ein paar Tropfen verspritzten Zuckerwassers. Die gewöhnlichen Vergnügungen füllen sie mit dem Jast der Freude, wie der Dunst in einer Branntweinbrennerei. Ich bin allerdings dafür verwittert, sollte aber tolerant nicht gleiches von der Jugend begehren.

Es ist übrigens wunderbar, wie unendlich sich die Menschen durch Lebensart und Lebensrichtung von einander unterscheiden; der Apollosaal mit seiner Ohrenlust und geputzten Vergnügungsmenschen erinnert mich durch den Gegensatz an das Taubstummeninstitut, welches ich bei meiner ersten Anwesenheit in Prag besucht hatte; ich will wörtlich angeben, was ich damals in mein Wanderbuch darüber aufgeschrieben habe.

„Ich ging in das Taubstummeninstitut, um den

Direktor Fr. aufzusuchen. Er und sein Nebenlehrer zeigten mir alsbald ihre Kinder; hernach fing Fr., da es Zeit war, den Religionsunterricht an. Das ungemein gewandte Sprechen der Kinder durch lauter Pantomimen hatte schon seiner äußerlichen Erscheinung nach etwas Aesthetisches, wie auch eine fremde Sprache, die man nicht versteht, desto mehr durch den Wohllaut das sinnliche Gehör ansprechen kann, und zwar desto mehr, wenn aus Mangel an Verständniß die Aufmerksamkeit von der Musik des Lautes nicht abgelenkt wird. Zugleich bemerkte ich eine außerordentliche Aufmerksamkeit der Kinder, obschon der Unterricht länger als eine Stunde währte. Aber nicht nur im Augenblick des Aufmerkens, sondern überhaupt zeigten die Kinder ein viel aufgeweckteres einsichtigeres Gesicht, als man sonst bei Taubstummen trifft, ja mehr noch, als man selbst bei den meisten vollsinnigen Kindern sieht. Es war mir hier ganz besonders anschaulich, wie das Gesicht nicht nur im Augenblick des Affektes sich Gestalt geben läßt von der Seele, sondern wie es auch einen stereotypen bleibenden Ausdruck von der Seelenzuständlichkeit annimmt. Fr. hat diese Kinder zu sinnigen denkenden Menschen in einem Grade herangebildet, wie man es für unmöglich halten sollte. In meiner Gegenwart zeigte er ihnen die Lehre von den Engeln, ohne zu sprechen; wie das Blut dem Leib Leben, Wärme, Wohlsein und Schönheit gebe, so gebe die Heiligkeit dasselbe der Seele; und was mit dem blutberaubten Leib geschehe des Gestankes und der Häßlichkeit wegen, das thue Gott mit der Seele, die der Heiligkeit verlustig ist. Fr. erschöpfte auf eine Weise

die Lehre von den Engeln, wie sie selten hörige Kinder vernehmen. — Später, ohne daß Fr. auf mich deutete, wurden die Kinder sehr freundlich, einige deuteten fragend auf mich. Fr. sagte mir, er habe ihnen mitgetheilt, daß ich der Verfasser des Kalenders sei, den sie aus seinen Erzählungen schon lange kennen. Als die Stunde beendigt war, küßten mir alle diese Kinder die Hand. Zuerst unter den Mädchen eines, das mir schon während des Unterrichtes aufgefallen war. Etwa dreizehn Jahre alt hatte es einen sehr edlen Kopfbau und ein schönes geistreiches Gesicht, wie man es bei einem Taubstummen für unmöglich halten sollte. Auch seine Körperhaltung, es stand meistens, war ungemein frei und edel, ohne daß das Kind es zu wissen oder wollen schien. Sein Auge und seine Aufmerksamkeit, sein anmuthiges Lächeln und lieblicher Mund verbreitete eine eigene Grazie über das ganze Wesen. Ich hatte vorher bei meinem Umhergehen in der Stadt größtentheils bleiche oder verschobene Gesichter gesehen und auffallend wässerige Augen. Deßhalb kam mir der Unterschied jenes Mädchens um so greller vor. Da sagte mir Fr. zu meiner Ueberraschung, ohne daß ich gefragt hatte, es sei ein Judenmädchen. Nun wurde mir auch eine Erscheinung während des Religionsunterrichtes erklärlich. Als nämlich positiv Christliches darin vorkam, wurde das so freudig aufmerksame Mädchen wie zerstreut und versunken in unangenehme Gedanken; es wurde ernst und traurig, offenbar that es ihm in der Seele weh, weil sein verehrter Lehrer ihm falsches zu lehren schien, oder weil es ihm unerlaubt vorkam, dieser Lehre sein

Herz zuzuwenden. Die Eltern schicken es hierher, weil es taubstumm ist, und so bleibt es wie zufällig auch im Religionsunterricht."

„Später gingen wir in den Garten; Fr. sagte mir, daß von den fünfzig Kindern der Anstalt nie eines eine Traubenbeere berühre, obschon sie selbst die Reben begießen und täglich im Garten spielen. Wenn ein Taubstummes in die Anstalt komme, so sei es sehr oft dem Stehlen, dem Ungehorsam und besonders dem Zorn ergeben, weil sie viel zu Haus von andern Kindern geneckt und geplagt werden und dadurch die Seele eine verbitterte Stimmung bekomme. Nach einigen Wochen seien diese Kinder dann wie umgekehrt, hauptsächlich durch Einwirkung der Größeren, welche, wie ich selbst sah, aus reiner Liebe zum Guten die Jüngeren zurechtwiesen. Es kam einmal ein sechszehnjähriger Knabe in die Anstalt, welcher schon allen Lastern ergeben war. Durch den Religionsunterricht wurde er gut und fromm wie ein Engel; zuletzt bekam er die Auszehrung. Da äußerte er: ich bin sehr bös gewesen, jetzt bin ich noch ein wenig bös, aber nicht mehr arg; es ist aber gut, daß ich sterbe, denn sonst könnte ich wieder schlimm werden. Einmal fing er in seinen Schmerzen an zu lachen und äußerte, das freue ihn, daß sein böser Leib, mit welchem er gesündigt habe, jetzt auch mit Schmerzen gestraft werde. Als er starb, sei eine große Freude bei den Kindern in der Anstalt gewesen, gleichsam ein Hochzeitstag, weil sie fest überzeugt waren, daß jetzt seine Seele im Himmel sei. — Fr. sagte mir ferner, diese Kinder seien so kräftig Gott ergeben, daß ein jedes von

ihnen williger für Gottes Sache sein Leben hingeben würde, als vollsinnige sonst gute Christen. Gerade weil sie durch den Mangel an Gehör weniger vom Getös und Reiz aus der Welt inne werden als wir, so wirken die Religionswahrheiten ausschließlicher und heller auf ihre Seelen, und können besser gedeihen, da sie nicht, wie bei uns, vom Unkraut und den Schlingpflanzen tausendfältiger Erdgedanken und Gelüsten erstickt werden. Ich ahnte bei dem Anblick dieser Kinder, was das ist, nichts als Gott suchen und wollen und eine heilige Seele haben. Ein Knabe von etwa acht Jahren stand harmlos vor mich hin, um mich recht innig und lieb zu betrachten; ein anderer ging hinter mir her und streichelte mir sanft den Arm, um zu zeigen, wie lieb ich ihm sei. Hier in solche Kinder ist der heilige Geist wahrhaft eingegangen; sie sind wiedergeboren durch die Taufe und das Wort; darum lieben sie so schnell und frei auch den Fremden, weil er eben ein Mensch ist, und Gott auch in ihnen die Liebe ist."

In tiefster Ruhe und Stille, in abgelegenem Bergthal von 3000 Fuß Höhe, bei mildem weichen Frühherbst, schaue ich mir jetzt selber zu, wie ich auf tosendem Bahnzug, zwischen einem Jahrmarkt von Menschen, bei wildem Schneegestöber zwischen den böhmischen Bergen durchfahre. Es drängte sich mir damals der Gedanke auf, wie so eine Winterlandschaft das Bild frühester Kindheit sei; so einfach ist das Aussehen, und doch eine ganze reiche Welt im Keime drin verborgen,

die nur der weckenden Sonne bedarf. In einem Monate soll ich das öde heiße Palästina sehen, ausgebrannt und todt durch dieselbe Kraft der Sonne, welche in diesen nördlichen Gegenden so reichen Segen im Sommer weckt. Die Juden sind ihrem Palästina gleich, an der Sonne Jesus Christus sind sie verdorrt und verbrannt — während das Heidenvolk der Winterlandschaft gleicht, welche der andringenden Frühlingssonne entgegenharrt, um sich zu reicher Pflanzenpracht zu erschließen.

In Wien war einiger Aufenthalt nöthig und möglich. Es war das viertemal, daß ich nach Wien kam, und es hat wieder ganz denselben Eindruck auf mich gemacht wie das erstemal. Bei meinem erstmaligen Aufenthalt, wo ich noch nicht so städtemüd war, wie jetzt, fand ich zwar sehr liebe Freunde und gemüthliche Aufnahme und Unterhaltung im Ueberfluß; aber dennoch fühlte ich mich ohne recht zu wissen warum nicht ganz im richtigen Element, wie eine Forelle in einem Industrie-Kanal oder dem Landgraben von Karlsruhe.

Aehnlich unerquickt fand ich mich jetzt wieder; es war gerade die Taufe der neugeborenen Prinzessin; statt den Spektakel des pomphaften Aufzuges anzusehen, fuhr ich nach geordneten Angelegenheiten ins Helenenthal bei Baden, um eine mehrjährige Kranke zu besuchen, nicht sowohl ihr als mir zu lieb, indem ihr ungewöhnlich entfalteter religiöser Geist mir schon früher einmal eine Erbauung gewährte, die dem Geistlichen eben nicht häufig zu Theil wird. Hingegen wissenschaftlich, kirchlich oder amtlich hervorragende Männer besuche ich in der Regel nicht, weil solche Visiten, um „kennen zu lernen und

Verehrung zu bezeigen" gewöhnlich nur ein trockenes Futter für Neugierde und Eitelkeit sind und wechselseitig die Zeit verderben.

Den Morgen vor unserer Abfahrt mußten wir lange auf dem Bahnhof warten — ich stellte mich einige Zeit unter die Einfahrt; es war sehr früh und kalt; von der Stadt gährte ein zäher Dunst in die Höhe, wie über einer erloschenen Brandstätte noch bewegungsloser Rauch hängt. Die Stimmung bei mir ist ohnedieß schwer und freudelos, wenn ich kalt habe — dem kam der Anblick noch verstärkend entgegen von einer Stadt, welche eine halbe Million Menschen in sich schließt, die ihrem Herrentheil nach schläft und dem andern Theil nach in der mißmuthigen Stimmung der kalten Morgenfrühe aufräumt und zurüstet für Andere. Eine Hauptstadt ist ohnedieß ein moralisches Spital, wo sich durch das Zusammendrängen so vieler Menschen neue sittliche Krankheiten erzeugen, eine Sündenfabrik im Großen.

Es war erst ein halb Jahr, daß ich die Fahrt von Graz nach Wien über den Semmering gemacht hatte; jetzt sollte ich in entgegengesetzter Richtung diese Eisenbahnsteige über hohes Gebirg fahren. Der Geist wird hier zum Aufmerken und wohl auch zur Verwunderung geweckt, insofern hier Menschenkunst und Arbeit etwas Außerordentliches geleistet hat. Die Berge durchbohrt, die Thäler überbogt, scheinbar ein glänzender Sieg und Majestät des Menschen über die Natur — und doch ist nur eine Knechtschaft mit einer noch mühsamern Knechtschaft vertauscht. Es ist zuletzt nur höchst genaue ängstliche Unterthänigkeit gegen die Naturgesetze, was bei

Zusammensetzung des Lokomotivs und der ganzen Eisenbahn in Anwendung kommt. Nicht das geringste Naturgesetz kann durch alle Menschenkunst verändert werden, sondern man kann nur durch genaue Kenntniß und Beachtung desselben die Kräfte der Natur sich zu Nutzen machen. Der Aufwand von Verstand, Anstrengung und Kraft, dieses Biegen und Wenden so vieler sogenannt tüchtiger Männer ist oft nur gehetzte Sklaverei in den Ketten der Natur- und socialen Gesetze. Der Einzige, welchem die Naturgesetze selbst sich gebeugt haben, der wirklich als ihr Herr sich zeigte, ist Christus und die, welchen er von dieser Herrschaft mittheilen wollte, seine Heiligen.

Besonders auf der Höhe des Semmering, bei Mürzzuschlag, war noch ganz harter Winter. Aus der ganzen Pflanzenwelt stand nur die Tanne davon unberührt da. Im Winter ist sie das allein Grüne, im Sommer ist sie allein kalt und winterlich trocken, sie ist gleichsam emancipirt von äußern Einflüssen; dieser Art gibt es auch Menschen, kühl im Glück, ruhig im Unglück, kalt und ungeliebt überallhin. Und doch hat der Tannenwald auch wieder einen Reiz und eine Symbolik in sich, welche gegenwärtig, wo ich rings von Tannenhöhen umgeben wohne, mich mehr anzieht als Laubwald. Letzterer ist gleichsam mehr weiblich schön, während im Tannenwald der Ernst, die Ruhe und auch die Geradheit tüchtiger Männer abgebildet ist. Gestern bin ich bei Mittagssonnenschein im Tannenwald gegangen; wo durch das ausgezweigte Ende der Aeste die Sonne durchbrechen konnte, erschien ein leuchtendes Grün, wie

an Johanniswürmchen oder an gemalten Glasfenstern, und machte den Eindruck, wie wenn ein sonst sehr ernster oder schwermüthiger Mann einmal freundlich lächelt. Diesen Morgen, als ich aus der Kirche wieder in meine waldumfangene Wohnung zurückkehrte, hingen Wolken über den Waldhöhen und Raben flogen zwischen grauem Fels und schwarzen Tannen hin; hier war der tiefste Ernst, die Melancholie zurückgekehrt, wie sie in der Physiognomie des Schwarzwaldes gerade durch seine Tannen vorherrschend ist.

In Oestreich wird man selbst während des Fahrens im Wagen geplagt die Pässe zu zeigen; ich fand den meinigen anfänglich nicht und glaubte ihn verloren zu haben. Wäre es wirklich so gewesen, so hätte ich wahrscheinlich nicht weiter reisen dürfen, abgesehen von sonstigen häßlichen Verlegenheiten; denn es scheint in Oestreich ein bedeutendes Verbrechen zu sein, keinen Paß zu haben. Ich fand den meinigen zum Glück wieder, aber es wurde mir hiebei so recht fühlbar, wie unnatürlich alle Wege und Stege in Oestreich durch das Paßwesen wie mit Stricken überspannt und verlegt sind. Im Grazer Bahnhof standen Polizeimänner an der Thüre des Speisesaales, um die Stadt vor dem Unglück zu behüten, daß sich ihr ein Mensch nahe ohne abgegebenen Paß. Soweit ist es hierin wohl nirgends sonst auf Erden getrieben, höchstens etwa im Neapolitanischen. Ich will der östreichischen Regierung keine Vorlesung über weisere Einrichtungen halten, denn ich bin der Ansicht, daß sie besser verstehen wird was ihres Geschäftes ist, als der Ausländer und Laye im Staats-

regiment. Aber es gibt doch in Frankreich so viele und entschlossene Regierungsfeinde als in Oestreich, und man weiß sie dort zeitweise schon im Zaum zu halten, ohne ganze Millionen mit zahllosen Paßvisa zu behelligen und eine Armee von Paßaufsehern aufzustellen: sollte dieses nicht auch in Oestreich möglich sein? Damit aber nicht Einer aus dem „Reich" etwa meine, da sei es eben doch viel aufgeklärter und liberaler außerhalb des schwarzgelben Grenzpfahles, so bemerke ich, der vorgeblich gebildete Stand ist bei uns allerdings nicht viel wegen des Passes beunruhigt — hingegen der Handwerksbursche, überhaupt der ärmere Mensch, wird von jedem Polizeidiener und Gensdarmen aufgefordert seine Papiere vorzuweisen. Selbst in kleinen Städten kann es einem Gesellen recht wohl begegnen, daß er schon vor dem Thor sein Wanderbüchlein vorweisen muß, dann ein oder zweimal beim Durchgang; und wenn letztlich gerade ein Gensdarm in die Stadt zurückkehrt, so wird auch dieser am andern Ende wieder die „Papiere" sehen wollen. Ich will auch dieß „den Herrn" überlassen, ob es nothwendig ist; nur sehe ich es viel lieber, wenn der Arme und der Reiche gleichmäßig behandelt wird, wie im Kaiserreich, und nicht der Arme die Sorgfalt der Polizei allein ausstehen muß. Würde z. B. mehr gefahndet auf ein gewisses Laster, welches im Staat ganz anderes Unheil anrichtet als der Bettel, so wären die Leute in gewichsten Stiefeln gewiß strengster polizeilicher Ueberwachung würdig.

Einer meiner Begleiter machte die Bemerkung, welche ich aus eigner Erfahrung bestätigen kann, er habe jetzt

den weiten Weg von Böhmen bis Laibach niemals fluchen hören, während in unsern Landen gerade manche Bedienstete das Fluchen für ein so unerläßliches Zeichen der kräftigen Mannhaftigkeit und für ein nothwendiges Mittel Respekt einzuflößen ansehen, als einen dickhaarigen Bart. Es scheint ein psychisches Gesetz zu sein, je weniger der Mensch innern Gehalt hat, desto mehr sucht er meistens durch Aeußerlichkeiten zu imponiren oder wenigstens zu interessiren; seine Seele ist in die Haut oder selbst in die Haare oder das Schneiderkleid gefahren und sitzt drin und zwitschert mit den Augen, ob die Leute auch genug Aufmerksamkeit zeigen.

In Triest fanden wir erst die Ansammlung der übrigen Reisegefährten. Es wurde verabredet und ausgeführt, daß wir daselbst noch vor der Einschiffung insgesammt beichten und communiciren, um auf diese Art unserer Reise Segen und Weihe zuzuziehen. Den Abend vorher ging ich den schönen Weg gegen Muygia, welcher mich schon in frühern Jahren so ungewöhnlich angesprochen hatte. Es zieht sich nämlich die Straße in geringer Berghöhe unmittelbar über dem Meer von Triest gegen das genannte Dorf. Die abgesunkene Sonne röthete den schönen Himmel und die Dämmerung dunkelte durch das edle Roth. Da tönte die große Betglocke von Muygia her — viel tönender und heller, als bei uns die Glocke in solcher Entfernung tönt, wie auch das Licht in südlichen Ländern heller ist. Selbst solche Leser, die noch nie am Meer gewesen sind, werden sich einigermaßen denken und fühlen können, wie spätes Abendroth über dem Meer und die süße italienische Luft

und das Läuten einer großen Betglocke von fernher den Fremden, der am Bergufer steht, wie ein wunderbarer Dreigesang antönen müsse. Die Resonanz davon macht Saiten in der Seele anklingen, die vorher ihm selbst verborgen waren und in seinem Innern geheim vorbereitet liegen für die Harmonie einer andern künftigen Welt. Vor drei Jahren war ich das letztemal in Italien gewesen und hatte damals eine mir selbst wehthuende Gleichgültigkeit und Kälte gegen Italien empfunden, nachdem ich früher und zwar schon von Jugend auf eine innige Vorliebe für Italien gehabt habe. Dießmal regte sich die alte Liebe wieder. Ich fühlte hier nach Jahren aufs Neue, wie das Leben in Italien etwas ganz Anderes und Schöneres ist, als wäre da der Mensch und die Natur weniger verflucht und Gott näher als bei uns. Und doch hat das Leben bei uns auch wieder seine eigenthümliche Anmuth und Zuträglichkeit. In der Regel behagt man sich in die Länge doch am besten in dem Land und der Landesweise, wo man gewachsen ist; die Fasern des ganzen Menschenwesens haben sich eben in der Jugend zurechtgelegt und angeschmiegt, und Leib und Seele fühlen sich gestört, wenn man in fremden Lebensverhältnissen und fremder Natur wohnen soll. Der Schwarzwälder Uhrenhändler oder der Conditor aus den Alpenhöhen von Graubünden mag in schönen großen Städten, in Frankreich, in Südamerika Jahre lang zugebracht haben — wenn er des Handelns müde ist und genug erworben hat, setzt er sich nicht in der schönen Stadt oder in südlich schöner, milder Gegend, wo er gehandelt hat,

zur Ruhe — sondern nimmt unter einem Schindeldach auf rauher Höhe, wo das Korn erst im Herbst reif wird, seine Einkehr, um dort auszuleben. Dennoch werden bei keiner Nation so Viele gefunden, die sich vornehmer dünken, wenn sie einen ausländischen Namen führen oder in Paris oder Rußland ein Geschäft haben, als gerade die Teutschen. Es liegt solches nicht in der Qualität des Landes, sondern im germanischen Naturell; der Teutsche scheint heuer wie Schmalz oder Zwiebeln oder ähnliches Gewürz nicht brauchbar zu sein für sich ein Gericht zu bilden, sondern nur als Ingredienz für andere.

Am 9. März schifften wir uns ein bei grobem Regen und aufgeregter See. Die unfehlbaren Engländer waren theils schon auf dem Schiff, theils kamen sie noch. Das Schiff war alt und überladen und die Fahrt nach Smyrna großentheils eine Plage in Folge der ungünstigen Witterung. Die Reisebeschreiber lieben es umständlich und in Hyperbeln die Witterungen und Fährlichkeiten und „thurmhohen" Wellen zu beschreiben, welche sie auf dem Meere verschlingen wollten. Ich will den Leser mit solchen Dingen in Ruhe lassen und nur insoweit berühren, als sie Anlaß geben zu manchen Bemerkungen, die letztlich mehr Werth haben, als das Ereigniß an sich.

Am andern Tag schneite es und die Gebirge von Istrien waren weiß von Schnee. Abends war der Himmel gegen Westen mit schweren Wolken abgeschlossen; nur ganz unten an der Grenze des Meeres schienen

einige Feueröfen an fernem flachen Ufer zu stehen — es war kein Land dort, sondern Abendroth, das durch eine schmale Spalte, welche das Meer und die Wolken am Horizont offen ließen, durchglühete.

Es wurde Sonntag und das Wetter war erträglich; da kam unsere Gesellschaft überein, einigermaßen den Sonntag zu feiern. Wir standen auf dem Verdeck im Kreise umher und sangen teutsche Meßgesänge. Die Engländer schauten mit großer Aufmerksamkeit in die Gesangbücher (einige derselben verstanden etwas teutsch), und meinten zuletzt in allem Ernst, wir müßten insgesammt Teutschkatholiken sein, weil sie in unserm Meßgesang nichts von Maria und vom Papst fanden, nicht einmal die Namen. Diesen guten Leuten hat man offenbar als wesentliche Charakteristik der Römisch-Katholischen beigebracht, daß sie vor Allem Maria und den Papst anbeten. Es ist eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß so vielfältig protestantische Pastoren und Schriftsteller zu Entstellungen und Verläumdungen gegen die Katholiken und deren Glauben ihre Zuflucht nehmen, um ihr protestantisches Volk sicherer im Protestantismus zu erhalten. Ich kenne einen ehemaligen Protestanten, welchem der Unsinn, den seine Lehrer in der Schule als Lehre und Praxis der katholischen Kirche ausgaben, so unglaublich vorkam, daß er, um sich Gewißheit zu verschaffen, katholische Schriften las und in Folge davon katholisch und später Priester wurde. Von protestantischem Standpunkt aus wäre es allerdings eine sehr gefährliche Sache, vom Katholicismus nur einfach die offizielle Lehre der Kirche dem Volke darzustellen.

Nachmittags hielten die Engländer auch eine Andacht; sie standen um den Tisch in der Kajüte; einer betete die Liturgie, die übrigen respondirten; auch wurde eine Art Predigt gehalten. Beinahe Alle gehörten zu einer Gesellschaft von Aerzten und Apothekern, welche von der englischen Regierung nach Smyrna an das dortige Militärspital gesendet wurde. Ich sah später, als wir einen Sonntag Vormittag auf der Insel Syra zubrachten, einige derselben mit Andacht einer katholischen Messe anwohnen, indem sie dabei in ihren mitgenommenen Gebetbüchern beteten. Es muß ihnen immerhin noch besser geschienen haben, selbst einem katholischen Gottesdienst anwohnen als gar keinem. Woran liegt es, daß man Aehnliches von einer Gesellschaft teutscher Aerzte nicht wohl erwarten dürfte? — Wegen der größern Erleuchtetheit schwerlich; ich habe noch in keiner Gattung von sogenannt wissenschaftlichen Schriften einen solchen Mangel an Logik und schärferem Denken getroffen, als in manchen Schriften teutscher Mediciner. Die Quelle der Religionslosigkeit so vieler teutscher Aerzte kommt nicht bloß von Unwissenheit, indem sie in ihrer Jugend rücksichtlich des Religionsunterrichtes verwahrlost wurden, sondern auch aus Verstandesschwäche, indem sie den Lichtstock des Leibes und des animalischen Lebens nicht zu unterscheiden wissen von dem Menschengeist und dessen Natur. Es ist mir deßhalb immer ein Zeichen von selbstständigem kräftigem Geist, wenn ein Arzt religiös ist; wo nur wenig ist, erstickt das Wenige in der Fleischerei des anatomischen Lehrsaals.

Die dalmatinische Küste scheint ein unglückseliges Land

zu sein, im Winter kalt und unwirthlich, im Sommer ausgebrannt und durch Hitze quälend.

Es regnet heute (2. September) den ganzen Tag, die Berghäupter sind alle tief mit Wolken bedeckt, der Waldweg vor meinen Fenstern schimmert regennaß wie in Bleiglanz, kein Mensch läßt sich darauf blicken — die Tannen stehen da wie Mumien und das nasse Grün des Grases schreckt mit dem Gedanken an nasse Füße. Die Regentropfen führen vom Dach herab ihren melancholischen langsamen Pendelschlag. Alles hat in dieser Waldeinsamkeit bei diesem Wetter die Stimmung tiefer Traurigkeit. Und doch wie behaglich und gut ist die Behausung einer Stube gegen das Verweilen auf einem Schiff bei solchem Wetter und sei es auch auf dem ersten Platz. Dieses Zusammengesperrtsein in der Kajüte, wo der Speisegeruch von den vielen und doch so einförmigen Mahlzeiten die Luft verdirbt, dieses heftige Schwanken des Schiffes, wie es bei regnerischem Wetter regelmäßig stattfindet, die Mißstimmung, welche Leib und Seele davon fühlen, das nächtliche Husten und Aechzen der Nachbaren, welche an der Seekrankheit leiden, das unaufhörliche Gekrach des Vertäfers, der polternde Gang der Matrosen auf dem Verdeck, die hölzern gleichgültigen Gesichter der Kellner und Schiffsoffiziere — alle diese Plagen sind wie eine verdünnte Hölle. Besonders erinnert es mich an Derartiges, als einmal Nachts wegen übermäßig bösem Wetter das Schiff eine Stunde weit wieder zurückfuhr, um in einer

Bucht an der albanesischen Küste Sicherung zu suchen. Es wurde Anker geworfen; statt aber dadurch eine ruhige Nacht zu bekommen, so machte das Schiff unaufhörlich ganz übermäßige Bewegungen nach der Breite, so daß abwechselnd jede Seite hoch über die Wellen sich hob, während die andere fast bis zum Schiffsrand ins Wasser sich senkte. Zuweilen stand es eine Minute ruhig, dann fing plötzlich das gewaltige Wiegen mit seinem häßlichen Krachen wieder an. Es ist mir von allen Widrigkeiten, die mir je auf Reisen vorgekommen, keine so im Gefühl wie ein alter Dorn stecken geblieben, als diese. Der Gedanke: wenn du in Ewigkeit solchen Zustand und Umgebung tragen müßtest, ist schon etwas Unausstehliches — was droht aber erst die heilige Schrift für Zustände dem Unbekehrten, und nennt sie ewig! — In Smyrna erfuhren wir später, daß in jener Nacht eine Fregatte mit allem Volk zu Grunde gegangen und eine Insel zum dritten Theil durch ein Erdbeben zerstört worden sei.

Als wir an der Insel Korfu landeten, war es ziemlich spät und im Hafen wellenruhiger, weßhalb ich nicht ans Land ging. Es kamen mehrere reichlich bewaffnete Albanesen an Bord, um wahrscheinlich als Freiwillige in Konstantinopel zum Kriegszug sich zu stellen. Es waren schöne und wilde Gesichter, die mir jedoch etwas finster und trüb vorkamen. Warum sind diese Leute so schön im Vergleich mit unserm Mannsvolk? Die Schönheit theilt sich den Individuen dieses Stammes mit einer gewissen Kräftigkeit und Sicherheit mit, während sie bei uns nur zufällig zusammengewürfelt ist, keinen natio-

nalen Charakter hat und mit den Jahren bald vergeht. Uebrigens mag nationale Schönheit auch ein Zeichen von Zurückbleiben in der Jugend sein, wo individuelle Entwicklung noch wenig Einfluß übt, sondern die Natur ungehindert vom Geist rassenartig wie bei schönen Thiergattungen schöne Menschenleiber formt. Bei den Italienern hingegen, einer altgewordenen Nation, scheint die Schönheit des Gesichtes wie ihre Sprache eine Auswicklung des Weichlichen.

Da es später heftig regnete und die Albanesen und Türken den dritten Platz genommen hatten, suchten sie sich kümmerlich zu schützen in ihren kuriosen Mänteln. Sie gaben den Anblick von unglücklichen Menschen, die nichts anderes wissen, hoffen und begehren, als Unglück. Aehnlichen Gesichtsausdruck und Haltung findet man zuweilen in Spitälern oder in Häusern armer Kranker. Da es später noch grimmiger regnete, wurde ihnen ein Zelt von Segeltuch gemacht; sie krochen darunter und blieben stecken, ein fast unheimlicher Menschenknäuel; in ihrer finstern Stimmung machten sie Gesichter wie wilde Thiere, die in einem Käfig eingesperrt sind. Und die eitle vielfarbige Kleidung sieht lappen- und lumpenartig aus, es geht ihr, wie oft den schönsten Leuten, die später häßlicher werden als mittelmäßiger Schlag. Wenn man die bunt zusammengeflickte Kleidung der Albanesen malt oder beschreibt, so geschieht dieses in der Zuständlichkeit erster Jugend, in den Flitterwochen des Gewandes — und man denkt und zeigt nichts von dem Dreck und Geschlamp, in welches sie nach kurzer Zeit geräth und worin sie Jahrelang bis zur äußersten Zerfetzung

getragen wird. Einige haben über der linken Achsel ein Stück Leder angenäht, wahrscheinlich um das Gewehr darübergelegt zu tragen. Sie scheinen das Waffenhandwerk zum einzigen Beruf gemacht zu haben, wie die Raubvögel.

Vor meinen Fenstern sehe ich die herbstlich abgelebten Grasblumen in Blumentöpfen; noch neigt eine rothe Blume zwischen ihren bleichen Blättern sich wie sinnend und sehnend zum Garten hinab. Ein von Menschen gepflanzter Laubbaum wiegt seine Zweige in leichtem Wind und Sonnenschein. Den Hintergrund bildet ein naher kleiner Tannenwald, etwas ferner hebt sich darüber hinaus der dunkle Bergwald — und noch höher schaut ein Wald von Wolken herab, und wo dieser sich öffnet, sieht man hinaus in die unendliche Gegend des blauen Himmels. So ist es da und jetzt (3. September). — Vor Korfu und im März sah ich vom Meer hinüber eine Insel mit steilen hellgrünen Hügeln, Bäume und Schlösser darauf und eine üppige terrassenförmig aufsteigende Stadt mit modern griechisch gebauten Häusern. Orangen, reizend in ihrer Goldfarbe aus dunkelm frischen Laub hervorleuchtend, wurden herübergebracht und zwei um einen Kreuzer angeboten. — Unmittelbar vorher sah ich die kahlen zerklüfteten Berge von Albanien; wo von größerer Höhe absteigend die Berge nicht mehr mit frischgefallenem Schnee bedeckt waren, zeigten sie unendliche Todtheit. Selbst an der Küste unten scheint es keine Menschen zu geben. Eben so todt schien

das Meer zu sein, nirgends ein Schiff oder ein Schifferkahn. — Alle drei Anschauungen so ganz anders, und doch stellen sie sich nebeneinander meinem Geist vor, selbst die Stimmungen, die daran zündeten, mögen, wenn auch bleicher, wieder sich regen. So liegt auch gleichsam eine Skizze von Gottes Allumfassung in seinem Ebenbild, dem Menschengeist, so daß man wenigstens zu ahnen vermag, wie Gott Alles zugleich schaffen und erhalten mag, da unser Geist Vieles miteinander anzuschauen im Stande ist.

Vor einigen Jahren las man einmal in den Zeitungen, wie mehrere Tscherkessen über die russische Grenze nach Preußen sich geflüchtet haben, und weil sie die Waffen nicht abgeben wollten, von preußischem Militär erst mit vieler Mühe überwältigt wurden. Drei der noch übrigen Tscherkessen waren nun auf unserm Schiff, um über Konstantinopel in ihr Vaterland zurückzukehren. Ich kam mit ihnen ins Gespräch und hörte von ihnen theils unmittelbar, theils mittelbar, ungefähr Folgendes: Sie waren als Freiwillige in die russische Garde eingetreten; da sie aber hier mit einer Härte und militärischem Pedantismus behandelt wurden, welche diesen Männern der freien Berge unerträglich schien, entschlossen sie sich, über die preußische Grenze zu flüchten und von dort aus ihr Vaterland wieder aufzusuchen und zu gewinnen. Sie ritten in einer Nacht gegen 36 Stunden weit. Als sie preußischen Boden betreten hatten, begehrten sie nach Berlin geführt zu werden, sei es auch unter militärischer Bedeckung. Allein der preußische Major verlangte, sie müßten vor Allem und auf jeden Fall die

Waffen abgeben, dessen sich die Tscherkessen eben so standhaft weigerten. Die Conversation konnte nur dadurch geführt werden, daß die Tscherkessen etwas russisch zu sprechen wußten und aus der Aehnlichkeit des Russischen mit dem Polnischen die Preußen nothdürftig Einiges verstanden und verstanden wurden. Das Ende der Verhandlung war, daß die Tscherkessen sich zur Wehr setzten, als der Major Gewalt brauchen wollte; jene, elf an der Zahl, besetzten ein Gebäude, und dagegen soll ein ganzes preußisches Bataillon aufgeboten worden sein. Nachdem viele Preußen getödtet und von den Tscherkessen sieben gefallen waren, wurden die vier lebenden in Folge von Munitions- und Blutverlust gefangen. Dieselben wurden dann wegen unerlaubten Widerstandes zu mehreren Jahren Festungsstrafe verurtheilt, wodurch sie auch einiges Teutsch erlernten; der Major, durch dessen vermessene Tapferkeit auch das Gebäude zum Theil zerstört wurde, soll zur Bezahlung des Schadens verurtheilt worden sein. Kürzlich wurden nun die Tscherkessen durch die Gnade des Königs entlassen, der dieselben persönlich noch vor sich kommen ließ. Es wurde ihnen dann ein Begleiter beigegeben, welcher in Triest ihnen noch die Ueberfahrt nach Konstantinopel zu bezahlen beauftragt war. Der Vierte hatte vorgezogen, über England zurückzureisen. Da aber Jedem in Triest nur zehn Gulden in die Hand gegeben wurden und die Kellner auf unserm Schiff erklärten, sie gäben nur die reguläre Kost an der Tafel zu zwei Gulden täglich, somit in fünf Tagen ihr Geld aufgezehrt worden wäre, so litten sie Hunger, bis wir von

dieser Sache erfuhren und dann die gemeinsame Kasse unserer Gesellschaft ihre Verköstigung übernahm und zugleich noch eine Sammlung zur weitern Unterstützung gemacht wurde. Die Namen der Drei waren: Scholoch Gorzojoch, Musaj Jerkonów und Bajkmiersa Nassonów. Der Eine hatte zwei starke Narben im Gesicht von Kugelwunden; ein Anderer hatte ein vornehm schönes Gesicht mit bewußtlos scharfem Blick; sie sahen Alle viel älter aus als sie waren und ihre Kleidung war ganz europäisch, Einer hatte sogar einen Cylinderhut auf — wahrscheinlich geschenkte Kleidungsstücke.

Es war ein Mensch mit langem schlanken Leib, kleinem Kopf und sehr kleinen Augen auf dem Schiff, den ich mit einer Art ärgerlichem Vergnügen betrachtete. Er schien wohlhäbigen und wie man sagt gebildeten Standes zu sein und trug seinen schlanken Leib mit der Geschmeidigkeit eines Windhundes. Zugleich war auch ein französischer Obrist, ein geborener Elsässer, auf dem Schiff; diesem schloß sich der Schlanke mit fast ängstlicher Sorgfalt an, wie wenn ihm Alles daran gelegen gewesen wäre, daß man ja ihn auch für offiziersfähig halte. Dieß ist so die Art mancher Leute, allem weltlich Glänzenden zuzufliegen, wie die Motte dem Oellicht der Nachtlampe. Dahin gehört Umgang mit Offizieren, Jagd, Waffen, Pferde, Hunde u. s. w. Sie meinen sich dadurch den Anschein von Stärke und Blüthe zu geben, in Wahrheit ist es aber ein Zeichen von einem kleinen Kopf und kleinen Augen und langem Rumpf, d. h. von zurückgebliebener Intelligenz. Wenn es bei jungen Leuten vorkommt, ist es natürlich und mag man

tolerant sein, da jene Dinge noch als einigermaßen berechtigtes Spielzeug halbentwickelter Menschen anzusehen sind.

Bei der höchst ungünstigen trostlosen Fahrt, welche wir in stürmischem Wetter auf dem altersschwachen überladenen Schiffe hatten, wandelte mich die schwächliche Ueberlegung an, wie auch sonst schon beim Beginn einer größeren Reise, wie weit, umständlich und beschwerdevoll es sei, bis ich wieder nach Haus komme. Solche Sorgen rotten sich gern in der Phantasie zusammen und stürzen sich wie eine Wolke Wespen allzumal auf den Menschen, während die Beschwerden und Ungelegenheiten in der Wirklichkeit nur nach einander und zum Theil gar nicht sich einstellen. So ist es nicht nur auf der Reise, sondern im Leben überhaupt, nur ist die Reise gleichsam ein Extrakt davon, worin man deutlicher Figur und Eingeweide des Lebens überhaupt inne wird und erkennt. Darum zeigt sich auf der Reise die moralisch-medicinische Kraft der biblischen Forderung: „Sorget nicht für morgen," d. h. man solle nicht alle denkbare Zukunft und ihren Inhalt auf einmal verschlingen wollen. Seit ich mit christlichem Leichtsinn mich nicht weiter bekümmerte als um den gegenwärtigen Tag, wurde ich sehr ruhig und zufrieden.

Ein anderesmal fiel mir in dieser Beziehung tröstlich ein: „Jerusalem ist auch eine Heimath von mir, ich sollte mich dort heimischer fühlen, als irgendwo in der Welt." Und so ist es auch; lebenslänglicher Unterricht, Andacht und Lektüre führten mich von Kindheit an nach Jerusalem und in sein Land — und die tief-

sten Interessen meiner Seele, ja die Geburt ihres höhern Lebens gehen zurück nach Jerusalem.

Ein Pfarrer hörte, daß bei unserer Reise Gefahr sei von Seite der Beduinen und äußerte sich mit komischer Lebhaftigkeit, wie man solches entweder nicht sagen und ihm dadurch Sorgen hätte machen sollen, oder es im Anfang sagen und ihn nicht zu dieser Reise veranlassen. Er sei nicht geneigt zum Blutvergießen weder des fremden noch viel weniger des eigenen, er werde sich darum bei derartigen Gefahren stets dahinten halten. In ähnlicher Weise äußerte er sich auch einmal, wie schauerlich es sei, daß man kein Land mehr sehe; wenn es ein Unglück gäbe, so wisse man nicht wohin schwimmen. Er hatte eine ähnliche Lust sich recht furchtsam zu äußern, wie gewöhnliche Leute gern in Worten zu überzeugen suchen, wie furchtlos und tapfer sie seien. Ich sprach ihm meine Ansicht aus, daß er sich tapferer halten werde, wenn es darauf ankomme, als die, welche so viele Ankündigung von ihren Thaten machen. Wirklich bestätigte auch ein Vorkommniß, welches ich seiner Zeit erzählen werde, meine Voraussage. Es ist wirklich ein Naturgesetz der Seele, daß der Mensch erst dann keine Sorge mehr trägt, daß ihm eine ehrenwerthe Eigenschaft angesehen werde, wenn er sie recht gründlich und schon lange besitzt, so daß ihre Anerkennung bei Andern ihm schon langweilig geworden ist.

Wir legten an im Hafen von Zante. Die Insel lag vor uns im hellsten Sonnenschein; die Hügel waren grün wie bei uns Ende April — und doch sahen wir

auf den Bergen Schnee. Aber auch hier wie in Korfu sitzt der Engländer im Kastell und streckt seine Kanonen wie blökende Zähne gegen Stadt und Insel, und heißt das mit mephistophelischem Humor „zur Protektion", während er der Freiheit auf den jonischen Inseln den Strick um den Hals angezogen hält. Ob den Griechen dort Recht geschieht, daß sie in solcher Weise, wie der Fisch vom brünstigen Frosch, vom Engländer umarmt werden, das weiß ich nicht zu beurtheilen. Hingegen glaube ich sicher, daß wie in einzelnen Familien die Vergeltung solche Glieder eigenthümlich treffend packt, welche die Andern geplagt haben, daß solches auch in dem großen Haus Europa und seiner Völkerfamilie geschehen wird. Mehr und schwerere Verschuldungen wird aber Niemand unter den lebenden Regierungen sich angesammelt haben, als die englische. London wird nicht viel größer sein, als einst Babylon war — in London fiel mir einmal der Gedanke ein, daß seine Zeit kommen werde, wo es ein ungeheures Schuttfeld ist — es geht ja mit dem vielen Pulver und dem schlechten Klima da viel leichter als bei Babylon, es zum Schuttfeld zu machen — vielleicht geht dann auch wieder der Nebel hinweg, damit die Sonne drein scheinen kann.

Es stiegen in Zante einige großbritannische Agenten auf's Schiff, dem Anschein nach Geschäftsmänner reinsten Wassers, das Herz zu Papier, Pappendeckel und Geld verwandelt, das Menschengefühl wie wild Fleisch mit dem Höllenstein des Mammons hinweggetupft; sonst glatt und säuberlich Alles, wie ihre rasirten Gesichter zwischen untadelhaften Vatermördern.

Ich sah dem Mahl von vier Albanesen zu. Ihren Käs hatten sie in einer runden hölzernen Büchse; das Beiessen bestand in Limonen und Brod. Sie saßen am Boden, ein Schnupftuch war ihr Tischtuch, die Finger ihr Besteck. Nach dem Essen putzten Einige ihre Nasen an die Fustanella (das vielfältige Stück Hemd, welches vom Gürtel an bis zu den Knieen heraushängt); allerdings der einzig zweckmäßige Gebrauch, den man von diesem Getüch machen kann. — Ein Nordteutscher, welcher den Engländern beigesellt war, sagte im Gespräch mit dem allergleichgültigsten Ton, gleichsam schläfrig: wunderhübsch, allerliebst, ungeheuer. Die Bezeichnung war ganz falsch, der Ton ganz richtig, denn es betraf höchst unbedeutende Dinge. Er selbst war ein freundlicher verständiger Mann, bei dem nicht individuelle Abgeschmacktheit an solchen Ausdrücken Schuld war; sie sind in Nordteutschland provinziell; ein Sachse deklamirt auch noch dazu und macht ausdrucksvolle Aktionen, wenn er z. B. sagen will, daß es diesen Morgen ein wenig frisch ist, oder daß er lieber Weißbrod als Schwarzbrod esse. Durch die Angewöhnung an solche forçirte Ausdrücke, die zugleich ganz abgelöscht und kraftlos geworden sind, bekommt das ganze Wesen des Menschen etwas Unwahres, seine Sprache ist nicht mehr der Ausdruck des Innern, sondern eine Vermummung mit Fetzen von einer zerrissenen Kouliſſe oder Tapete. Wenn ich aber nun so einen feinen ausgeglätteten Nordteutschen neben erwähnte Albanesen stelle, so wäre es mir nicht ganz leicht zu bezeichnen, wer mir weniger zusagt. Unreifes Obst und überreifes „teiges“ weckt beides keinen Appetit.

Bei der fortwährend schlimmen Witterung wurde auch die Fahrt sehr verzögert; einmal mußten wir 24 Stunden liegen bleiben und erfuhren, daß wir in Smyrna wahrscheinlich um einen Tag zu spät ankommen würden und deßhalb eine ganze Woche abwarten müßten, bis wieder ein Loyddampfer von Smyrna nach Alexandria abgehe. Der Steuermann äußerte sich vor den Matrosen, es sei kein Wunder, daß die Fahrt dießmal so viel gestört sei; Ursache davon sei, weil so viele Geistliche an Bord seien. Er habe die Geistlichen gern, aber nicht an Bord; denn schon die Gegenwart eines Einzigen führe Unwetter herbei, um so mehr, wenn es so viele seien wie dießmal. Solches wird ganz allgemein bei den Seeleuten angenommen; vielleicht datirt dieser Aberglaube von Jonas her. Mir kam ein Gedanke, welcher wohl auch von einer großen Zahl meiner Leser als Aberglaube angesehen wird werden, nämlich ob unser Mißgeschick auf dem Meer nicht von Gott gesendet sei als Bezeugung seines Mißfallens an unserer Pilgerfahrt. Ich hatte gehofft, die Reise solle auch geistig eine Wallfahrt zu Christus werden, indem ich Tag für Tag tiefer betrachtend in Christus eingehe und mit ihm Umgang habe; aber ich mußte mir nun selbst gestehen, daß ich ihm fremder und ferner geworden bin bei diesem fortwährenden Essen, Reden, Frieren, Schiffschwanken und bei diesem Mangel an Einsamkeit. Aehnlich vermuthete ich auch von meinen übrigen Reisegefährten, daß wohl jeder zu Haus mehr Zeit und Ernst auf Andacht verwendet, als auf dem Schiff geschah. Daß unsere Fahrt so wenig religiösen Charakter an sich trug, mag aller-

dings in den Umständen viele Entschuldigung finden, aber auf keinen Fall vollständig. Ich höre eben, wie in der Stube unter mir die Arbeitsleute in Gemeinsamkeit ein langes Gebet verrichten, nachdem sie von ihrem ganz einfachen Mittagessen aufgestanden sind. So ist es allenthalben hier in den Waldorten. Diese Leute haben ihr armes Essen erarbeitet und danken mit langen Gebeten Gott dafür. Und wir wurden auf dem Schiffe übermäßig oft und reichlich gefüttert während eines ganz müßigen Lebens — und unser gemeinsames Gebet war kurz und kümmerlich. Dieß kann dem Heiligen, der will, daß alle Geister ihm sich zuwenden und zustreben, wie die Pflanzenwelt der Sonne, nicht gefallen. Ich weiß wohl, daß ich damit gleichsam einen empfindlichen Nerv unter die Zange nehme und bloßlege — allein ich glaube mit dem Bekenntniß eine Buße zu thun — mögen Andere durch innere Einwilligung Theil nehmen an dem büßenden Geständniß und der Sühnung. Ich lasse übrigens willig gelten, daß Mancher durch unbemerkte im Kämmerlein des Herzens verschlossene Andacht ersetzt haben mag, was die Gemeinsamkeit vernachlässigte. Namentlich hat der frühe Morgen eine unbeschreiblich andachtweckende Gewalt für Den, der einsam auf dem Verdeck über's Meer hinschaut, wie ein heiliger ernster Gesang.

Endlich kamen wir in den Hafen von Pyräus. Da uns nicht viel über einen halben Tag zugemessen war, bis das Schiff wieder auf den Weg sich machte, so bestiegen wir sogleich die vorräthigen Kutschen und fuhren nach Athen. Auf dem Weg dahin war es für uns Nordländer ein fröhlicher Anblick, so viel Grünes im März

zu sehen. Ein griechischer Wirth in der weibisch oder komödiantenhaft eitlen Tracht der jungen Nation lief uns überall nach wie ein hungriger Wolf. Während nun die Uebrigen sich wirklich von ihm verlocken ließen in dem sehr weit entfernten **Hôtel de Londres** ein Morgenmahl (**déjeûner**) serviren zu lassen, Einige aus Appetit, Einige, weil sie sich von der Gesammtheit nicht trennen konnten, ging ich allein umher, da ich mit Athen von einer frühern Reise her nicht ganz unbekannt war. Ich stieg zunächst an den klassischen Hügeln herum und betrachtete besonders das Meer gegen Salamis hin. Ich dachte daran, wie jene Seeschlacht von Salamis unermüdlich als ein höchst glänzendes Weltereigniß gefeiert wird — und was ist daran! was hat Geistiges, vor Gott Gültiges sich dort dargethan? Es war ein Menschengewühl in höchster Aufregung hübsch und gewaltig anzusehen, aber nur wenig und verdünntes moralisches Ingredienz darin, nämlich der Patriotismus. Das Uebrige ist eben die sogenannte Tapferkeit, der Muth und das Geschick, Viele todtzuschlagen und sich allenfalls auch selbst todtschlagen zu lassen. Ich sah einmal die berühmten Basreliefs, welche Lord Elgin vom Parthenon zu Athen ausbrechen und in das britische Museum bringen ließ; sie stellen fast nichts vor als Kriegsscenen. Das ist zuletzt beim Heiden das Höchste, Schlachten, Kampf und Sieg und das Gepränge des Triumphs, seiner Substanz nach der tiefste Gegensatz des Christenthums — denn der Krieg, Vertheidigungskrieg etwa ausgenommen, ist Hochmuth, Haß und Mord ganzer Massen.

Es war das zweitemal, daß ich auf die Akropolis kam; die wirkliche Schönheit dieser Tempelreste und die durch unsere Schulbildung in der jugendlichen Seele geweckte Verehrung für das alte Griechenthum werden eben doch bei Jedem, der diese Stätte betritt, Eindruck machen. Aber was ist zuletzt erreicht, wenn der Grieche am richtigsten sich selbst abgefühlt und dann in Stein ausgeführt hat, was für das Auge schön ist. Unter dieser Blüthe gährte eben doch moralischer Dung, wie in einer eleganten Ballettänzerin. Gott mußte diese Nation von Künstlern und Kunstkennern weiter nichts sein, als ein Rebstock mit den schönsten Ranken und Blättern, der es aber niemals zur Frucht bringt. Gott konnte kein Wohlgefallen daran haben, darum warf er es hinweg. Das prächtigste Denkmal griechischer Kunst, das Parthenon, zeigt jetzt noch, wie Alles der ästhetischen Schaulust untergeordnet wurde. So groß dieser schöne Minervatempel auch ist, so ist der Raum für das Innere nur klein, gleichsam eine Nebensache, eine Sakristei, jedenfalls nicht für das Volk. Auch alle Gestalten, etwa die Göttin des Tempels abgerechnet, waren von Außen angebracht, jene aber wie in einer Gruft eingethan. Das Pulver der Türken und das hineingeworfene Feuer der Christen zersprengte den Tempel, auch hier wurde der das Volk abhaltende Vorhang zerrissen; als die Tempelburg von den Türken nämlich vertheidigt wurde, fiel eine Bombe der Venetianer ins Parthenon, das den Belagerten zum Pulvermagazin diente.

Meinem Tische gegenüber steht ein Kasten; sein braunes Holz hat rothe und blaue Zierrathen. An der innern

Seite der Kastenthüre sind farbige Heiligenbilder angebracht, zum Theil mit Goldflitter verziert, die Gesichter sind unschön, die Gestaltung roh. Dafür sind die Leute im Haus Christen, sie haben ganz richtige Kenntnisse von Gott und ihrer Bestimmung; sie führen ein leidenschaftloses Leben, getheilt zwischen Arbeit und Gebet. Wird solches zuletzt nicht mehr werth sein, als den feinen ästhetischen Sinn der Griechen haben, die trefflichsten Kunstwerke um sich sehen — und zugleich in der religiösen Blindheit verkrüppelt für die höchste Bestimmung dahin leben, mit den Jahren sich von der Schönheit und ihren Liebhabern verlassen sehen und zuletzt unerlöst dem Tod verfallen?

Man hat in neuerer Zeit kirchen-patriotisch die Theorie erdacht, daß erst im Christenthum die Kunst den Gipfel der Vollendung zu erreichen im Stande sei, und meint solches aus dem Wesen der Kunst und des Christenthums unwidersprechlich beweisen zu können. Deßgleichen hat man Bücher geschrieben über die Schönheit, welche das Christenthum, insbesondere der Katholicismus, nach allen Seiten hin hervortreibe. Ich bin diesen Büchern und jenen Theorien ganz abhold, denn es liegt etwas Ungesundes und bewußtlos Erlogenes drin. Man meint dem Christenthum vor der Welt eine bedeutende Stütze damit zu unterlegen, die es aber in Wahrheit nicht braucht. Die Kunst gehört ihrem Wesen nach zu den Gütern der Welt, welche Gute und Böse, Christen und Unchristen besitzen und üben können, wie ein schlechter Kerl so hübsch von Brust und Lenden anzusehen sein mag als ein guter Christ. Ich habe mich in der Heili-

genliteratur umgethan und habe gefunden, die Heiligen haben sich gar wenig mit Aesthetik abgegeben, so wenig als mit Gelderwerb. Hingegen wer das Parthenon mit gebildetem Auge unbefangen ansieht, wird ehrlich gestehen müssen, daß kein christliches Bauwerk, auch der schönste gothische Dom nicht, eine solche edle vollendete Schönheit erreiche, wie jener Heidentempel. Deßgleichen wenn man an dem Vorgebirg von Sunium vorüberfährt, sieht man auf einer Berghöhe einen alten Tempel der Minerva stehen, den Hintergrund desselben bildet ein noch höherer steiniger Berg. So anmuthig und heimlich nun auch manche Wallfahrtskirche auf grünen Bergeshöhen von hohen Linden umgeben anzusehen ist, so gewährt nicht eine einzige den rein oder streng schönen Anblick jenes Tempels an kahlen Felsbergen hingebaut. Aehnlich verhält es sich mit andern Künsten. Ich will nicht einmal von römischen und griechischen Klassikern sprechen; aber die dem Christenthum entfremdeten Göthe und Schiller sind dessenungeachtet größere Dichter als etwa Geibel und der Verfasser der Amaranth, und die Messiade von Klopstock wird heutigen Tages auch ein guter Christ schwerlich durchlesen können vor unendlicher Langweile. In ähnlicher Weise haben die zwei größten Komponisten Teutschlands, Mozart und Beethoven, ihre Kunst auf einem dem Christenthum abgewendeten Gebiete hauptsächlich ausgeübt; und der frömmste Priester hat sicher keinen so ausgebildeten Kunstgeschmack als mancher begabte Schauspieler. Ja schöne Kunstprodukte gehören so wenig zum Wesen der Kirche, daß das Bild, welchem wir Christen uns mit höchster Verehrung zu-

wenden, nichts weniger als ästhetisch schön ist, nämlich Christus am Kreuz. Das eigentliche Volk, in welchem mehr christlicher Instinkt ist als bei Gebildeten, betet in der Regel auch viel weniger gern vor einer besonders schön gemalten Madonna, als vor einem Bild, das nicht im geringsten reizt seiner Schönheit wegen es genauer anzusehen, die gar schöne Muttergottes kommt ihm weltlich vor. Selbst im Heidenthum, in der besten Zeit des griechischen und römischen Staats- und Volkslebens, blühte die Kunst weniger, als zur Zeit, da die praktische Tüchtigkeit und die Bürgertugenden schon in Verwesung übergingen. Ich gebe gern zu, daß die Kunst auch Gott preisen, d. h. den Gottesdienst verherrlichen soll, und daß zuweilen einem Künstler sein christlicher Geist zu höhern Idealen verhilft; aber die Kirche braucht nicht bei der Kunst betteln zu gehen, als müßte diese erst ihre Blöße vor der Welt decken. Daher ist auch das Liebäugeln und die Buhlerei ästhetischer Kirchenmänner mit ihr überflüssig.

Um nun auf die Akropolis zurückzukehren, so ist sie allerdings eine stolze Tempelstadt gewesen und dem nach Außen ergossenen ästhetisch sinnlichen Griechen mußte sie der herrlichste Platz der Erde scheinen; dennoch ist auch einiger Ungeschmack und Ueberladung drin, nämlich in dem Umstand, daß so viele Tempel neben einander gestellt sind. Für den Heiden mag solches immerhin den Sinn gehabt haben, daß die Akropolis in dieser Weise ein Abbild des Olymps sei, wo jede Gottheit ihre Woh-

nung habe; aber das Auge wird in der ruhigen Betrachtung des einzelnen Tempels durch die nahe gerückten Nachbarn gestört und einer degradirt den andern durch den zudringlichen Vergleich. — Auf dieser schönsten Ruine der Erde drängt sich aber auch ein anderer Gedanke dem Christen lebhaft auf. Hier schaute sich auch einmal der Apostel Paulus um. Er und sein gepredigtes Wort, damals verlacht, hat doch Recht behalten, steht jetzt, hingegen zusammengestürzt liegt in Trümmern die Herrlichkeit Athens und die Weisheit der Athener ist nur noch Auskehricht, an welchem gewisse Gelehrte verlesen und Brod und Ruhm zu erwerben bestrebt sind. Selbst das Wort Gottes, das reich und kräftig über die Erde sich verbreitet hat und immer weiter dringt, scheint auf dem Gebiet von Athen verstaubt und halb vertrocknet, wie die Pflanzen an der Landstraße von Athen nach Pyräus.

Während meine Gesellschaft noch durch ihren Wirth beschäftigt wurde, gerieth ich wegen übriger Zeit auch auf den ziemlich weit entfernten Kirchhof. Es ist daselbst nichts von ausgezeichnetern Grabdenkmälern zu sehen; an manchen Gräbern sah ich statt des bei uns üblichen Kreuzes ein Stück Holz eingesteckt, etwa drei Fuß lang, über welches ein langhälsiges ausgebauchtes Geschirr ohne Boden gestülpt war — vielleicht irgend eine Art von Aberglauben. Vor der Kirche des Friedhofes war ein schlechtes Tragpferd, wie vor einer Schmiede oder Wirthshaus angebunden; drin mußten, wie es in den griechischen Kirchen üblich ist, eine Anzahl brennender Lampen statt der Menschen fortwäh-

rende Andacht üben; zwei Kirchendiener hatten allerlei Zurichtungen mit einem Rauchfaß; ihre Gesichter und Handtierung kam mir mißmuthig und gemein vor, wie wenn Taglöhner eine ganz gewöhnliche Arbeit verrichten. Auch sonst wollte es mir schon vorkommen, als seien diese auffallend einförmigen Gesichter der griechischen Popen lauter Abklatsch vom nämlichen Holzschnitt. Die Griechen haben zwar die richtigen Dogmen und Sakramente, wissen aber damit auch nicht recht umzugehen und sie zu ihrem Heil zu verwenden, ähnlich wie die Philister, da sie im Besitz der Bundeslade waren.

Der Theseustempel ist vollständig äußerlich wieder hergestellt und steht einsam auf einer Höhe. Hier fiel mir zweierlei auf. Derselbe ist zweckmäßig zu einer Glyptothek von antiken Statuen verwendet. Uebrigens ist hier genug Steinernes, was weder schön noch bedeutend dreinsieht; ein Centaur im Kampf macht während des Dreinschlagens ein ganz zärtliches Gesicht. Hingegen sah ich auch eine Marmorgestalt, auf deren schönem Gesichte so deutlich Wehmuth ausgeprägt ist, daß ich es selbst gestehen muß, ungeachtet ich im „Spanischen" über die Behauptung gespottet habe, die griechischen Statuen hätten einen Zug von Wehmuth in der Physiognomie. Zuletzt muß mir eben die Wahrheit mehr gelten, als eine früher ausgesprochene Ansicht. Ferner sah ich den Exercierübungen zu, welche unmittelbar neben dem Theseustempel vorgenommen wurden. In der kurzen Zeit meines Zusehens schlug der Korporal einen Soldaten mit dem Ladstock, ein anderer schlug seinen Soldatenlehrling mit der flachen Hand. Den Zusatz von wahr-

scheinlichen Flüchen und Schimpfnamen griechischer Zunge verstand ich nicht. Ein Philologe und eine gebildete Dame würden mit Interesse und Empfindung die Wehmuth auf dem Marmorgesicht betrachtet und notirt haben; hingegen der wahre Mensch und Christ eher den Schmerz auf dem Gesicht und in der Seele des geplagten Soldaten. So durchkreuzen sich besonders an solchen Stätten die verschiedenen Tonarten der Gemüther und Färbungen der Geister. Im Hohn auf die philologischen Schatz- und Todtengräber hatte ein Student einem unserer Begleiter eine messingene Marke, wie sie ein Freiburger Bierhaus als Privatscheidemünze eingeführt hat, mit der Inschrift „Gut für einen Schoppen" mitgegeben zu dem Zweck, sie auf der Akropolis unter den Schutt zu werfen, damit ein Alterthümler, dem der glückliche Fund zu Gesicht kommt, an dieser antiken Münze Stoff zu tiefsinnigen Hypothesen bekäme.

Die Umsicht auf den Bergen bei Athen wäre sehr schön, wenn die Berge Wald hätten und die Ebenen durchaus grün wären — so aber stehen die Berge kahlköpfig da und das ganze Griechenland sieht aus wie ein alter Pelz, welchem stellenweis die Haare ausgegangen oder abgekratzt sind. Auch die Stadt, das neue Athen, ist ein ganz unerquicklicher Ort. Es hat große moderne Häuser, fast so glatt und langweilig anzusehen, wie Mannheim. Das wahre Vorbild ist das Residenzschloß. Wahrscheinlich sollte es nach der Idee des teutschen Architekten durch großartige majestätische Einfachheit imponiren, und siehe da, es ist geworden wie eine langweilige Fabrik, ähnlich dem trefflichen Gerichtsgebäude an der Dreisam;

nur ist ihm als Reminiscenz ein Portal mit griechischen Säulen angeklebt. Die weit auseinandergehaltenen Fenster erinnern an das Antlitz eines Schweines, dessen Augen auch weit von einander abstehen. Der größte Theil der Stadt ist aber noch im Negligé und erinnert an Albaneserbarbarei. Es gibt da Gassen so polizeilos und ursprünglich wie im elendesten Dorf. Irgendwo fand ich unter andern Kleinigkeiten, die man bei uns zu den Unreinlichkeiten zählt, einen vollständigen todten Esel.

Es war überhaupt ein verunglücktes Unternehmen die neue Hauptstadt nach Athen zu verlegen. Man that es nicht aus irgend einer Rücksicht auf reellen Vortheil, was doch in solchen Dingen vorwiegen sollte, sondern aus Philologie. Aber so viel sollte doch unsere greisenalte Zeit wissen, daß das Aufwärmen bei Städten und Völkern ein unappetitliches kränkliches Produkt hervorbringt. Aus dem Steingeröll, Kalkstaub und dem abgenutzten Gemäuer alter Fundamente wird nicht auch die alte Kunst und das frische Leben der Alten wieder sprießen. Wohl aber würden dem Liebhaber des Antiken die Reste des alten Athen viel großartiger, ich möchte sagen in edler Melancholie erscheinen, wenn nicht diese Neugriechen sich darauf gesetzt, **Hôtels de Londres** und **de l'Europe** gebaut, viel Zeitungen drucken und lesen, hungerige Fiaker und Lohnbediente dem Wandrer nachstellten u. s. w.

Was das Volk selbst betrifft, so kann ich nicht aus eigener Erfahrung über seinen Charakter urtheilen. Jedenfalls läßt sich große Rührigkeit und insbesonders Seetüchtigkeit ihm nicht absprechen; hingegen fand ich noch

niemals bei Mannsvolk eine solche weibische, ich möchte sagen, eine so unverschämte Eitelkeit als bei manchen Griechen. Vor Allem diese Fustanellgriechen tragen eine Kleidung, welche fürs Theater, also für einige Stunden vergnüglichen Schauens und Beschautwerdens gemacht scheint, nicht aber fürs praktische Leben. Ihr dick und breit gefaltetes Hemdstück ist gerade so hinderlich zur Arbeit, wie der Fettschwanz dem Hammel zum Gehen. Zudem stolziren diese sogenannten Griechen gespreizt wie Pfauen damit herum, während sie nicht zu wissen scheinen, daß man sie eher belacht als bewundert. Letztlich ist diese Kleidung eine Kinderei und restirende Barbarei, welche sich selbst wie eine Puppe zwecklos putzt, und ist zugleich ein weiterer Beleg, daß diese Nation nicht von den Griechen, sondern von den Slaven stammt. Gerade die Albanesen, dieses müßige Soldatengesindel, welches gewiß von den Griechen nichts angenommen hat, tragen solche Fustanellen; es ist eben das bei dem alten Slaven übliche Stück Hemd, das er unter dem Kamisol zu Tag treten läßt. Sehr viele, wohl die meisten Griechen sind übrigens so vernünftig, diese Pump-Hemden nicht zu tragen.

Die drei Tscherkessen waren mit uns nach Athen gefahren um sich dort einige Lebensmittel einzukaufen und sich dadurch unabhängiger von Koch und Kellner auf dem Schiff zu machen. Während nun ich und wir in Alt- und Neu-Athen unbehelligt umhergingen, wurden die Drei von der Polizei angehalten und „auf Grund ihrer orientalischen Gesichter" von ihnen Pässe verlangt. Da nun solche stets der Schiffskapitän bis zum Land-

ziel in Beschlag behält, so konnten sie keine vorweisen und wurden deßhalb auf die Polizei-Direktion geführt. Einer von unserer Gesellschaft war zufällig bei ihnen und nahm sich kräftig um sie an, erreichte aber nichts — sie wurden sorgfältig in Verwahr behalten, damit sie nicht Verderben und Umsturz über Athen und weiterhin Neu-Griechenland brächten; und erst als wir uns gesammelt hatten, wurden sie aus der Hand der Polizei in den Wagen abgeliefert und durften mit uns zurückfahren. Einer der Tscherkessen sagte ganz treffend zur Polizei, sie würde besser thun für Reinigung der Gassen zu sorgen, als harmlose Fremde unnöthiger Weise zu plagen, welche Bemerkung allerdings mehr an ihre preußische Gefangenschaft als tscherkessische Herkunft erinnerte.

Am 18. März landeten wir in Syra. Es war nun das vierte Mal, daß ich an dieser Insel abgesetzt wurde. Das erste Mal kam ich dorthin mit Heinrich Hirtler, der damals seine jahrelange Reise antrat und bei der Ueberfahrt von China nach Kalifornien zu einer noch größern Reise abgerufen unterdessen in der Ewigkeit angelandet ist. Er war mir ein höchst gefälliger und wohlbewanderter Mentor. Von jener ersten Anfahrt habe ich Folgendes aufgeschrieben:

„Die Insel und Stadt ist aufgethürmt wie ein Zuckerhut ohne blau Papier. Als Anker geworfen wurde, stürmte das Meer fürchterlich; es war entsetzlich, wie einige Boote, die ans Schiff sich wagten, umhergeworfen wurden gleich einem Schaumbläschen auf kochendem

Wasser. Zuletzt währte uns beiden aber der Wassertumult zu lange und wir setzten dennoch über. Aber nach einigen Minuten schon kam einem auf einer solchen Wiege des Meeres die Gefahr viel geringer vor, als es vom Dampfschiff aus den Anschein hatte. Sammt den gründlichen Bewegungen bergauf und thalwärts fühlte man heraus: „es thut nichts.“ Hier sah ich zum ersten Mal eine Griechen-Bevölkerung. Die Stadt hat nämlich bei 25,000 Einwohner. Der Gesammteindruck der Leute bewirkt ohne alle weitere Untersuchung die Ueberzeugung, daß in diesem Volk so wenig griechisches Blut ist als in den Kosaken oder in einem Polen, sei dieser Jude oder Christ. Ich weiß selbst nicht warum, sie machten mir den Eindruck oder doch den Einfall von in Menschengestalt gewandelten Katzen. Man hatte uns auf dem Schiff gewarnt vor der Unsicherheit in Syra; in dem weiten Gewind der engen Gassen sei es nicht rathsam zu gehen außer in größerer Begleitung, weil man sonst riskire ausgeraubt zu werden. Da aber H. H. und ich beiderseits diese Warnung gänzlich vergessen hatten oder überhaupt Furcht und Vorsorglichkeit zum Reisegepäck zu beschwerlich fanden, so entschlossen wir uns bis zur Spitze des Berg- und Stadtkegels hinaufzusteigen. In den engen Hohlgassen, die hinaufführten, plagten uns vorzüglich Bettel- und sonstige Industriebuben, die wie eine Wolke von Flöhen sich nicht abtreiben wollten lassen ohne uns rothes Kupfer oder auch Silber ausgesogen zu haben. Eine größere Strecke gingen wir auch außerhalb der Häuser und Mauern. Hier sah ich dann in voller Herrlichkeit die

üppige Natur der „lächenden Inseln Griechenlands.“ Wohin man nur schaute, war Höhe und Tiefe der Gegend abgekratzt, wie eine Wand, welche man tapezieren will. Und wenn hie und da ein unglückseliger Strauch oder skrophulöser Baum noch zu existiren wagte, so war er gepudert von Kalkstaub. Man wundert sich, daß auf einem solchen ausgetödteten Boden eine volkreiche Stadt existiren kann; auch hat Syra kein Quellwasser, sondern trinkt nur den in Cisternen altgewordenen Regenerguß. Da wir zwischen den kahlen Schluchten und vermoderten Felsen hinaufstiegen, fiel mir ein ob nicht die Gegend von Jerusalem so aussehe. Mein Begleiter H. H. erwiederte, dieses sei in dem Grade der Fall, daß ich nicht nöthig habe dorthin zu reisen, wenn es mir darum zu thun sei die dortige Natur zu sehen; hier sehe man ganz genau dieselbe. Da wir irgendwo niedersaßen, kam ein Hund, blieb stehen und betrachtete uns mit Verwunderung; nachher erinnerte er sich, was seine Standespflicht erheischte und fing an zu bellen in griechischem Rhythmus und Accent. Da ich seine Trochäen genugsam angehört hatte, bedeutete ich ihm mit einem Steinwurf den aufrichtigen Wunsch, daß er sich entfernen möge. Der griechische Hund zeigte auch wirklich vollständiges Verständniß dieser teutschen Zeichensprache und verschwand. Wir begegneten ferner zwischen den heißen Kalkmauern griechischen Schweinen, welche in der Sonnengluth lagen und denen es dabei eben so wohl zu sein schien, wie einem teutschen Schwein im Morast.“

„Die Spitze des Berges ist gebildet durch die Kathe-

drale des katholischen Bischofs, wie denn überhaupt die obere Hälfte des Stadtberges von Katholiken bewohnt ist. Oben angekommen fand ich das Innere der Kirche so ärmlich, wie ich noch keine bischöfliche Kirche gesehen habe, und zugleich eine wunderbare Geschmacklosigkeit. Der h. Georg war, das Gesicht ausgenommen, am ganzen Leib schön versilbert, so daß der ganze h. Georg aussah wie eine Metallbarre. Im Chor sah ich einen Beichtstuhl und neben daran ein Fenster, welches nieder genug war, daß ich bei meiner Leibeskürze freien Ausblick hatte. Hier sah ich nun in der Tiefe das Meer liegen; in unbeschreiblicher Bläue schaute es herauf, ein unterirdischer, tiefer gefärbter Himmel. Der Kontrast machte einen starken Eindruck auf mich. Die elendeste Gegend der Erde weit und breit, viel nackter als die ausgedorrteste in Spanien, nichts als todtes Gestein und die Asche von Kalkstaub, eine große vertrocknete Muschel — und die Luft so süß, der Himmel so rein, das Meer so dunkelblau und so schön wie ein tiefes innig blickendes Auge!"

Auch dießmal gedachten wir den Gipfel der Bergstadt zu besteigen, zumal da es Sonntag war und wir eine katholische Kirche besuchen wollten. Die katholische Bevölkerung der obern Stadt stammt von zurückgebliebenen Kreuzfahrern, welche sich wie auch die Katholiken der nahen Insel Tinos auf den Berghöhen angebaut haben um nicht den Anfällen der Seeräuber unmittelbar ausgesetzt zu sein. Durch die Bemühungen eines Bischofes Namens Kargas haben sich dann auch später angesiedelte Griechen mit den Katholiken kirchlich ver-

einigt. Als aber in neuerer Zeit Syra durch seine Lage eine wichtige Station für die levantinische Schifffahrt wurde, siedelten sich aus andern Gebieten nichtunirte Griechen in großer Menge an, so daß jetzt vom Meerufer bis zur Höhe, Alles mit Bauten und zwar sehr mannigfaltigen und oft geschmackvollen angefüllt ist. Auch an andern griechischen Inseln sind aus erwähntem Herkommen die Orte auf den Höhen katholisch, und die neuen Ansiedlungen am Ufer griechisch.

Bei unserm Aufsteigen sahen uns die Leute, besonders die Kinder mit solcher Einsaugungsbegier an, wie wenn ihr Blick eine durstige Zunge wäre, oder plötzlich ein Pfeil aus ihrem Auge herausschösse. Als wir in ziemlicher Höhe um den Weg nach der katholischen Kirche fragten, zeigten uns mehrere zum Fenster heraussehende Griechen eine Richtung, wo wir hoch an einem steinigen Berg hinaufstiegen in der Meinung auf der andern Seite des Bergjoches die Kathedrale zu finden. Es ergab sich, daß wir ganz irrgeführt waren in eine Steinwüste hinein und wieder herabsteigen mußten. Als wir an dem Haus unserer Anfrage wieder vorbei gingen, paßten jene auf und erhoben ein lautes Spottgelächter; sie kamen mir vor wie ein Käfig voll boshafter Meerkatzen. Wahrscheinlich glaubten sie noch ein verdienstliches Werk, etwas Sonntägliches auszuüben, wenn sie den Lateinern, die in katholischen Gottesdienst wollten, einen falschen Weg anzeigten; denn es soll bei frommen Griechen wie bei einer Qualität von Pietisten zur Aechtheit des Glaubens gehören die Katholiken zu hassen.

Der Weg zur Kathedrale steigt meist zwischen orien-

talisch engen Gassen hinauf. Die Häuser sind oft schön und es herrscht eine große Mannigfaltigkeit darin, weil die Polizei wahrscheinlich noch nicht europäisch zudringlich ihre geistlose Pedanterie allen Neubauten aufprägt. In Athen scheint man allerdings den edlen Styl unserer glatt abgestrichenen Häuserkästen angenommen zu haben; hingegen in Syra bauen die Leute nach Phantasie und nach Bedürfniß und darnach muß sich die Außenseite gestalten; darum sieht man eine liebliche zum Theil geniale Mannigfaltigkeit der Bauten in Syra. Allerdings trifft man auch Urzuständliches in der obern Altstadt an, ein Vorplatz und eine Steinhöhle; auf dem Vorplatz ein Schwein oder Esel liegend und der Sonne genießend, an der Hausbank Gestalten, welche man in Bekleidung und Behaarung für Zigeuner bei uns ansähe, und welche selbst mit Paß versehen der nächstbegegnende Gensdarm zu Oberamt führen würde lediglich des Aussehens wegen. Ein Kaplan, welcher vor einigen Jahren in Teutschland eine Sammlung zu Erbauung einer katholischen Kirche zu Athen gemacht hatte, und nun bei dem Bischof in Syra angestellt ist, begleitete uns auf das Schiff. Der Kapitän lud ihn zur Tafel ein, da das Schiff noch vor Anker liegen blieb. Der Loyd scheint überhaupt gegen Geistliche sich sehr wohlwollend zu erweisen; so haben alle Ordensgeistliche auf den Loyddampfern überall freie Fahrt.

Am zehnten Tag nach der Abfahrt von Triest wurde vor Smyrna endlich Anker geworfen. Wir wurden als-

bald mit der lieblichen Nachricht begrüßt, daß wir weitere sieben Tage uns gedulden d. h. in Smyrna sitzen bleiben müssen, indem das Alexandriner Schiff schon abgegangen sei. — Die Stadt hatte für mich nichts Fremdes mehr, da ich einige Jahre früher schon darin spazieren gegangen war; dennoch war mir die Landung sehr erwünscht. Sie befreite mich aus dem Gefängniß des Schiffes und von dem physischen und moralischen Verdruß, welchen diese unaufhörliche Abfütterung, dieses reichliche Essen und Trinken bei vollständigem Nichtsthun einem erweckt. Ich wurde da inne, wie reiche geschäftslose Menschen in einen chronischen Zustand von Lebenslangweile verfallen müssen, es sei denn daß das Verzehren und Müßiggehen schon durch mehrere Generationen hindurch in der Familie übererbt ist und dadurch eine eigene Rasse sich gebildet hat, welcher es nur im Nichtsthun wohl ist, wie die Möpse auch eine Hundsrasse sind, welche nicht von der Natur ihren Ursprung haben, sondern erst künstlich gebildet wurden.

Smyrna vom Meer aus gesehen liegt lang hingestreckt an einem Berg. Der höhere Stadttheil ist von Türken bewohnt, denn sie lieben freie Aussicht; die untere Stadt gehört größtentheils Christen und Juden. Die ganze Stadt soll 150,000 Einwohner haben und darunter die Hälfte Christen. Insofern ist Smyrna unter den sieben Gemeinden der Apokalyps die einzige, von welcher der Leuchter nicht hinweggerückt und die christlich nicht ganz untergegangen ist. Und auffallender Weise ist Smyrna auch die einzige Gemeinde, deren Engel (Bischof) von dem Herrn nicht gerügt wird, so daß die Hirtentreue

ihres damaligen Bischofes es erworben zu haben scheint, daß nach 1800 Jahren der Segen des Christenthums noch über der Hälfte der Stadt ruht. Auch sollen die Türken hier toleranter sein, als in irgend einer mohamedanischen Stadt der drei Welttheile. Die Christen dürfen ungehindert jede Moschee betreten; die Frohnleichnamsprozession wird öffentlich gehalten, und der Pascha ließ sie sogar schon von der türkischen Militärmusik begleiten. So übergibt hier die türkische Regierung auch den barmherzigen Schwestern jährlich eine bestimmte Summe zur Anschaffung von Arzneimitteln. Ueberhaupt scheint bei den Türken in Betreff der Christen ein seltsames Wogen zwischen gehässigem Fanatismus und zwischen Verehrung für lebendige Religiosität vorzukommen. Ich werde später noch Veranlassung haben Proben hievon anzuführen.

Da wir eine ganze Woche in Smyrna liegen bleiben, so mag es der Leser entschuldigen, wenn er gleichfalls länger in Smyrna aufgehalten wird.

Als ich vor einigen Jahren hier das erstemal asiatischen Boden betrat, fügte es sich, daß ich mich auch sogleich von europäischer Kultur emanzipirte. Ich kam nämlich mit einigen Schiffsgenossen in eine höchst volkreiche Gasse; der Stiefel eines derselben hatte eine bedeutende Wunde, wofür bei einem im Freien handtierenden Schuharzt Hülfe gesucht wurde. Um nicht ganz müßig zu sein, zogen auch wir Andern die Stiefel aus und ließen sie wichsen, was ihnen seit kaum erinnerlichen Zeiten in einem andern Welttheil widerfahren war. Unterdessen saßen wir barfuß in der Gasse; ich

fühlte mich förmlich glücklich seit frühester Kindheit, wo ich mit den Eltern streiten mußte um die Freiheit barfuß zu laufen, jetzt zum erstenmal wieder unbehelligt vor aller Welt barfuß auf der Gasse sitzen zu dürfen, so daß alle zwei Füße frische Luft athmen konnten. Es ist ein wunderbares Behagen, wenn man aus dieser abgelöschten elend verkrüppelten Kulturwelt, aus dieser Sklaverei conventioneller Abgeschmacktheit sich ein wenig herausretiriren kann und ein paar Augenblicke natürlich sich behaben kann z. B. unter dem heißen Himmel von Smyrna ohne Stiefel und Schuhe seine Füße unbeschrieen in die Oeffentlichkeit hinausstrecken kann.

Dießmal mußte ich mich jedoch schon der Gesellschaft wegen europäischer Haltung befleißen. Wir bekamen für die ganze Gesellschaft Quartier bei einer Frankin unmittelbar am Hafen, ziemlich schlecht und theuer, was übrigens mehr nur Solche alterirt, welche noch niemals eine größere Reise gemacht haben. Sobald man in die Stadt kommt, begegnen dem Europäer überflüssig viele Wunderlichkeiten; so z. B. sieht man nirgends einen Wagen, in der uralten Kulturstadt Smyrna weiß man die Bausteine nicht anders zu transportiren, als daß man sie mit Seilen zusammenbindet und auf Esel ladet. Die Balken werden in ähnlicher Weise auf Menschen geladen; deßgleichen lebendige Fetthämmel, so groß daß ein Mensch darauf reiten könnte, werden an den Füßen zusammengebunden und einem Menschen an den Hals gehängt, damit der Hammel beim Gehen keine Schuhe zerreiße. Mitten in der Stadt traf ich es auch, daß Jemand sein Mahl vor dem Haus kochte, weßhalb in

der engen volkreichen Gasse ganz unbefangen die Flammen loderten, während zweistockhohe Kameele mit ihren Lasten langsam des Weges einherschreiten; manchmal brüllt eines verdrückt, wie das Rollen eines fernen Donners.

Ich will nun einige Blätter folgen lassen, wie ich sie unmittelbar in Smyrna schrieb — mit einigen Redaktionsänderungen und eingeflochtenen Nacherinnerungen.

---

20. März. Heute ging die ganze Gesellschaft unter Leitung eines Juden, der Fremdenführen als Gewerb treibt, in der Stadt herum. Sie kam mir viel leerer und gleichgültiger vor, als vor drei Jahren. Mit prosaischer Schwermuth fühlte ich, nicht Smyrna ist anders als vor drei Jahren, sondern ich selbst bin reizlos geworden. Es ist ein Anfang von Abgestorbenheit und ich gehe mir selber auf diese Weise langsam mit der Leiche, indem ich schaue und fühle, wie mein Leib und sein sonst anregendes Blut- und Nervenleben ab- und abwärts geht. Freilich ist hier auch etwas in Stadt und Land, was den Eindruck von Lebensmüde und Abgelebtheit macht. Man sieht da jugendliche Mannsgesichter, die Anlage zur Schönheit hätten, aber sie sehen höchst widrig bleich und abgelöscht aus. Dieß sind Franken. Aber auch dem Türkenthum scheint scharf die Art im Stamm zu sitzen; aus ihrer schönen neuen Kaserne am Meeresstrand, noch nicht lange bezogen, mußten die Türken abziehen, weil den Engländern dieses Gebäude gut zu sein schien zu einem Lazareth ihres eigenen Militärs.

Aber auch die Natur ist hier krank; es ist jetzt Frühling und doch hat die Natur keinen freudigen Ausdruck.

Am besten hat mir bei unserm Umhergehen das Quartier der Armenier gefallen. Es ist da viel Wohlstand und Reinlichkeit, und in den offenen Hausfluren sieht es gar lieblich und anheimelnd aus; Stille, Behaglichkeit und Natur ist in diesen vom Haus umschlossenen Gärtchen eingefügt. Da wir von unserm Dragoman in ein reiches armenisches Haus geführt wurden, um auch das Innere zu sehen, zeigten die schönen Leute viele Freundlichkeit; es schien ihnen eben so viel Vergnügen zu machen uns Fremde zu sehen als uns ihr Anblick gewährte. Sie ließen uns beim Fortgehen fragen, ob kein Arzt unter uns sei. Die Orientalen scheinen jeden Franken für einen Mediziner zu halten, ungefähr wie bei uns jeder Zigeuner als der Wahrsagerei kundig angesehen wird. Am Abend gingen wir in eine katholische Kirche, wo jede Woche während der Fastenzeit eine teutsche Predigt gehalten wird. Der Prediger war ein Armenier, welcher bei den Mechitaristen in Wien die teutsche Sprache erlernt hatte. Er sprach sie rein wie Quellwasser, konnte aber das Fremdländische in der Aussprache nicht ganz verbergen, was übrigens das teutsche Ohr eigenthümlich anspricht. Der Vortrag war langsam und scharf ausgeprägt in Wort und Aktion, wie eine Mechanik aus Stahl. Inhalt und Behandlung hatte für mich nichts Neues, dennoch erbaute sie mich durch die einfache Darlegung, welch ein unendliches Gut uns in dem h. Abendmahl gegeben sei. Gerade diese Schmucklosigkeit und Bescheidenheit, womit der Prediger

sich selbst vergessen machte und Sinn und Gemüth der Zuhörer ausschließlich dem großen Geheimniß zuwendete, hat ein inniges Wohlgefallen bei mir zurückgelassen. Auch erinnert mich diese Predigt an ein früheres Begegniß in Smyrna. Ich sah einmal einen Mohren auf der Straße fortrutschen, der elend verkrüppelt gar keine Beine und Füße, sondern nur ein paar kurze lahme Auswüchse am Rumpf hatte. Ich gab ihm ohne daß er es erwartete eine Kleinigkeit, da rief er mir seinen Dank und Segen in arabischen Worten nach, die ich nicht verstand; aber ein Herzens-Verständniß hatte ich von seinem Blick und dem Ausdruck seines Gesichtes. Es schien die Erinnerung an sein Elend und die Freude, daß ein Fremder, ein Weißfarbiger, ein Europäer ungerufen Mitleiden ihm zeigte, seltsam zusammenzustoßen und in gerührtem innigen Dank Ausbruch zu nehmen. Der Mohr kommt mir jetzt noch schön und lieb vor in seinem langen Leid und seiner kurzen Freude und in dem Auflodern seines Dankes. Wir sind insgesammt vor Gott auch alle arme verkrüppelte Mohren der Seele nach und hatten nirgendsher etwas zu erwarten; da geht Gott vorüber und gibt uns unangerufen nicht einen Groschen, sondern mehr als eine Welt, das Höchste was er selbst hat, seinen Eingebornen, und gibt ihn fort und fort im h. Abendmahl. Aber ach, der Mohr in Smyrna dankte herzlicher für die armselige Kleinigkeit, als die Meisten von uns für das selbst vor Gott Höchste. Da mag wohl der Sinn eines bekannten biblischen Spruches sich auch so ausdrücken lassen: „Die Mohren werden weiß sein, und die Weißen schwarz“.

21. März. Ich sehe hinaus zu dem Meer und den Bergen; es liegt Alles still im Morgensonnenschein da — die großen Schiffe ruhen in der weiten Bucht vor Anker, ein Kahn rudert vorüber — und ruhig und friedlich ist es gerade jetzt auch in meiner Seele. Dennoch fühle ich wieder sehr bestimmt die allgemeine weite Melancholie, die große Verwelktheit, welche selbst im sonnigen Morgen und im Frühling über Stadt und Region und Welttheil hier liegt. Selbst die Franken, welche aus verschiedenen Ländern Europa's sich hier eingewohnt haben, die wie Metallkörner in Steinmasse hier eingesprengt sind, scheinen mir unter dieser geistigen Aria cattiva zu leiden, sich entweder nicht mehr freudig zu fühlen oder auch ihre natürliche Frische verloren zu haben. Das Ganze gleicht einem alten Manne, der mehr und mehr Kraft und Schönheit und Lebensfreudigkeit verliert, und dem der Rückblick auf seine Vergangenheit Vorwürfe und Gewissensbisse verursacht.

Ein Geistlicher aus unserer Gesellschaft erzählte mir, er habe Nachts die Predigt im Bett memorirt, als er einmal in der Zeit sehr gedrängt war. Darüber sei er eingeschlafen, sein Aufwachen sei aber durch Folgendes veranlaßt worden: Er sieht im Traum seine Mutter hereinkommen; diese nimmt ihm die eine Hand und führt dieselbe über das Licht, welches er am Bett stehen hatte. Von dem Schmerz, welchen die Hitze an der Hand verursachte, wacht er auf und findet wirklich beim Aufwachen seine Hand über die Lichtflamme ausgestreckt. Das Licht selbst war aber in solcher Art herabgebrannt, daß es in Kurzem gezündet und wahrscheinlich ein

Brandunglück herbeigeführt hätte, wenn der Pfarrer nicht rechtzeitig noch aufgeweckt wäre worden. Ein dem Wesen nach ähnlicher Fall ist in einer mir bekannten Familie vorgekommen. Durch den Tod der Mutter, welche eine vorzügliche Christin war, entstand später Uneinigkeit zwischen dem Sohn und dem Vater, welcher wieder heirathen wollte. Der Sohn glaubte sich beeinträchtigt, und faßte einmal Nachts den Entschluß seinem Vater einen Prozeß anzukündigen. Da er, in einem andern Hause wohnhaft, an die ziemlich hohe Treppe der väterlichen Wohnung kam, sah er oben auf derselben seine Mutter ganz schneeweiß stehen und ihm mit der Hand winken zurückzugehen, was er dann that und die weitere Verfolgung seiner Ansprüche aufgab. Aus beiden Erscheinungen leuchtet die schöne Wahrheit hervor, daß Gott uns seine Güte nicht nur vielfältig durch Menschen, sondern auch durch Geister erweist; namentlich scheint es guten Geistern als ein Theil ihrer Freude und gottähnlichen Wirksamkeit vergönnt zu sein, daß sie ihre Liebe zu den Zurückgelassenen auch noch thätlich ausüben dürfen. Ich könnte hiefür noch manche Belege aus den Acta sanctorum anführen, aus denen hervorgeht, daß die Heiligen nicht nur durch ihre Fürbitte sondern auch durch persönliche Wirksamkeit denen, welche durch anhaltende Verehrung und Anrufung ein geistiges Freundschaftsband mit ihnen geschlossen haben, zuweilen hülfreich sich erweisen. Nur will ich eine Geschichte hier noch anführen, welche mir schon vor zehn Jahren mitgetheilt wurde. Als der verstorbene Weber, ein Freund von Christoph Schmidt, noch Vikar war,

kam ein Bettelknabe halb erfroren in das Pfarrhaus. Weber suchte bei dem Pfarrer an, daß der Knabe bei dem Gesinde essen und im Haus übernachten durfte. Nachdem derselbe die vorgesetzte Suppe verzehrt hatte, befiel ihn ein heftiger Fieberfrost und er wurde langwierig krank; man behielt ihn deßhalb im Pfarrhaus. Der Vikar nahm sich des Kranken liebreich an, fand ihn heidnisch unwissend, unterrichtete ihn bestmöglich während der mehrwöchentlichen Krankheit; so daß der Knabe wohl vorbereitet war, als sein Leiden in den Tod ausging. Einige Monate später wurde der Vikar in entfernte Gegend zu einem Kranken gerufen. Als er zurückkehren wollte, war es schon spät Nacht geworden; deßhalb bot sich Jemand an ihn nach Haus zu begleiten. Weber lehnte es standhaft ab, indem die Nacht mondhell sei und er den Weg gut kenne. Allein es hatte geschneit, er kam vom Weg ab, gerieth in einen Teich, den er nicht unterscheiden konnte, weil derselbe leicht überfroren mit Schnee bedeckt war. Je mehr er sich helfen wollte, desto tiefer gerieth er hinein und war schon dem Ertrinken nah, als eine lichte Gestalt auf ihn zuschwebte, ihn faßte, über das Wasser hob und auf festen Boden stellte. Dann verschwand die Erscheinung, der Vikar hatte aber deutlich in seinem Retter die Gestalt des verstorbenen Knaben erkannt.

Daß derartige Erscheinungen nicht alle Tage vorkommen und daß zahllose Erzählungen von Geistern u. dgl. aus Dichtung oder Täuschung herkommen ist gewiß. Aber alles Hereingreifen einer Geisterwelt in die Sichtbarkeit ableugnen ist mir stets das Zeichen von

einer Bornirtheit, die entweder leugnet, weil der Herr Schullehrer gesagt hat daß es keine Geister gibt, oder weil man in ächter Gelehrten-Philisterhaftigkeit meint, wenn nicht mit dem Messer, der Zange, dem Mikroskop und chemischen Reagentien beizukommen sei, und was man nicht mit den gewöhnlichen Kenntnissen bemessen und beleuchten könne, das könne nicht existiren. Ich habe noch nie einen Mann gefunden, welcher Geister leugnet und selber Geist hatte. Der scharfsinnige Lessing sagt ganz richtig, alle Beweise von der Unmöglichkeit der Geistererscheinungen seien unlogisch; und Kant äußert sich, daß auch unter gebildeten Männern die Ueberzeugung von derartigen Erscheinungen sehr häufig sei, aber man habe den Muth nicht sich offen darüber auszusprechen. Ist aber Mancher zu feig, seinen Glauben daran zu bekennen, so sind Viele auch zu feig an Geister zu glauben.

---

22. März. Diesen Mittag stiegen wir zur Citadelle, einer alten zerfallenen Venetianer Festung auf dem Berg, an welchen Smyrna angelehnt ist. Die Höhe ist ganz unangebaut, jetzt kümmerlich grün, vom Sommer an ausgedorrt und todt. Die weite große Stadt von 150,000 Einwohnern hat nicht einmal genug Menschen, durch deren Hinaufgehen ein ordentlicher Weg ausgetreten wäre; nur der Hirt zieht zuweilen mit seiner Heerde dorthin, und ist so einsam, als wäre er in die abgelegenste Wildniß gezogen. In der obern Hälfte des Berges, noch eine geraume Strecke tiefer als die

Burg, begegnet man Resten eines mächtigen Gemäuers; man sagt es sei von dem Amphitheater, wo der h. Polykarp hingerichtet wurde. Da mir nun ein Tod wie der des h. Polykarp etwas Größeres ist, als der Spektakel einer Soldatenschlacht, so will ich für die Leser, welche mit der Legende nicht bekannt sind, das Ereigniß kurz anführen. Der h. Polykarp war der Bischof von Smyrna, an welchen der Herr in der Offenbarung Johannes 2, 8. Lob und Aufmunterung richtet. Als er bei der damaligen Christenverfolgung die Soldaten kommen sah, sprach er: „Gottes Wille geschehe", setzte ihnen Speise und Trank vor und ersuchte sie ihn noch beten zu lassen. Er betete nun zwei Stunden lang für alle Bekannte, Gute und Böse, die ganze Kirche, nur an sich dachte er am wenigsten. Vor den römischen Statthalter gebracht bot ihm dieser die Freiheit an, wenn er Christus lästere. Darauf gab Polykarpus die berühmte Antwort: „Sechsundachtzig Jahre habe ich ihm gedient, und niemals hat er mir ein Leid gethan; wie kann ich meinen König lästern, der mich erlöst hat?" Polykarpus wurde nun zum Feuertod verurtheilt. Was nun hiebei geschah, ist von der damaligen Christengemeinde in Smyrna aufgezeichnet und andern christlichen Gemeinden mitgetheilt, deßhalb historisch so gut sicher gestellt als irgend eine von tausend Zeugen bestätigte Thatsache. Als Polykarpus im Amphitheater auf den Scheiterhaufen gelegt und dieser angezündet wurde, so bildete die Flamme gleichsam ein Gewölb um ihn wie ein vom Wind aufgeblasenes Segeltuch, sein Leib aber leuchtete daraus hervor wie eine

Spange von Gold und Silber, während sich lieblicher Wohlgeruch verbreitete. Da nun das Feuer keine Gewalt über den Heiligen hatte, wurde er auf Befehl des Richters mit einem Schwert durchstochen, worauf eine solche Menge Blut floß, daß das mächtige Feuer davon erlosch.

Nun ist der Berg, wo dieses geschah, gebannt und im Fluch, eine öde Wüste auf einem fruchtbaren Boden unmittelbar über einer großen reichen Stadt. Ich setzte mich und schaute das Häusermeer unter mir und hörte ihm zu. Hier hört man nicht wie bei europäischen Städten das Rasseln und Tosen über das Pflaster rollender Wagen, die lärmende Industrie und das Geläute der Glocken — sondern wie wenn Smyrna ein unermeßliches Dorf wäre, so hört man nur Hunde bellen, Geisen meckern, in Pausen einen Esel schreien oder den Lärm von spielenden Kindern; unaufhörlich aber und über Alles vorlaut hört man zahllose Hähne krähen, als wollten sie Tag und Nacht in jeder Minute die Verleugnung dieser Stadt zum Himmel rufen.

Die Krone des Berges bildet das zerstörte Kastell der Venetianer; es muß eine höchst mächtige Feste gewesen sein, wie an den dicken weitläufigen Mauern und den Resten aufgesprengter Kasematten zu sehen ist. Man sagt, es halten sich regelmäßig Räuber dort auf; wir trafen auch zwei schlecht gekleidete Türken dort mit mannigfacher Bewaffnung; der eine saß wie ein Raubvogel auf dem Rest eines Thurmes, der andere war versteckt im Gemäuer. Ich kann mir keinen andern Grund ihres dortigen Aufenthaltes denken, als daß sie

dort einen Fang zu machen suchten, und sich nur durch unsere größere Anzahl abhalten ließen zu thun, was ihres Gewerbes ist.

Später beim Heruntersteigen sah ich einen Adler am Himmel schweben. Als ich vor Jahren auf einem der höchsten Berge des obern Engadin zwei Adler schweben sah, kochte beim ersten Anblick meine Seele plötzlich auf wie ein Guß Wasser über gebrannten Kalk. Schon für den sinnlichen Blick schwebt etwas unbeschreiblich Herrliches darin, weit über den allerhöchsten Alpen- und Gletscherhöhen noch von den größten mächtigsten Thieren weben zu sehen. Im blauen Himmelsgewölbe, in einer Höhe, wohin keine Erde und kein Erdenwesen sonst dringt, ist es allein dem Adler vergönnt ruhig und wohlig dahin zu schweben. Dieß kam mir so prachtvoll und majestätisch vor, daß ich meinte es könne fast nicht sein, daß diese Thiere kein Bewußtsein davon haben, was sie darstellen. Und doch ist seltsamer Weise am Menschen selbst Vieles nur so lang wahrhaft schön und unaffectirt, als er kein Bewußtsein davon hat, so lange es in seiner Unmittelbarkeit nur für Andere, nicht aber für ihn vorhanden ist. — Es schien mir dieses Schweben der Adler weit über den letzten Spitzen der Erde ein eigenthümlicher erhabener Kultus, welchen die Natur Gott darbringt und feiert — und es schien mir ferner, daß uns Gott in dieser Erscheinung die hohe Idee sichtbar vormale, wie man groß und frei hoch über der Erde schweben könne, ungesehen von Menschen, arm an Genüssen, aber desto sicherer und erhabener. Auch an den öden Bergen bei Smyrna kam mir der Adler vor

wie eine übernatürliche Erscheinung am Himmel; sie blitzt in die Seele das Bewußtsein: auch du kannst und sollst ein Adler sein.

Von der großen Ruine bei Smyrna aus erscheint die Gebirgslandschaft der Anlage nach sehr schön und edel, und doch befriedigt der Anblick nicht — er gleicht einem schön gestalteten Kopf, dessen Gesicht abgefärbte gewaltsam altgemachte Züge trägt, wie sie ein ausschweifendes Leben zum Andenken oft zurückläßt. Es fehlt der Gegend zur gesunden frischen Schönheit der edle Schmuck der Waldungen, die grüne Sättigung gewässerter Wiesen, die Silberbortirung der Bäche, die Dorfschaften und Straßen. Eine großartige Wasserleitung schreitet in hohen Bogen über das Thal hin; sie scheint römischen Ursprungs zu sein, so wie auch das Pflaster einer römischen Straße unverwüstlich fest stückweise aus dem unordentlichen Kothweg hervortritt. Unten an der Thalrinne blühten freie Oleandergesträuche.

Bei der Rückkehr kamen wir in ein reines Türkenviertel, das ganz arm und zerfallen schien. Selbst die Hunde, welche sonst in Türkenorten in Ueberzahl auf den Gassen herumliegen, scheinen sich dort nicht ernähren zu können, denn wir trafen sehr wenige an. Die Weiber zeigten größtentheils einen hastigen Eifer ihre Gesichter zu verhüllen, und winkten voll Besorgniß auch den andern, wenn sie Einen von uns um die Ecke kommen sahen. Ein Weib, welches sich nicht schnell genug verhüllen konnte, kehrte sich mit dem Gesicht so lange an die Wand bis wir vorüber waren. Es scheint bei diesen Türkinnen die Gewöhnung ähnlich ein Gewissen

für das Gesichtverhüllen erzeugt zu haben, wie die Schamhaftigkeit ein Gewissen ist bezüglich des Geschlechtlichen. Aber es liegt ein unbewußter Fluch in diesem ängstlichen Verhüllen; seine Wurzel ist die Eifersucht der Männer und anderseits deren Begehrlichkeit, und sein Wesen besteht darin, daß der edelste und geistigste Theil an der Menschengestalt, das Antlitz, wie etwas Unanständiges versteckt wird. War es die Sünde, welche die Bekleidung des Menschen zunächst veranlaßte, so wird es nur die gesteigerte Sünde sein, welche selbst das sonst freigelassene Gesicht verhüllt.*) Man schreibt dieser übermäßigen Zucht die Schuld des abscheulichen Lasters zu, das im Orient seit den Zeiten Sodomas fortwuchert. Wie wenn diese menschenfeindliche Sitte auch noch ihre äußere Symbolisirung aufgesucht hätte, so haben viele Weiber in Smyrna das vom Schleier nicht gedeckte Stück des Gesichtes mit einer schwarzen Maske verhüllt, welche die halbrunde schichtenfaltige Form einer Käferlarve oder Puppe von einer Raupe hat. Es scheint diese Masken setzen sie nur auf wie bei uns die sogenannten Damen ihre Hüte, wenn sie einen eigentlichen Ausgang machen und von Rang sind. Sonst haben sie es wie die Türkinnen anderwärts, nämlich dergestalt ihren Kopf mit weißen Tüchern umhüllt, daß nur die obere Hälfte der Nase, der untere Rand der Stirne und die Augen dazwischen unbedeckt sind, wie wenn sie einen enganliegenden Helm

---

*) Anders verhält sich dieses in der Kirche; dort geziemt sich wohl, daß weibliche Gesichter verschleiert sind.

mit halbgeöffnetem Visir aufgesetzt hätten. Nur die Sklavinnen und die noch unerwachsenen Töchterlein tragen ihr Gesicht offen; letztere gelüsten aber affenmäßig auch schon nach dem Vorhang und verhüllen zeitenweis ihr Gesicht.

Die Männer, welche uns begegneten, hatten meist ein würdiges, beinahe etwas finsteres Aussehen; sie blicken den Christen kurz abgebrochen an und schauen dann ernst und ruhig vor sich hin, wie es etwa bei gebildeten Personen stattfindet, die einander nicht kennen. Gemeine oder bösartige Gesichter sah ich fast niemals bei dem türkischen Mannenvolk.

---

23. März. Wir ließen uns heute zu einer Moschee führen, wo der Derwischtanz auf diesen Tag festgesetzt war. Als wir dort bei dem obersten Iman, dem türkischen Bischof von Smyrna, fragen ließen, wurde uns die Antwort gebracht, daß die Derwische erst später tanzen, indem sie wegen der Zeitverhältnisse die ganze Nacht gebetet hätten und jetzt ausruhen müßten. Einige von uns, ich weiß nicht mehr eingeladen oder ungeladen, traten in die Behausung des Iman. Der Saal, worin er sich aufhielt, hatte gepolsterte mit Teppichen belegte Bänke, welche rings an den Wänden sich anlehnten. Hier saß mit unterschlagenen Beinen ein alter gut aussehender Mann mit einer 5 bis 6 Fuß langen Pfeife, deren Kopf am Boden mit einem messingenen Teller unterlegt war; auf dem andern Ende des Divans spielte lautlos ein etwa zweijähriges Kind. Wir setzten uns

auch indem wir die Hüte aufbehielten. Der Greis zeigte sich sehr freundlich, er ließ uns Kaffe bringen und durch den Dragoman sagen, er betrachte alle Europäer als Freunde und Brüder und habe sie lieb, nur die Russen, Griechen und Armenier seien die Gegner der Türken. Als wir uns verabschiedeten, erhob er sich von seinem Sitz um uns recht höflich zu sein. Dessenungeachtet wurde die Vermuthung ausgesprochen, man suche uns absichtlich den Anblick des Derwischtanzes zu entziehen. Sollte dieses der Fall gewesen sein, so muß ich dem Iman recht geben, indem die seinem Glauben nach religiöse Funktion kein Schauspiel für Ungläubige sein soll. Damit der Leser jedoch nicht leer ausgehe, wie wir damals, so will ich hier die Beschreibung eines Derwischtanzes geben, wie ich ihn einige Jahre früher in Skutari, Konstantinopel gegenüber, gesehen habe:

Wir mußten in dem weitläufigen bergigen Skutari lang und mühsam suchen, bis wir das Gelaß fanden, wo die Derwische ihren religiösen Tanz aufführen sollten. Ein kleinasiatisches Büblein hatte endlich das Geschick unser Verlangen zu verstehen und führte uns dahin. Es wird jede Woche einmal dieser Tanz aufgeführt. Neben der Vorhalle, wo wir lange sitzen mußten, bis das eigentliche Tanzhaus geöffnet wurde, übten zwei türkische Religiosen eine brüllende Andacht oder Andacht in Gebrüll aus. Es ist vielleicht ungeziemend den Vergleich zu machen, aber es ist eben in Wirklichkeit einander höchst ähnlich gewesen; nämlich die Beiden bemühten sich aus dem tiefsten Abgrund des Leibes auf die gewaltsamste Art Töne heraufzugurgeln oder gleichsam

herauszubrechen, wie man in Menagerien zuweilen ein Löwen- oder Tigerpaar brüllen hört, wenn ihnen die Stunde der Abfütterung zu lange nicht kommen will. Einen Menschen hatte ich vorher noch nie so aus dem Bauch, gleichsam aus dem Gedärm heraus brüllen hören. Dieses war ihr religiöser Gesang, ein Herabwürdigen der menschlichen Stimme zu einem wüsten unnatürlichen Gurgeln, bestialischer anzuhören als das Wiehern eines Rosses oder Grunzen eines Ebers. — Dieses ist, so viel ich weiß, der einzige religiöse Gesang, welcher bei den Türken zu finden ist. Wohl mag darin mehr, als in irgend einer Erscheinung, die Seele des Mohamedanismus der Seele des Christenthums gegenüber Laut von sich geben. Man denke an den gottesdienstlichen Gesang und die Musik in katholischen Kirchen, es ist wie himmlisches Tönen gegen das Geheul der Hölle. Kann man so oft bei uns sagen, wenn man schönen frommen Gesang hört: der Gesang ist besser als die Singer und Singerinnen; so muß man bei jenen Türken sagen: so schlecht und ruchlos sind sie gewiß nicht, als ihr religiöser Gesang ist.

Diese Unnatur und Schändung der menschlichen Stimme und dann erst Alles, was ich bei dem Tanz der Derwische sah und hörte, bringt mich zu der Ansicht, daß diabolische Einflüsse eben so gewiß sich in den Kultus der Mohamedaner, als in den der Heiden z. B. bei den Orakeln eingeschlichen haben, was auch überall so sein wird, wo man den einzigen Sieger über den Satan, Christus, nicht kennt oder nicht will.

Der Saal hatte ringsherum ein Geländer, in welchem

die Ungläubigen zusehen durften, wenn sie vorerst Schuhe und Stiefel abgezogen hatten. Der innere Platz war mit verschiedenfarbigen Schaaffellen bedeckt, auf welche das sich ansammelnde Türkenvolk alt und jung anbetend sich niederwarf und hernach in seiner Art saß. Dann wurden eine ungeheure Menge von Tamburinen gebracht, groß und geformt wie ein Sieb, und vertheilt an die Sitzenden. Deßgleichen wurden kleine Pauken vertheilt, in Form und Größe wie mittelmäßige Schildkröten, kupferner Bauch und lederne Ueberspannung; diese wurden mit eisernen Spangen geschlagen und gaben einen kurz abgestoßenen fast heulenden Ton von sich, als säße ein gepeinigtes Thier drin. Etwa sechs Priester hatten messingene Teller, wie sie bei der türkischen Musik üblich sind. Nun wurde etwa eine Viertelstunde lang unaufhörlich in demselben Takt und Rhythmus die Tamburine, die Pauken und die Teller geschlagen, ohne die geringste Abwechslung, als daß zuweilen einige Minuten lang ein viel rascheres Tempo und heftigerer Aufschlag durchgeführt wurde. Der Eindruck wurde allmählig erhitzend und aufregend, wie wenn Einem langsam etwas Narkotisches einfiltrirt wäre worden, oder als stünde man an einem Schwefelfeuer.

Endlich kamen zwei Derwische, noch junge Männer; sie entblößten sich bis zu den Hüften. Der oberste Priester übergab Jedem derselben zwei sonderbare Instrumente, deren eine ganze Menge an der Wand aufgehängt waren. Ein solches Instrument ist nämlich eine fußlange eiserne Stachel mit einem hölzernen Knopf von der Größe eines Katzenkopfs; an dem Knopf sind meh-

rere spannenlange Kettchen angebracht, welche dem Anschein nach lediglich den Beruf haben Lärm zu machen. In jeder Hand ein solches Ding, machten die beiden Derwische einen Höllenspektakel. Sie fochten damit in der Luft herum und geberdeten sich zuweilen als drückten sie die Stacheln mit heftiger Inbrunst sich in den Leib. Dabei machten sie heftige Bewegungen und wüthige Geberden, so daß nicht nur das Gesicht, sondern der ganze Leib in greuliche Grimassen gezerrt wurde. Zuweilen stießen sie dabei ein thierisches kurz abgestoßenes Geheul aus. Ich wohnte einst in der Nähe des Schlachthauses; wenn zuweilen ein Ochs oder Stier auf den ersten Axtstreich nicht fällt, so stößt er einen eigenthümlichen Schrei des animalischen Todesschreckens aus — ähnlich war das Gebrüll jener Derwische. Ueberhaupt war so wenig Menschliches im Gebaren dieser Kreaturen zu sehen als an einem Kretin der tiefsten Stufe oder jener Gattung von Irren, wo nur noch das Menschenthier tobt und vegetirt.

Als dieses häßliche Gaukelspiel mit lebendigen Puppen einige Zeit gedauert hatte, fuhren plötzlich mehrere Priester in die Höhe, stürzten auf die Derwische los, ergriffen und übermannten dieselben, entwaffneten und bekleideten sie. Offenbar sollte diese Scene bedeuten, sie müßten der wüthigen Religion der Derwische gewaltsam Einhalt thun, damit diese nicht ihr kostbares Leben ganz tödten. Die Derwische gaben sich den Anschein als gereiche ihnen solches zu großem Weltschmerz und brüllten nicht ohne sentimentalen Ausdruck, als wären sie unsäglich unglücklich, daß man sie abhalte sich zu tödten.

Diese komödiantenhafte und zugleich dumme Heuchelei, die plumpe Nachäffung religiöser Extase, ekelte mich an.

Ich füge noch eine andere Bemerkung bei, die sich mir bei dieser Gelegenheit zudrängte. Unter den zuschauenden Franken waren auch einige Frauenzimmer in dem bei uns üblichen Aufzug. Einige alte paukenschlagende Türken, wie mir schien Priester, gafften ungeachtet ihrer religiösen Beschäftigung diese unverschleierten Personen mit solch unverhaltener Gier und Standhaftigkeit an, wie etwa ein Haufe frivoler Studenten auf der Gasse vor der Kirchthüre Schau halten, wenn der Gottesdienst beendigt ist. Gerade die Unsichtbarkeit aller weiblichen Gesichter, welche nicht leibeigen sind, muß den Türken viel hungriger machen, bei Gelegenheit ein auswärtiges Weibsgesicht anzuschauen, als unser Einer darnach Verlangen hat.

Kehren wir von Skutari nach Smyrna zurück. Es war gerade Freitag, der mohamedanische Sonntag, und die Andacht in der großen Moschee der untern Stadt war vollendet, als wir dahin kamen. Es strömten sehr viele Leute heraus, unter diesen aber sehr wenige Frauen, Mädchen wohl gar keine. In den Moscheen selbst befindet sich das weibliche Geschlecht auf einer Art Vorbühne ganz abgetrennt. Das Innere ist nicht ohne Geschmack gebaut und verziert, jedoch etwas tapeten- und teppichartig. Auf dem Kronleuchter, dessen einzelne Zweige in Hohlgläsern enden, waren Blumen gesteckt, Nachts Lichter. Der ganze Boden war mit Teppichen belegt, wir mußten darum und vielleicht auch aus religiöser Vorschrift die Stiefel vor dem Eingang abziehen. Als

ein östreichischer Geistlicher seine langen Rohrstiefel wieder anzog, betrachtete ein Mohr solches mit außerordentlicher Freude und Gelächter; es müssen ihm diese Röhre und daß ein Weißer seine Beine mit schwarzem Leder mohrenhaft mache unendlich lächerlich vorgekommen sein. So sind zahllos viele abgeschmackte Anzüge bei gebildeten und ungebildeten Völkern zu finden, welche höchlichst zum Lachen reizen würden, wenn man nicht durch Gewöhnung hiefür sinnlos geworden wäre.

Nachmittags kam ich in eine griechische Kirche, wo gerade Gottesdienst gehalten wurde. Es war der große Raum ganz angefüllt mit Mannspersonen; außerordentlich viele Kerzen brannten und das ganze Innere war mit großer byzantinischer Pracht ausgeschmückt. Auf einem Throne saß eine Gestalt, welche ich für eine herrliche Statue angesehen hätte, wenn nicht nach einiger Zeit eine geringe Bewegung mit dem Kopf zu bemerken gewesen wäre. Wahrscheinlich war es der griechische Bischof; sein schönes ernstes Gesicht war von schwarzem lockigem Bart- und Haupthaar umkränzt, und die Kleidung war von fürstlicher Majestät. Ein wunderlicher Gesang kam mir vor wie eine alte rostige Antike aus unbestimmter Herkunft; einige Knaben sangen mit näselnder und doch heller Stimme lang ausgehalten stets denselben Ton; um diese spannen sich, wie um ausgespannte Fäden, die seltsamen Modulationen einer gleichfalls näselnden Mannesstimme. Letztere webte gleichsam wunderliche Figuren und Arabesken daran, die bei uns und in unserer Musik ganz unbekannt sind.

Hierauf wanderte ich mit G. K. auf den Bazar.

Dieser ist ein großes Labyrinth aus lauter gedeckten Gängen, die sich gedärmartig durcheinander schlingen und selbst wieder durch zahllose Buden gegliedert sind. Die Zünfte sind zusammengerottet, so daß man bald durch eine lange Allee von Pfannen wandelt, bald durch einen Wald von Pferdesätteln, bald durch einen Hohlweg von Süßigkeiten. Das Pflaster übertrifft alle Pflasterschlechtigkeit, die mir je in Europa vorgekommen ist, wie wenn es von einer Commission Menschen- und Viehärzten hergestellt wäre um durch steinerne Fallstricke Beinbrüche und Kunden zu gewinnen. Musterhaft finde ich aber zweierlei in diesem orientalischen Bazar; einmal daß nirgends eine weibliche Person verkauft, sodann daß das hungerige Ködern und Anrufen der Vorübergehenden, wie bei uns auf den Märkten, nirgends vorkommt, wenigstens von Seite der Türken; er sitzt mit Ernst und Würde in seiner Bude, und will Jemand etwas sehen, so zeigt er es und nimmts mit großer Ruhe auf, ob man kauft oder wieder geht.

Auf den Abend war unsere ganze Gesellschaft bei dem östreichischen Generalconsul Steinle zum Thee eingeladen. Es wurde uns hier alle Freundlichkeit und Artigkeit erwiesen, die man in einem vornehmen Hause nur werthen Gästen erweisen kann. Einer, an dergleichen Salonsleben gewöhnt, äußerte sich, wie wohl es ihm thue, wieder einmal in solcher Atmosphäre sich zu befinden; mir hingegen war es eine Plage. Der Kanarienvogel behagt sich nirgends besser als im zierlichen Käfig, die Blaumeise stirbt drin vor Verzweiflung.

Die Frau des Generalconsuls erzählte, daß in Kon-

stantinopel und überhaupt im Orient eine eigene Gattung von Frommen sich gebildet habe, hauptsächlich aus Frauenspersonen besserer Stände. Sie tragen sich ganz schwarz, statt des Hutes ein schwarzes Tuch über den Kopf, gehen Morgens um vier Uhr schon in die Kirche, gehen jede Woche einigemale zur Kommunion, fasten streng und üben Werke der Barmherzigkeit. Besonders gern wenden sich solche ledige Frauenzimmer dieser neuen Lebensart zu, welche über die Jahre einer zu hoffenden Verehelichung hinausgeschritten sind. Und gewiß finden sie in diesem christlichen Ernst eine unendlich tiefere Befriedigung als vorher in ihrem Weltleben; in den Augen höherer Geister glichen sie vorher jenen Wesen, welche sich abhetzen um in der Erde Trüffel zu suchen, jetzt gleichen sie einem Kind, das still und einsam zum Sternhimmel schaut. Zwar spottet man gern über Personen, welche in den jüngeren Jahren lustig gelebt haben und später fromm werden, da ihnen Schönheit und Beliebtheit auf die Neige geht; allein was ist erst eine alte Jungfer ohne entschiedene Religiosität? Ein häßliches widerwärtiges Geschöpf auch der Seele nach, während sie durch kräftige Umfassung des Christenthums eine innerliche Schönheit und Liebenswürdigkeit vor Gott und vernünftigen Menschen gewinnen mag, welche sie als hübsches Mädchen nicht besessen hat.

Meine liebste Erinnerung von Smyrna ist das armenische Kloster. Dorthin ging ich fast jeden Morgen in die Kirche, theils um die Messe zu lesen, theils zu hören. Der armenische Ritus gefiel mir sehr gut; schon die Kleidung ist geschmackvoller als die jetzt üb-

liche in der lateinischen Kirche. Die armenische Sprache lautet ernst und weckt bei uns Abendländern eine Art Ehrfurcht. Vor der Wandlung hält der Priester wie im angestrengtesten Gebet die Arme weit ausgestreckt in die Höhe. Statt der Elevation nach der Wandlung kehrt sich der armenische Priester zum Volk und zeigt ihm die consekrirten Gestalten; in gleicher Weise gibt er auch den Segen, indem er die h. Hostie über den Speisekelch hält, wenn das Volk kommunicirt hat. Armenier und römische Katholiken nehmen nicht nur gleichmäßig an dem Gottesdienst Theil, sondern nehmen auch ohne Unterschied von dem armenischen Priester das h. Abendmahl. Am letzten Tag, da wir in Smyrna waren und ich in der Kirche des h. Polykarp funktionirte, kam einer der Armenier und fragte, ob wir unzufrieden mit ihnen seien, daß wir nicht mehr zu ihnen kämen. Dieses veranlaßte mich mit einigen Andern noch einmal zum Abschied in ihre Kirche zu gehen. Als das Amt zu Ende war, wurden wir zum Superior geführt. Es würde mich freuen, wenn ich allen meinen Lesern diesen Mann zeigen könnte; so oft ich an ihn denke, regt sich in mir das Vergnügen innigen Wohlgefallens und Zuneigung. Obgleich ein Greis mit weißem Bart, der zugleich schon in den größten Städten Europas sich aufgehalten hat, war eine süße Freundlichkeit und anmuthige Anspruchlosigkeit über sein ganzes Wesen und Reden ausgegossen, wie man es sonst nur bei einem recht wohlgezogenen guten Kinde trifft. Sein Zimmer war ganz arm ausgestattet, wie bei uns kaum eines der geringsten Studentenzimmer, während das untere Empfang-

zimmer und die kleine Kirche durch große im Orient seltene Reinlichkeit und einfachen edlen Schmuck sich auszeichnen. Seine bewußtlose Anmuth scheint selbst Andersgläubige anzuziehen. Er erzählte gelegentlich, als von der Lage der Türkei die Rede war, daß ein Pascha auf freundschaftlichem Fuße mit ihm gestanden sei und ihn zuweilen besucht habe; dieser habe einmal zu ihm gesagt, es sei ganz unmöglich die Gleichstellung der Christen mit den Türken und Alles, was der Sultan in dieser Beziehung erlassen, durchzuführen, wenn die christlichen Mächte nicht selbst den Sultan kräftig schützen und unterstützen. Ich erfuhr hier auch, daß etwa drei bis viertausend unirte Armenier in Smyrna wohnen, hingegen die doppelte Zahl solcher, die nicht unirt sind.

Als besondere Merkwürdigkeit in Smyrna sucht in der Regel jeder Fremde die Karavanenbrücke auf. Es ist dieses eine uralte Steinbrücke, über welche die Straße in das Innere von Asien führt, und worüber unaufhörlich seit Jahrtausenden schon die Karavanen ziehen. Es ist für einen Abendländer, der zum erstenmal hier asiatischen Boden betritt, interessant, diesen langen Kameelzügen zuzuschauen. Oft sind über dreißig beladene Kameele hintereinander angestrickt und regelmäßig geht als Führer des Ganzen ein Esel voraus. Dieser Umstand und die Amulete, Halbmonde, rothe Quästchen und andere seltsame Zeichen, welche jedes Kameel am Hals trägt und besondere Kräfte haben soll, erinnert mich unwillkürlich an die Freimaurer. Es ist hier nicht der Platz des Weitern auszuführen, durch welche Gedankenleiter von den Kameelen im Orient gerade die Frei-

maurer im Abendland mir in den Sinn gestiegen sind; nur will ich Folgendes bemerken: die Freimaurerei scheint mir in neuerer Zeit ein ähnliches Spiel der Eitelkeit und gelinde Bornirtheit bei den gewöhnlichen Mitgliedern zu sein, wie das wohlfeile Heldenthum der Bürgersoldatenschaft. Diese Freimaurerphilister sind meistens die Satten dieser Welt, welchen zugleich mit dem Geld der Uebermuth wächst. Vor Allem wollen sie sich Ruhe verschaffen vor unheimlichen Besorgnissen rücksichtlich der andern Welt; daher muß die Hölle gelöscht und zugeworfen, Christus abgeschafft oder zu einem Weltweisen degradirt und dem Gewissen mit den Phrasen allgemeiner Menschenliebe und Ostentation von Wohlthätigkeit ein Flaumbett zubereitet und drin eingeschläfert werden. *) Diese an Religionsdiarrhöe laborirenden Ehrenmänner wärmen und trösten sich aneinander. Ich habe einmal ein treffliches Exemplar kennen gelernt, Inhaber und Kapitän eines Handelsschiffes unter russischer Flagge; er zeigte mir seinen Freimaurerbrief, war gast-

---

*) Es gibt allerdings auch Freimaurer, die dem christlichen Glauben nicht entsagen wollen, aber die Zucht der katholischen Kirche beengt sie. Sie wollen daher nur gelind liberal sein — für diese hat man in den Logen auch Rath. Man läßt sie im Wahn, die Maurerschaft sei auch christlich, nur aufgeklärt und gründlich anti-abergläubisch; solche erfahren oft ihr Lebtag nicht, und wenn sie auch äußerlich zu Meistern gemacht werden, was die Hintersten wollen; nur erfriert bei dem Schein des Freimaurer-Vollmondes von Jahr zu Jahr mehr, was das Christenthum in der Jugend ihnen eingepflanzt hatte. Uebrigens verbietet die katholische Kirche ausdrücklich und mit Recht sich bei den Freimaurern als Mitglied aufnehmen zu lassen.

freundlich und reich, rühmte sich seiner Ehebrüche und daß er die Stunden der Andacht stets auf seinem Schiff mitführe. — Sodann wollen diese Handelsmänner und Fabrikanten und Rentiers doch auch der Welt gegenüber nicht nur reich erscheinen, sondern auch als solche gelten, die Geheimnißvolleres und Bedenklicheres wissen und treiben, als so ein gewöhnlicher Mann, der am Sonntag in die Kirche geht und eine Predigt anhört.

Die größere Zahl der Freimaurer halte ich für Menschen verdächtig an Intelligenz und Charakter, so stark an Geist und Auftreten sie sich sonst dünken mögen. Ich weiß auch nicht ein einziges bedeutendes Talent, welches ernstlich und ehrlich die Mummerei der Freimaurerschaft mitgemacht hätte. Hingegen treten auch manche ein um auf irgend eine Art persönlichen Profit zu machen, sei es als praktischer Arzt, sei es als schmal besoldeter Beamter*), sei es als geheime Polizei um zu wissen was man treibt. Mag auch zuweilen ein Häuptling, ein Logenmeister, etwas mehr wissen und wollen, als die, welchen er vorausgeht; meistens wird der Unterschied seines Wissens nicht viel größer sein, als zwischen der Intelligenz dessen, der jene Züge auf der Karavanenbrücke zu

*) Gerade darin zeigt sich wie viel Wahrheit in der Humanitätsprahlerei liegt, indem die Freimaurerkoterie selbstsüchtig einander zu Aemtern verhelfen und Andere wegzudrücken suchen — wollten diese Herren weiter nichts, als humane Gesinnungen unter sich wecken und für Gesittigung und Wohlfahrt des Volkes wirksam sein, so brauchte es die Geheimthuerei nicht. Womit ihr euch schönfärbt, das thun wahrhaft und offen ganz andere Vereine, zu welchen ihr freilich keinen Appetit habt.

Smyrna anführt, und zwischen der Intelligenz der eigentlichen mit Ordensinsignien behangenen Glieder des Zuges. Allerdings ist im Grund nicht der Esel der eigentliche Führer des ganzen Kameelzuges, sondern Solche, welche Esel und Kameel kaum sehen und kennen und doch, ohne es zu wissen, von ihnen geleitet werden; das sind die paar Mohren, welche neben oder hinter dem Zug herlaufen. Deßgleichen geistern in den Logen auch einige Schwarze und suchen sachte ohne viel Geschrei dem Ganzen eine Richtung zu geben, wohin die Fetten nicht wissen, nicht denken und nicht wollen. — Uebrigens thue ich durch diesen Vergleich den guten Kameelen einigermaßen Unrecht, denn diese sind sehr nützliche harmlose Thiere; daß aber die Freimaurer als solche je in der Welt etwas genützt haben, ist gewiß nicht wahr; nur ist die Quantität des Unheils, das von ihnen schon ausgegangen ist, streitig.

Geht man über die Karavanenbrücke hinüber, so kommt man auf einen großen türkischen Begräbnißplatz, welcher von beiden Seiten die Straße umgibt. Aehnlich ziehen sich die Landstraßen auch durch den ungeheuern, wohl den größten Begräbnißplatz der Welt, in Skutari; sei es, daß man es für die Todten tröstlicher hält, wenn fortwährend Lebendiges neben ihnen vorüberzieht, oder daß man es für die Lebenden als heilsam erachtet, wenn sie beim Vorüberziehen erinnert werden, welches der letzte Ausgang ihrer irdischen Wanderschaft ist. In Smyrna und in manchen andern Orten sind die großen Begräbnißstätten zugleich Cypressenwald. Gewiß bietet die Natur nichts, was angemessener den Ernst und die

Trauer eines solchen Ortes bezeichnete, als die Cypresse. Es liegt eine wundersame edle Melancholie in einem Wald von diesen hoch aufstrebenden Bäumen, wie sie unbeweglich starr nach oben deuten und ewige Zuständlichkeit abbilden, indem sie unberührt von den Jahrszeiten ihr fast hartes trockenes Grün nicht abwerfen. Die Cypresse ist in Allem der vollendetste Gegensatz der schlampigen Trauerweide unserer Stadtkirchhöfe, welche allerdings auch ganz treffend gewählt ist auf das Grab gebildeter Herren- und Damenleichname und für ihre sentimentalen Zurückgebliebenen: sie hängt wie ein thränennasses Schnupftuch herunter. Bei so mancher Unkultur scheinen die Türken doch Sinn und Geschmack für die Natur zu haben. Die türkischen Todtenwälder ragen dunkel bis zur Schwärze aus der kalkdürren Gegend empor, und wenn die Karavane oder das Schiff, noch Stunden fern, die Stadt nicht zu Gesicht hat, mahnen schon die zahllosen Cypressenwipfel in die Ferne hinaus ihr Memento mori.

Wenn man nach der Station in Smyrna wieder auf das Schiff zurückkehrt, so findet man gewöhnlich auf dem Verdeck eine Neuerung; ein Theil des Verdecks ist nämlich durch ein hölzernes Geländer, einen Pferch, abgegrenzt, dergleichen man bei Schaafheerden anwendet. Bei meiner ersten Reise fragte ich, ob Thiere hier eingethan werden; man gab mir zur Antwort: nein, türkische Weiber. Und so war es auch; eine Schaar derselben mit ihren Kindern wurden herübergebracht, watschelten entenartig alsbald in den Pferch und setzten sich, nachdem sie Decken oder Bettwerk unterlegt hatten.

Später wurde zeltförmig ein großes Segeltuch überspannt, aber so tief, daß die Untergebrachten nur sitzen und liegen konnten, nicht aber aufgerichtet stehen. Die Gestalt dieser Personen ist äußerst unschön durch das abscheuliche Lappenwerk, das sie ohne alle Ordnung in Farbe und Schnitt an sich hängen haben. Manche sieht einem Klumpen von allerlei Plunder gleich. Und da auch das Gesicht verhüllt ist, sie nicht einmal zur Abwechslung stehen dürfen, sondern Tag und Nacht hinter dem Gitter liegen oder kauern, so muß auch dem gutmüthigsten Zuschauer, wenn jenen gerade Wasser und Nahrung gebracht wird, die Aehnlichkeit auffallen mit Gänsen, die gestopft werden. Ein Verschnittener, ein großer fetter außerordentlich häßlicher Halbmohr mit einer dünnen Kinderstimme war das einzige Nichtweib, welcher als Tag- und Nachtwächter in der Frauenabtheilung haust und Alles besorgt wie eine Kammerjungfer.

Uebrigens war verhältnißmäßig das weibliche Geschlecht sehr geringzählig gegen die Männer. Es waren nämlich dreihundert Türken auf dem Schiffe, welche großentheils auf der Wallfahrt nach Mekka begriffen waren. Sie mußten sämmtlich ihre Waffen abgeben, welche in unserer Kajüte untergebracht wurden; die Lloydschiffe haben diese Vorsicht eingeführt, seitdem einmal Araber als Passagiere auf ein Lloydschiff gekommen, die Schiffsmannschaft angegriffen hatten, sich des Schiffes bemächtigen wollten und mit Noth noch überwältigt wurden.

Diese Türken tragen bei ihrer Wallfahrt große Be-

schwerden; abgesehen von den Plagen der heißen weiten Landreise, so liegen sie so dicht nebeneinander auf dem Verdeck, daß selbst die Kohlensäcke auf dem Schiff ihre Wohnstätte Tag und Nacht abgeben. Auch beim schlechtesten Wetter dürfen sie nicht unter das Verdeck. Ihr Essen ist das Kümmerliche, womit sich der arme Türke zu nähren pflegt, und selbst das oft nicht einmal.

Diese Mohamedaner halten sehr fleißig ihre vorgeschriebenen Gebete; wie seine Zeit gekommen ist, breitet der Einzelne ein Tuch auf die Erde, wendet sich gegen Mekka, so gut er es weiß oder meint, breitet die Hände aus, verneigt sich zuweilen, fällt zuweilen auf die Kniee und berührt eine Minute lang den Boden mit der Stirne, und spricht seine Koransgebete. Hiebei stört ihn nichts, was um ihn vorgeht; Einzelne sah ich selbst auf den Radkasten steigen um dort ungestört ihre Andacht zu verrichten. In unserer Kajüte wohnt ein Pascha, vor dessen Kabine sitzen zwei Sklaven. Ungeachtet seiner europäischen Kleidung hält auch er täglich laut sein Gebet. Einer der Sklaven führte eine Art von Gesang, welcher in Rhythmus, im Wechsel der Laute und des Steigens und Fallens der Stimme eine so auffallende Aehnlichkeit mit dem Gesang einer Lerche hat, wie mir noch nie etwas Hörbares sonst vorgekommen ist.

Bei dieser vielen eifrigen Andacht der Türken, welche wir fast unaufhörlich vor Augen hatten, während sie uns Christen nicht beten sahen, drängte sich selbst dem Leichtsinnigsten ein ernster Vorwurf auf, und es sagten Einige: „Was werden auch die Türken von uns denken?“ — Mir kam die Frage: „Was wird Gott von

uns denken? oder was sind wir vor Gott im Vergleich mit diesen Türken? sind sie nicht berechtigt, einst im Gericht wider uns aufzustehen?" Ich kann mir nicht denken, daß all dieser Gottesdienst der Türken keinen Werth haben solle, weil er nicht erleuchtet ist vom wahren Glauben. Der barmherzige Gott sieht gewiß die Redlichkeit des Strebens ihn zu verehren an; sei auch das Abmühen in unerleuchteter Andacht unerquicklich, so legt es der Barmherzige gewiß in die Waagschale, zumal da dem Allem doch die richtige Idee Gottes und ein richtiges Begehren ihn anzubeten unterliegt. Anderseits liegt auch etwas Schweres und Trauriges im Anblick dieser frommen Männer. Sie suchen Gott mühsam und finden das Rechte nicht; sie sind abgesperrt von der Quelle der Wahrheit und Gnade, und der gute Wille allein reicht eben doch nicht zu um das Christenthum zu ersetzen. Es ist diese Koransfrömmigkeit einigermaßen doch ein hohles Ringen, ein Schöpfen ins Faß der Danaiden, ein Suchen nach dem Ausgang wo keine Thüre ist. Das arme Volk ist an Leib und Seele gefesselt, daß es nicht zum Christenthum gelangen mag. Auch jetzt noch liegt gesetzlich Todesstrafe auf dem Uebertritt eines Mohamedaners zum Christenthum; als ich in Konstantinopel war, hörte ich daß diese Todesstrafe gewöhnlich in der Stille abgethan wird, indem ein des Christenthums verdächtiger Türke in's Gefängniß genommen und dort unbeschrieen erwürgt (strangulirt) werde. Die Sünde der ersten Menschen rankt nicht nur in jede Seele hinein, so daß diese mehr zum Bösen sich neigt als zum Guten, sondern sie hat auch die

Weltordnung als mächtige Schlingpflanze umsponnen, so daß auch von Außen schwere Hindernisse der Verbreitung des Christenthums entgegenstehen, ja zu manchen Zeiten und an manchen Orten es unmöglich machen. Es ist aber auch möglich, daß das türkische Volk in der tausendjährigen Zucht des harten Allahdienstes zubereitet ist worden für das Christenthum, so daß, wenn ihm die äußere Zwangskette hinweggenommen ist, sie noch bessere kräftigere Christen werden, als wir, die wir schon lange verdient haben, daß uns der Leuchter hinweggerückt werde.

Bevor die Anker gelichtet werden, will ich noch Einiges von Smyrna auflesen. Einmal kam ich in lange Hohlgassen außerhalb der Stadt; von beiden Seiten des Wegs stiegen Mauern von gedörrtem Lehm in die Höhe; sie waren mit hölzernen Sparren gleichsam wie mit Knochenwerk durchzogen. Darüber ragen Feigenbäume und andere orientalische Vegetation üppig hervor, und die Rebe rankt sich an hohen Bäumen hinauf und schaut fröhlich von oben herab. Zugleich hört man näher und ferner ein langsames melancholisches Knarren und kolossale Seufzer. Es sind die orientalischen Schöpfräder, welche von einem einsamen Pferd gezogen Wasser in die unterlegten Rinnen gießen, wodurch dann der ganze Garten getränkt wird. Unter diesem wolkenlosen heißen Himmel kann nur auf solch künstliche Weise die Erde bewogen werden prächtige Pflanzen und Blüthenduft und Früchte des Südens zu gebären. Hier sieht und hört man unaufhörliches Arbeiten, um der Erde ihre Erzeugnisse abzudrücken. Sonst scheint für Europäer

der Aufenthalt in Smyrna ziemlich trostlos zu sein, wie ich von verschiedenen Angesessenen hörte. So kam ich z. B. bei meinem Umhertreiben einmal zu einem Buch- und Allerleihändler aus Hessen. Er klagte, daß in Smyrna gar nichts Erquickliches sei, nicht einmal ein Spaziergang; daß man nur in den Orient gehe um sich wohlhabend zu machen und dann wieder zurückzukehren. Während ich noch mit ihm sprach, kam ein Ungar und kaufte Kossuth's Bildniß auf einer Medaillenadel. Der Darmstädter sagte mir, es seien solche Dingerchen unter den Ungarn in Smyrna reißend abgegangen. Ein komödiantenhafter Freiheitsschwätzer, sei er auch der ärgste Missethäter, ist dem blödsichtigen Liberalismus aller Länder ein Gott. Das Wunderlichste an der Sache ist aber, daß bei denselben Freisinnigen ein Jesuit ein verabscheuungswürdiger Bösewicht ist; fragt man warum? so heißt es, der Zweck heilige ihm die Mittel. Während nun diese Lüge schon gegen die Apostel (Römerbrief 3, 8.) in Anwendung gebracht worden ist, so ist jenes sogenannte jesuitische Benehmen nirgends reichlicher und gröber zu finden, als bei dem Kossuth und ähnlichen revolutionären Mordbrennern, allerdings mit dem Unterschied, daß die schlechten Mittel nicht durch den Zweck geheiligt werden konnten, da auch dieser durchaus schlecht war. Das Ungarvolk selbst aber scheint Jahrhunderte lang stets in den Flegeljahren verblieben zu sein.

Etwas spezifisch Teutsches ladet in Smyrna auch mit teutscher Inschrift den Landsmann ein; es stand nämlich auf einer Tafel: „Bierhaus“. Die Wienerin, welche

drin haust und schenkt, ist bei allem Anstand und Güte lebhaft wie eine Bachstelze, zumal ihre Zunge, dergleichen man auch sonst bei Wiens Töchtern trifft. Sie erzählte, daß schon Offiziere bei ihr angekehrt hätten, welche in Jerusalem waren. Diese hätten gestanden, sie seien Jahre lang in keine Kirche gegangen außer bei Paraden. In Jerusalem hingegen habe der Anblick der heiligen Orte einen solchen Eindruck auf sie gemacht, daß sie insgesammt ihre Beicht und Kommunion dort gemacht hätten.

Um das Schöne, was ich am Meer gesehen habe, nicht zu zersplittern, so will ich zu verschiedener Zeit Geschautes hier zusammenstellen.

Von Triest bis gegen Smyrna sieht man das Meer immer blau, sobald man aber in die große Bucht (Golf) von Smyrna kommt, so scheint das Wasser grün zu sein. Ueberhaupt wird das Meer und das Spiegeln des Firmamentes viel schöner, je südlicher man gelangt. Ich habe mir einige Meeranschauungen gleichsam kopirt und will sie hier vor dem Leser vorbeischimmern lassen, so weit solches mit Worten möglich ist:

Bei stürmischem Wetter der schroff abstürzenden Küste von Albanien gegenüber war einmal das Meer sehr wild. Zuerst schien es fast schwarz mit unabsehbar vielen dunklen Thälern und Bergen; als dann der Sturm noch heftiger toste, sah das Meer aus wie eine ungeheure phantastische Jagd, wo Jäger und Gejagtes ununterscheidbar im wildesten Hetzen einander nachstürzen.

Gegen Mittag wandelte sich das Schwarz des Meeres in ein ernstes dunkles Blau.

Ein anderesmal strich die wilde Nacht sich die Locken von der Stirne, und vom wolkenfreien Himmel schimmerten die Sterne herab. Dennoch stürmte es fort und das große Schiff wurde wie eine zum Ueberstürzen getriebene Wiege — aber nach der Länge — auf und abgejagt. Da sah es aus, wie wenn die Sterne im schnellsten Fluge gleich Sternschnuppen insgesammt herabstürzten und dann wieder hinaufführen. Es fiel mir hiebei die Schriftstelle ein, wo vom Herabstürzen der Sterne beim Herannahen des Weltgerichtes geredet wird, ob solches nicht in dem Sinn zu nehmen sei, wie die h. Schrift auch sagt, die Sonne gehe auf und unter, nämlich daß die Worte der Schrift nicht das Wesen, sondern nur die Erscheinung bezeichnen. Wenn die Erde beim Herannahen des Gerichtes in schwankende Bewegung kommt, wie ein Schiff auf wogendem Meere, so muß auch in gleicher Weise die Erscheinung dadurch den Bewohnern der Erde hervorgebracht werden, als stürzten die Sterne vom Himmel.

Je südlicher man kommt, desto reiner wird der Himmel; das Land verlor sich allmälig aus dem Blick und es wurde Alles sehr einfach. Das Abendroth auf eine Wolke getüncht und das Meer war Alles, worin Blick und Seele sich badeten. Dieses Abendroth und seine unbeschreiblich holde edle Schönheit ist wohl nur im Süden, bei uns kaum im höchsten Sommer zu sehen. Wer könnte die Seligkeit desselben mit Worten malen! Es war ein großer reiner Farbendreiklang: der Mond

in der blauen Himmelsfarbe und unten das Abendroth, und tiefer das Meer.

Eines Abends erschien das Meer ganz anders blau, als ich es sonst gesehen; die ganze Weite schien Schuppen zu haben wie ein unermeßliches Volk von Fischen, und daraus tauchten scharf glänzende Lichter auf. Es war ein schönes Feuerwerk aus Wasser, Sonnenschein und Windeswehen geschaffen. Und als es dann Nacht wurde, bereitete sich ein anderes Schauspiel. Das Meer lag in wunderbarer erhabener Einfachheit vor dem Auge. Das Schiff zog einen breiten Streif hinter sich, vielmehr eine silberne Straße, darüber leuchtete der Mond. Später wurde das Meer wieder wild. Die Musik, welche davon entstand, war sehr mannigfaltig instrumentirt. Das ernste Arbeiten der Maschine, das Schnarchen des Dampfrohrs, wenn der Wasserkessel aus dem Gleichgewicht kam, das Schlagen der Räder, das Tosen des Windes, das Sausen im Strickwerk, das Krachen in den Schiffswänden und das Aechzen im Vertäfer.

Ich bin schon um Mitternacht auf dem Schiff umhergegangen; ich erblickte kein lebendes Wesen als den stummen Steuermann an seinem Rad. Es liegt eine wunderbare Melancholie darin, um Mitternacht oder in der Nacht gegen Morgen auf der Schiffslänge hin und her zu gehen — unter den Füßen die schlafenden Menschen, vor und um sich das weite Meer, und über sich den Sternhimmel, und dabei das ernste Orgelspiel, den uralten Choral, den Sturm und Wogen singen. Da bekommt man leicht Gedanken aus dem alten Testament, wie sie in den Büchern Moses und in Job aufgezeichnet

sind; und die Seele wird eine Harfe, welche sich selbst zuhört, wie Psalmentöne in ihr anklingen.

Auch das Morgenwerden aus der Nacht in den Tag ist wie eine Andacht der Natur anzuschauen. Ein einsamer Inselberg ragte in die Morgenröthe; das Meer war selbst geröthet — darüber in süßem lächelndem Glanz der Morgenstern und im Zenith klein und scharf der Halbmond. Links ein leichter Nebel und der lange dunkle Streif vom Schiffsrauch. Allmälig wird das Meer gegen Osten ein goldener Spiegel; drei kleine Vögelein flogen gegen Sonnenaufgang am Schiff vorüber; später wandelt sich das Meer in Stahlblau von Goldspangen durchzogen, wo die Wellen sich heben. Schaut man gegen Süden, so liegt es in der Tiefe wie lauter Fischschuppen in braunem Glanz, und am Himmel ruhen und ziehen die Morgenwolken so glühend roth als fiele auf sie der Glast einer ungeheuern Feuersbrunst. Dann wechselte das Meer gegen Osten aufs Neue, es webte sich durcheinander Gold, Grün und Blau; der Himmel entzündete sich wie eine Wunde, die Inselberge gegen Osten wurden schwarzblau, die Wölkchen erbleichten. Jetzt tauchte die Sonne auf wie ein tausendfach verstärktes Feuer, und augenblicklich zog sich von der Sonne zum Auge eines jeden Betrachtenden auf der Wasserfläche eine feurige Straße oder Säule. Noch etwas später konnte man nicht mehr hinschauen, der Glanz der südlichen Sonne warf jeden Blick des menschlichen Auges nieder und zurück.

Das Meer ist eine eigenthümliche, andere Welt, als das feste Land, und seine große edle Natur scheint selbst

erhöhend und veredelnd auf jeden Menschen zurückzuwirken. Einmal sah ich einen Knaben, ein anderesmal einen Matrosen an dem Schiffsgeländer stehen, den Kopf auf die Hand gestützt und regungslos hinausstarren über das endlose Meer — Beide wurden dadurch gleichsam verklärt und vergeistigt, sie schienen erhöhte Gestalten und Seelen, hinausgehoben über alle Gemeinheiten des Lebens und verschwimmend in eine unbekannte geheimnißvolle Traumwelt.

Es war Sonntag, als wir von Smyrna abfuhren. Dieses erinnert mich an einen andern Sonntag, wo ich auf einem großen ziemlich menschenleeren Schiff nach Malta fuhr. Es war ein schöner sonniger Morgen und man sah nichts als Wasser und Himmel. Ich stand am Vordertheil des Schiffes und schaute hinaus, wo sich meinem Auge fast nichts mehr bot, was von Menschen kommt, und hielt da meine stumme Andacht. Ich fühlte mich in einen Zustand versetzt, wie wenn ich schon ein abgeschiedener Geist wäre und aus einer stillen Ewigkeit auf das Menschenleben und seinen Sonntag herabsähe. Ich dachte daran — oder vielmehr ich ließ wie leise Wellen aus unsichtbarer Ferne es an die Seele mir hinspielen, wie jetzt in allen Ländern, welche dieses Meer in weitem Umfang einschließen, wie in unzähligen Orten der Erde die Christen jetzt zur Kirche gehen, wie es läutet, orgelt, singt und predigt — und auch ich, dem Leibe nach auf dem Meer, kehrte dem Geist nach in eine Kirche und feierte das Meßopfer mit.

Den zweiten Tag nach der Abfahrt sahen wir Pathmos, wo Johannes das Prophetenbuch des neuen Testamentes, seine Offenbarung geschrieben hat. Die Insel schien unter den gerade sichtbaren Inseln die entfernteste; doch konnte man mit dem Fernrohr auf dem höchsten Berge des bergigen Eilandes eine Stadt erkennen. Die Situation des Ganzen auf dem inselreichen Meere unter dem bleichen scheinbar niedergewölbten Himmel, weiterhin umfangen von den drei alten Welttheilen, war gerade die geeignete um die Apokalyps zu empfangen. Dieser gotterleuchtete Blick in den Herzschlag der Menschheit und ihre Geschichte war allerdings von dem Herrn der Ewigkeit geschenkt. Aber um göttliche Eingebungen vernehmen zu können, mag zuweilen auch eine Zubereitung des Nervenlebens, insoweit es sich in die Seele hinein verzweigt, nothwendig oder doch förderlich sein. Als die drei Könige (2. Buch der Könige 3.) zu dem Propheten Elisa kamen, um von ihm das Wort des Herrn zu vernehmen über ihren Krieg gegen Moab, sprach Elisa: „Holet mir einen Saitenspieler". Und es geschah, wie der Saitenspieler spielte, da kam über ihn die Hand des Ewigen, und er sprach: „So spricht der Ewige" u. s. w. Deßgleichen war die Umgebung von Berg und Meer und drei Welttheilen auf der Insel Pathmos unter einem stets von Sonnenstrahlen durchzitterten Himmel das Saitenspiel, die Harfe, welche den heil. Johannes stimmen mußte um seine Offenbarung zu sehen, zu hören und zu schreiben.

Die vielen türkischen Männer auf unserm Schiffe

scheinen größtentheils den niedern und armen Ständen anzugehören. Dennoch sehe ich — einen Schreiber oder Vornehmen ähnlichen Ranges abgerechnet — kein gemeines Gesicht, wie man so häufig bei unserm Volk in Stadt und Land findet; im Gegentheil sind es meistens schöne, fast edle Männergesichter. Neben Anderm scheint mir eine Ursache hievon auch darin zu liegen, daß diese Leute mehrmal im Tag ernstlich zu beten gewöhnt sind. Diese Zuwendung zu Gott, zu verschiedenen Zeiten des Tages wiederholt, Jahrhunderte lang schon in der Familie geübt, muß auf den Gesichtern allmälig einen gewissen Adel als ständigen Ausdruck aufprägen. Wenn hingegen bei uns der Bauer und Handwerker seinem Geschäft mit solcher Ausschließlichkeit dient, daß ihm Gott eine Nebensache geworden oder die Religion ziemlich beseitigt ist, so wird sich diese Sklaverei gegen die Gemeinheiten des Lebens auch physiognomisch herausgestalten, zumal wenn dieses kümmerliche Sorgen schon von mehreren Generationen her in der Familie wie Grünspan sich eingefressen hat. Eine Bestätigung meiner Ansicht scheint mir auch der Umstand, daß das weibliche Geschlecht bei den Türken durchaus nicht den schönen edlen Gesichtsausdruck hat wie die Männer; deßgleichen sieht man auch bei den Beduinen viel mehr widrige Gesichter, als bei den Türken. Aber gerade die Beduinen und Weiber sind viel weniger religiös als die türkischen Männer.

---

28. März. Als ich diesen Morgen auf das Verdeck ging, stieg eben die Sonne am Meeresrand auf; ich verrichtete meine Morgenandacht. Der Anblick der großen einfachen Scene, wie aus dem Meer die Sonne auftauchte, machte die Wirkung gleich einer ernsten erhabenen Musik zu den Worten, die ich gerade betete: „Geheiliget werde dein Name", oder wie wenn die Natur gerade selbst diese Worte betete und vollführte.

Endlich nach achtzehn Tagen seit der Abreise von Triest sahen wir die Küste von Afrika. Als wir derselben näher kamen, war auch der Himmel ganz wolkenlos, wie es in Aegypten üblich ist. Den Türken wurden ihre Waffen wieder gegeben; die ganze Schiffsbevölkerung wurde sehr unruhig, als man Hervorragendes von Alexandria mehr und mehr unterscheiden konnte. Da endlich die Anker herunterrasselten, so war schon eine Schaar Boote da, die uns alle aufnehmen wollten; Schiffer und Dragomane stiegen alsbald auf unser Verdeck und versuchten ihre zudringlichen Werbungen. Ans Land gebracht fiel mir schon bei den ersten Schritten in die Stadt der große Unterschied zwischen der Bevölkerung hier in Alexandria und der in Smyrna auf. In Alexandria erscheint höchst aufgeregtes hastiges Regen und Leben. Diese Aegyptier und Araber sind nervös und muskulös viel belebter, als die Türken oder sonstige Orientalen. Es geht hier zu, wie wenn man mit dem Stock in einem Ameisenhaufen gerührt hat. Aber auch der Himmel zeigte sich ganz anders; während wir in dem fernern Gebirge bei Smyrna noch Schnee sahen, fanden wir selbst am Meeresufer in Aegypten jetzt schon

die Hitze so groß, wie bei uns mitten im Sommer. Was auf mich aber von Allem, das meinen Sinnen in diesem fremden Welttheil vorkam, den stärksten Eindruck machte, waren die Palmen. Ich kann die plötzliche und eigenthümliche Freude, welche ihr Anblick in mir erregte, nur vergleichen mit der Aufregung, wenn ein Kind zum erstenmal ein junges Lamm sieht. Wie dem Kinde bei dem Anblick eines Lammes die Freude auf dem Herzen tanzt, (um mich hier des Ausdrucks eines Kindes zu bedienen,) und wie selbst dem jüngsten Kinde eine große freudige Liebe zu dem Symbol Desjenigen angeboren zu sein scheint, der gesagt hat: „Lasset die Kinder zu mir kommen": so scheint auch eine tiefe Beziehung, eine geheimnißvolle Verwandtschaft zwischen dem Menschen überhaupt und dem Palmbaum zu bestehen, und kündigt sich durch eine fast gerührte Stimmung an, wenn man ihn zum erstenmal sieht, als wäre er eine liebe Erinnerung aus frühester Kindheit. Da ich namentlich die Alleen und kleinen Wäldchen von Palmen vor der Stadt landeinwärts sah, hätte ich beinahe lachen und weinen zugleich mögen; man meint, bei den Palmen habe man sich seiner wahren ursprünglichen Heimath genähert.

Die Stadt Alexandria verbindet miteinander die größte Pracht moderner Gebäude und das Niedrigste, was man je an Menschenwohnungen sehen mag. Die Hauptstraße hat eine Breite, wie ich sie noch nirgends in einer europäischen Stadt gesehen habe, und wird gebildet von großartigen Kaufhäusern, Hotels und Gesandtenpalästen in mannigfachem Styl. Ich war in dem Garten und Haus eines Pascha; es war daselbst Kunst und Natur

aufgeboten, um mit großer Herrlichkeit das Leben zu verschönern. Noch größer aber ist die fürstliche Pracht in dem Palast des Vicekönigs; man wird sie nicht leicht moderner und reicher bei einem europäischen Fürsten finden. Das Innere ist von Pariser Künstlern mit ungeheuern Kosten hergestellt; dreifache Vorhänge, wovon die innerste Schichte wie gepolstert ist, halten die Hitze ab; die Böden sind eingelegt, wie bei uns kaum die zierlichsten Tische u. s. w. Wenn man nun diese Herrlichkeit der Welt anschaut und die glänzenden Landhäuser und üppigen Kutschen, und dann zur Pompejussäule hinausgeht, wo auf dem Schutt der weltberühmten Großstadt der Vorzeit nun die Fellah sich angebaut haben, so sieht man hier einen Kontrast, wie wohl keiner bei uns anzutreffen ist. Die vielen Wohnungen hier sind weiter nichts als elende viereckige Kästen aus Erde zusammengeknetet; es ist keine Fensteröffnung daran, sondern wie an einem Bienenkorb nur eine niedere Oeffnung zum Hineinschlupfen, so daß das Ganze eine finstere Höhle bildet. Gewöhnlich verfertigen die Weiber diese Wohnungen, indem sie Stecken und Schilf flechten und das Ganze mit nasser Erde und Dung verkleben gleich einem Schwalbennest, dessen Farbe die Fellahhütten auch haben. Ich sah zufällig, wie ein Mädchen gerade in der nämlichen Weise langweilig und ohne besondere Aufmerksamkeit am Haus ein Stück weiter baute, wie bei uns eine an ihrem Strumpf weiter strickt. Sie nahm einige faustgroße Steine, fügte dieselben auf eine angefangene Mauer, indem sie dieselben mit genetzter Erde befestigte. Ein Schweinstall bei uns ist nicht nur civili-

sirter und luxuriöser, sondern mag auch dem Material nach wenigstens zehnmal höher zu stehen kommen, als eine Fellahwohnung zu Alexandria. Die Kleidung dieser Leute entspricht ihrer Wohnung; sie besteht in nichts als in einem blauen etwas langen Hemd. Man sagte mir auch, daß so ein Araber zur Nahrung für den ganzen Tag nicht mehr brauche, als man für drei Kreuzer anschaffen kann. Man kann überhaupt von diesen Fellah sagen, sie sind Bauern ohne eigenen Boden, Taglöhner ohne Arbeitslohn, und ihre Kleidung und Wohnung ist das Allergeringste, womit es einem Menschen noch möglich ist zu leben. Diese Menschen scheinen gleichsam wie Hausthiere nur da zu sein um ohne eigenen Lebensgenuß theils verbraucht theils geplagt zu werden. Die Reichen hingegen, namentlich Pascha und Vicekönig, bieten Alles auf, um ein Leben der Lust und Glückseligkeit sich zu bereiten, das dem Menschen erst gebührt nach vollendeter Prüfungszeit, und das Gott um so mißfälliger sein muß, da es theilnahmslos oder vielmehr hart auf Kosten der viel tausendfach größern Menge bedrückter und ausgesogener Armer geschieht. Nur darin, sonach im Wesentlichsten, mögen die Fellah mit ihren Landesherren zusammentreffen, daß der Herr und sie ohne Freude an Gott und ohne Erlösung ihrer Seele dahinleben und dahinsterben. Es muß ein tiefes schreckliches Geheimniß über dem Lande Aegypten ruhen, daß so schwere finstere Schicksalswolken schon Jahrtausende über seiner Bevölkerung ruhen — und doch war es die Zufluchtsstätte der Kindheit Jesu! — In der h. Schrift ist Aegypten das Symbol der Finsterniß, der Sünde

und des Weltlebens, aus welchem der Mensch fortziehen soll durch die Wüste der Buße in das gelobte Land eines gottseligen Lebens und himmlischer Heimath. So hat nun auch das Symbol den Charakter dessen beibehalten, was es sinnbildet; das ägyptische Volk gleicht dem verlorenen Sohn in der Periode, wo er sich an einen Bürger verdingt hat um die Schweine zu hüten, und von deren Futter ißt und nicht genug bekommt um seinen Hunger zu stillen.

In Alexandria gewährt die Bevölkerung auch insofern einen andern Anblick, wie in Smyrna oder Konstantinopel, als hier keine Rasse vorherrschend ist, sondern es wimmelt fast in gleichmäßigen Portionen von Menschen aller Farbenstufen. Die eigentlichen Araber sind schöne Leute, denen die braune Farbe fast besser steht, als bei uns die weißliche. Sie sind der Bibel nach nicht von so gutem Stamm, als die Juden; sie sind aber wenigstens leiblich tüchtiger geblieben, weil sie zwar nicht gesegnet, aber nachher auch nicht verflucht worden sind, wie die Juden. Es steckt ihnen eine außerordentliche Lebhaftigkeit in den Gliedern. Mit wunderbarer Schnelligkeit rennen sie hinter ihren galoppirenden Eseln einher oder vor den einherjagenden Kutschenpferden, ohne das geringste Zeichen von Ermüdung oder Schweiß sehen zu lassen.

Die Mohren in ihren großen weiten Gewändern, manche kleiden sich ganz weiß, sehen nicht unangenehm aus; dem natürlichen Auge sagt ihre Gestalt viel mehr

zu und ist malerischer, als ein europäischer Leib, welcher von unsern geschmacklosen Schneiderkünsten verunstaltet ist. Man schaue z. B. so einen Handelsreisenden oder Referendär mit seinem kurzen Röckchen und langen Beinen an; von hinten sieht er mehr einem Nachttischchen, wie man sie noch in dem Herrenzimmer eines Bauernwirthshauses trifft, gleich, als einem Menschen; das heißt man bei uns schön und geschmackvoll. — Uebrigens unterscheidet das Auge hauptsächlich drei Klassen unter den Mohren. Die meisten sind schmutzigschwarz, wie ein abgeschossenes fadenscheiniges Tuch; viel besser sehen die Kohlschwarzen aus; sie scheinen es auch zu wissen und kleiden sich zuweilen in blendendweißen Mousselin. Dann gibt es auch noch eine dritte Gattung, die so schön sind, daß man sie nach einiger Gewöhnung an die dunkle Farbe den weißen Gesichtern vorziehen möchte. Es sind edle Gesichter mit langem Barthaar, das in weichen Wellenlinien herabfließt. Sie scheinen keine Afrikaner zu sein; ich sah solche nur in Konstantinopel, also auch keine Abkömmlinge von Cham. Den Söhnen Cham's aber ist der schöne Leib durch unglückselige Gesichter wie durch eine häßliche Maske verunstaltet.

Das Frauenvolk scheint hier viel mehr bei Arbeit und Gewerb jeder Art sich zu betheiligen, als im türkischen Asien solches der Fall ist. Ihre Kinder tragen sie auf einer Achsel, so daß das Kind gleichsam darauf reitet und sich am Kopf der Mutter festhält. Solches ist viel weniger beschwerlich und hindert sonstige Thätigkeit nicht. Auch beim weiblichen Geschlecht der niedern Stände besteht die Kleidung in weiter nichts als in

einem blauen langen Hemd. Es fiel mir bei dem Anblick dieser armen so gering gekleideten Frauen ein, ob nicht die heiligste ihres Geschlechtes, Maria, auch so gering und arm ausgesehen habe, als sie nach Aegypten flüchtete. Es ist mir sogar wahrscheinlich und mit ihrer hohen Bestimmung ganz wohl verträglich; denn kein Mensch auf der Welt hat ja größere und wesentlichere Aehnlichkeit mit dem Heiland gehabt, als seine Mutter; er aber ist in Knechtsgestalt der Welt erschienen, deßhalb wird sie vor der Welt auch nur Magdsgestalt an sich getragen haben, während sie unter dieser armen Hülle vor dem Auge Gottes eine Blüthenknospe war, welche zur Himmelskönigin sich entfaltet hat. Eine unendliche Verehrung leidet nicht darunter, wenn man sich Maria in der Kleidung einer armen Aegyptierin denkt; hingegen kommt es mir fast wie eine Lästerung vor, wenn man sich Maria in die Hoffart gekleidet denken wollte, womit die sogenannten Damen bei uns sich kleiden.

Bei der großen Hitze soll es in Alexandria außerordentlich schnell mit dem Menschenleben zu Ende sein. Man spreche hier beinahe niemals davon, es sei Jemand krank, sondern nur er sei gestorben, indem die meisten Krankheiten einen sehr raschen Verlauf von einem oder zwei Tagen haben. Man begegnet in der volkreichen Stadt öfters Leichenzügen. In auffallend großer Schnelligkeit laufen dieselben dem Grabe zu, während eben so schnell litaneienartig in Wechselantworten ein näselnder Gesang gesungen wird, wie wenn bei den Arabern Alles die größte Eile hätte, auch das Sterben und Begrabenwerden. Vorn an der Tragbahre steht ein zwei

Fuß langes Holz in die Höhe, auf welches der Turban oder Kopfputz des Verstorbenen gesteckt wird, wenn er männlichen Geschlechtes war. Oft lauft eine Schaar Blinde und Kinder mit, welche um ein Geschenk gedungen werden, daß sie als Fürsprecher zum Seelenheil des Todten mit der Leiche gehen. Von einem Sarg ist keine Rede; wo das Holz hernehmen?

Bei dem Gedanken an das Elend und die Finsterniß ganzer Nationen kam mich fast ein Erschrecken an, da ich dort betete: „Vater unser" — wie groß und unverdient und verantwortungsvoll ist dieser Vorzug, daß wir im Christenthum zur Erkenntniß und Gnade gelangt sind! — und wie ernstlich und getreu sollten wir im Lichte wandeln und unsern Brüdern zu Hülfe kommen, welche im Schatten des Todes schlafen! — und wir thun so wenig!

Es sind zwei einzige hohe Denkmäler von dem ägyptischen Babylon am Meeresstrand noch stehen geblieben, zwei Grabsteine über der in die Erde gesunkenen weltberühmten stolzen Stadt des Alterthums — das eine ist die Pompejussäule, ungefähr hundert Fuß hoch; der Schaft ist dreiundsechszig Fuß lang und hat acht Fuß Durchmesser. Dieses war zu stark für die Zerstörer der übrigen Stadt, nur ein Stück unten am Schaft ist losgeschlagen, und konnte auch nicht verbrannt werden; darum steht sie noch, ein steinerner Einsiedler, ein ewiger Heide, der wie Ahasverus nicht sterben konnte; wäre die Säule ein Wesen mit Bewußtsein und Gedächtniß, welch schwere ewige Betrachtungen müßten in diesem hohen Säulenhaupt gähren! Sie stand zu einer

Zeit, da die Stadt sechs Stunden im Umfang hatte, schaute auf die prachtvollsten Bauten der damaligen Welt umher, und zu ihrem Fuß toste eine unzählige Bevölkerung, ein Menschenmeer umher. Jetzt ragt sie aus öden schattenlosen Hügeln hervor aus dem Schutt, Staub und den Scherben der zertrümmerten Stadt gebildet — nicht weit davon liegen die grauen Erdkasten oder Menschenställe, worin bei den elenden Bewohnern unvertilgbar als grauenvolles Hausthier die Pest umherkriecht — und nahe daran das weite Todtenfeld der Mahomedaner von Alexandria! Sic transit gloria mundi!

Das zweite Monument, die Nadel der Kleopatra, ein hoher Obelisk, steht ganz nahe am Meer und ist ein von der zernagenden Zeit vergessener Rest ägyptischer Macht und Kunst, wie die Pompejussäule römischer und griechischer Kultur. Als ich diesen thurmhohen mit Hieroglyphen bedeckten Stein betrachtete, kam ein sehr großer starker Hund freundlich auf mich zu, als wollte er mich begrüßen. Nach einigem Besinnen erkannte ich denselben wieder; er gehörte einem Engländer, den ich jetzt erst auf einer andern Seite bemerkte, wo er gerade ein Lichtbild von dem Obelisk aufnahm. Derselbe war mit seinem Hunde von Triest nach Korfu unser Reisebegleiter. Von da an, also seit vierzehn Tagen, hatten wir ihn nicht mehr gesehen. Obschon ich sowohl dem Hund als seinem Engländer auf dem Schiffe ganz fremd geblieben war, so zeigten sich Beide aufmerksam und freundlich, als sie mich hier auf fremdem Boden wieder sahen, und zwar der Hund zuerst, hernach der Engländer. Es fiel

mir auf, daß dasselbe Naturgesetz in dem Menschen und in dem Thier auf gleiche Weise sich äußerte, nämlich eine leichte Anwandlung von Freude und Freundlichkeit beim Anblick eines frühern Schiffsgefährten. So gibt es noch manche Eigenschaft, worauf der Mensch gern sich etwas zu gut thut, als wäre es eine Tugend, während gerade der Umstand, daß dieselbe Eigenschaft auch bei dem Thier zu finden ist, sie als bloßen Naturtrieb erweist, folglich ohne sittlichen Werth ist, so lange diese Eigenschaft nicht durch Vernunft und Religiosität vergeistigt und geweiht wird. Ja Gott hat vielleicht gerade deßhalb den Hund dem Menschen beigegeben, damit der Mensch in vielen Beziehungen an dem Hund sehen mag, was an sich noch nicht über die thierische Natur hinausgeht und somit keinen Werth für die Ewigkeit hat. Ich will dieses gerade an einem sehr empfindlichen Punkt zeigen, womit bei uns unermeßliche Abgötterei getrieben wird; nur muß ich hier ganz eigentlich um Geduld bitten, denn es ist keine angenehme Operation, wenn mit Höllenstein wild Fleisch getupft wird:

Ein Hund sitzt am Fenster und schaut schmerzlich hinab, so oft er Jemanden vorübergehen hört. Wornach geht seine Unruhe und sein Sehnen? Der Herr ist ausgegangen und hat den Hund zurückgelassen. Jetzt hört und kennt er den Schritt seines Herrn; er spitzt aufgeregt das Ohr — es schellt. Heftig springt der Hund in die Höhe, schlägt fast die Fensterscheibe ein; dann vom Fenstergesimms hinab an die Thüre in freudigem Gebell; er horcht, ob er den Herrn nicht an der Treppe heraufgehen hört, dann bellt er wieder

und winselt vor Schmerz heftigen Verlangens. Jetzt geht die Thüre auf, der Hund stürzt auf den Herrn los, springt jubelnd an ihm hinauf, sucht ihm die Hand, das Gesicht zu küssen.

In Baden sah ich einmal an einer Kunsthandlung ein Bild mit der Unterschrift „Sehnsucht"; eine Dame sitzt am Fenster, und Blick und Seele schweben in die Ferne? auf wen wartet sie? — auch auf einen Herrn. Ferner stellte sich bei dem, was ich oben von dem Hund geschrieben habe, neben daran eine Erinnerung aus meinen Studentenjahren, nämlich wie im Freischütz die Agathe am Fenster nach dem Max schaut, wo sie ihn sieht, die Jubelarie singt, und wo er kommt, das Schnupftuch schwingt und ihm entgegenspringt. Nun der Hund hat kein Schnupftuch, womit er wedeln kann, und singt auch nicht nach Noten: er thut es daher in seiner Art; hingegen ist die Freude ganz dieselbe, da wie dort. Wer mehr Aerger als Verstand hat, wird sagen, ich stelle den Menschen einem Hunde gleich. Allein das ist nicht wahr, sondern ich sage nur: wie das Essen und Trinken beim Thier und beim Menschen zu finden ist, so seien auch Herzensneigungen bei dem Hund und bei dem Menschen zu finden; diese Herzensneigung, diese Verliebtheit, wie sie in Romanen und Theatern als die Hauptsache des Lebens hingestellt wird, erhebe daher an sich und vom sittlichen Standpunkt betrachtet den Menschen nicht wesentlich über das Thier.

Selbst in der Entstehungsweise solcher Verhältnisse zeigt sich eine auffallende Aehnlichkeit. Der junge Hund läuft zuerst unterschiedslos jedem Menschen nach, der in

seine Nähe kommt, allmählig gewöhnt er sich an einen einzigen Herrn, nämlich an den, welcher am meisten mit ihm verkehrt, und hängt ihm treu an. Ebenso hat das noch nicht verliebte Mädchen allerlei Freundschaften, läßt aber ihre Freundinnen von Herzen gern fahren, sobald sie sich an eine gewisse Mannsperson, an einen Herrn gewöhnt hat. Ich will nur an ein alltägliches Vorkommniß erinnern. Einem Mädchen über vierzehn oder fünfzehn Jahren hinaus wird von einem jungen Menschen Unterrichtsstunde gegeben — wenn sein Aeußeres oder seine Manieren nicht gar zu abstoßend sind, so kann sicher darauf gezählt werden, das Mädchen wird allmählig eine Herzensneigung zu ihm fassen, vorausgesetzt, daß ihr Herz nicht sonst schon in Beschlag genommen ist. Kommt einem Mädchen ihr Liebhaber abhanden, oder stirbt der noch jungen Frau ihr Mann, so gewöhnt sie sich meistens nach einiger Trauerzeit an einen Andern — es ist den meisten Herzensbedürfniß „nicht allein zu stehen.“ Mancher Hund, wenn er seinen Herrn verliert, trauert tiefer; schon mancher hat keine Nahrung mehr genommen und ist auf dem Grab seines Herrn gestorben. Die meisten gewöhnen sich aber nach längerer oder kürzerer Zeit auch wieder an einen andern Herrn. Auch finden sich nicht nur Koketten unter dem schönen Geschlecht, sondern auch unter dem Geschlecht der Ami, Bella u. s. w.

Was somit heutigen Tages in Theatern, Romanen, Liedern vor dem Klavier oder hinter der Bierbank deklamirt, gespielt und besungen wird, sind zuletzt nur Variationen über das nämliche Thema, welches schon

in der Hundewelt die Gemüther bewegt, und ist schwerlich viel edler, als die Liebe des Hundes zu seinem Herrn; wohl aber wird sie vermöge des Verderbnisses der menschlichen Natur leicht Verrücktheit und Sünde. Daß der Hund einen Menschen als seinen Gott ansieht und liebt, finde ich ganz in der Ordnung, denn weiter hinauf kann der Hund nicht erkennen und anbeten. Der Hund betet seinen Herrn eigentlich wegen dessen geistiger Superiorität an; daher mag er einem Kinde nicht nachlaufen, hingegen ist er auch dem armen alten Bettler treu. Wenn aber nun ein sogenanntes Fräulein auch den Ihrigen zum Gott macht, ihn anbetet und liebt von ganzem Herzen, ganzer Seele und aus allen Kräften und über Alles, und allenfalls den wahren Gott nur insofern noch berücksichtigt, als sie ihn durch Gebet bewegen will ihr zu Diensten zu sein und baldige Verehelichung herbeizuführen: so ist das Versunkenheit und Sünde. Das Menschenherz ist für Gott erschaffen; darum trägt es in sich den Keim unendlicher Liebe und soll diese dem Unendlichen zuwenden. Wer aber statt dessen lieber ein waschledernes Gesicht, das einmal im Grab modert, anbetet und es mehr liebt als Gott, wem der Roman sein Andachtsbuch, das Theater sein Tempel, der Ballsaal sein Himmel ist, der ist eben im Götzendienst, so gewiß als der Heide, welcher vor seinem Fetisch räuchert und anbetet.

Abgesehen von diesem Venusdienste ist es allerdings Gottes Ordnung, daß die Ehen durch persönliche Neigung eingeleitet oder doch lebenslänglich festgehalten werden, und es ist auch schön und gut, wenn diese

Neigung Eheleute bewegt wechselseitig einander christlich zu veredeln, um auch jenseits nicht getrennt zu werden. Aber an sich hat diese Geschlechtsneigung keinen Tugendwerth und keine Garantie ewiger Fortdauer. Der Heiland sagt: „Wenn ihr nur die liebet, welche euch lieben, so thut ihr nichts Großes, denn dieses thun auch die Heiden und Sünder." Wenn also das keine Tugend ist, was auch bei Heiden und Sündern zu treffen ist, so ist auch das keine, was selbst bei dem Hund zu treffen ist, nämlich die persönliche Neigung, die Anhänglichkeit zu einem Herrn. Was aber die Haltbarkeit solcher Geschlechtsverbindungen betrifft, so hat Christus auch darüber sich geäußert, als er gefragt wurde, wie es bei der Auferstehung gehen werde, wenn eine Frau nacheinander mehrere Männer gehabt habe; und der christliche Glaube lehrt, daß Jemand zur Seligkeit oder zur Verdammung gerichtet wird ohne alle Rücksicht darauf, wo sein liebender und geliebter Ehegatte ist oder sein wird.

In Alexandria ist ein schönes Franziskanerkloster von Palmen umgeben. Das Kloster ist zugleich der Pfarrer für die Katholiken der Stadt. In Betracht der Teutschen, welche hieher kommen oder wohnen, ist ständig auch ein teutscher Pater im Kloster, welcher jeden Sonntag eine teutsche Predigt hält. Das Kloster erwies uns die Freundlichkeit sein teutsches Mitglied als Führer bis nach Palästina mitzugeben. Pater Peter, aus Ungarn gebürtig, erwies sich als tüchtig unterrichteter

Mann, der zugleich auch Naturwissenschaft betreibt. Seit er angefangen hat teutsch in Alexandria zu predigen, thut es auch der protestantisch-englische Prediger. Als wir uns einschifften, fügte es sich, daß letzterer auch an Bord kam um nach Palästina zu reisen. Einen größern Gegensatz als diese zwei Prediger schon ihrer äußern Erscheinung nach läßt sich nicht wohl denken. Der Franziskaner mit seiner einfachen braunen Kutte gegürtet um die Lenden, an den nackten Füßen Sandalen, war, obschon nicht mehr jung, eine schöne kräftige Gestalt; sein starker Bart, sein ausgeprägtes Gesicht, sein lebhafter und doch fester Blick zeichneten ihn vor der gewöhnlichen Schiffsgesellschaft aus, wenn er auch nicht in Ordenstracht gekleidet gewesen wäre. Der englische Prediger war bedeutend älter, schon ein Greis, machte aber gerade in Betracht seines Standes und seiner Jahre einen höchst widerwärtigen Eindruck, indem er in kurzem hellfarbigem Röckchen auch sonst ganz geckenhaft gekleidet war, wie ein Handelsreisender. Aehnlich schien auch seine ganze Haltung unwürdig und leichtfertig. Er schien es darauf anzulegen, Weltläufigkeit und die Höhe der Schneiderkultur an den Tag zu legen. Dazu kam dann noch eine Ehehälfte, ein altes zahnloses Weib, welches eine ungewöhnlich bösartige verkniffene Physiognomie hatte, so daß auch andere Reisegefährten ihre Bemerkung darüber machten.

Die Frage legt sich leicht nahe: welchen von beiden würde Christus eher als seinen Jünger, und die Apostel als ihren Genossen anerkennen: den armen Franziskaner, der freiwillig nichts hat als die nothwendige

Nahrung und Bedeckung, oder den reich bezahlten Predigergemahl in Sommerstoffe modisch gekleidet? — Und ich füge noch eine andere Bemerkung zum Bedenken hinzu; nämlich: an den Früchten erkennt man den Baum, und an dem Baume den Boden. Auf dem Boden der katholischen Kirche entstand der Franziskanerorden und grünt in zahllosen Zweigen fort; wenn hingegen ein katholischer Geistlicher in solcher Bräutigamstracht auftreten würde, wie der protestantische Prediger von Alexandria, so würden selbst laue Katholiken dieses für eine Entehrung seines Standes und seiner Weihe ansehen.

Auch in Alexandria und seinem Hafen wurden wir viel länger hingehalten, als uns lieb war, da ohnedieß vorbestimmt war im Rückweg hier wieder zu landen und uns länger aufzuhalten. Ein solches Brachliegen der Seele in müssigem Aufenthalt verhilft zur Besinnung, daß Gott uns nicht braucht. Selbst dem Apostel Paulus und allen seinen Verehrern hat der Herr solches gründlich gezeigt, indem er dieses vortreffliche Rüstzeug zur Ausbreitung seines Reiches plötzlich in Unthätigkeit versetzte, ihn nämlich zwei Jahre lang in Cäsarea gefangen sitzen ließ.

Auf unserm Schiffe war ein Kadi (Beamter) aus Kurdistan. Er zeigte den Wunsch, daß der Engländer ihn auch photographiere, wozu sich dieser gern verstand. Der Kadi zog seine Amtstracht an; sie bestand in einem violetten weiten bis zum Fuß herabreichenden Ueberkleid, dessen stehender Kragen mit Gold gestickt war. Der Turban war gleichfalls durchflochten mit einem goldenen

Band, so daß dieses die Hälfte der Wulst bildete. Dazu kam dann noch der Tschibuk, die lange Pfeife, als Ergänzung des Orientalen. Es war ein schöner schlanker Mann, der sich dessen aber auch sattsam bewußt schien, wie auch noch der Umstand zeigte, daß er einen Spiegel auf der Reise mit sich führte. Während nun sein Bild in dem aufgestellten Glas und auf dem Papier des Photographen sich spiegelte, fiel es auch in einen lebendigen Spiegel, der sich selbst dem schönen Manne zukehrte und dessen Bild einsog. An der Schiffswand angelehnt kauerte nämlich eine junge Sklavin aus Abyssinien, welche der Kadi wahrscheinlich in Aegypten gekauft hat. Dieses Mädchen schaute unverwandt, mit einer zähen Ausdauer ihren Herrn an, während er eben so stetig in ruhiger Haltung verweilte, um dem Spiegel des Photographen ein festes Bild zu gewähren. Das arme Geschöpf mag nicht bloß aus Langweile und Neugierde ihren Herrn in festlichem Schmuck angeblickt haben, sondern wie ihr Aug zu ihm gebannt schien, so wird eben auch ihre ganze Seele zu ihm gebannt sein. Gott ist einer solchen Sklavin fern und undeutlich wie ein Stern letzter Größe; aus der Familie ist sie gewaltsam herausgeschält; selbst das letzte Besitzthum, das eigene nackte Dasein gehört nicht mehr ihr, sie ist verkauft — darum muß ihr Gott und die Welt und sie selbst, Alles in ihrem Herrn concentrirt sein; sie lebt ganz eigentlich in ihrem Herrn, wie der Christ in Gott leben soll. Eine solche Person verdient herzliches Bedauern, wenn sie so herabgedrückt wird, daß sie von keiner andern Liebe weiß als der zu ihrem Besitzer, der sie gekauft hat.

Hingegen Verachtung verdient das freie im Christenthume erzogene Weib, welches durch ihre Leidenschaft getrieben in solcher Weise ihren Mann für Gott anbetet und ihm dient, daß ihr der wahre Gott dagegen zur Nebensache wird. Nur in der Ehe wahrer Christen hat jede Art von Liebe die richtige Proportion.

Die Sterne scheinen in diesem Süden näher und heller zu sein; selbst der übrige Himmelsraum, die sternlosen Räume nehmen von dem Silberglanz der Sterne an, so daß das ganze Firmament nicht so nächtlich ist, als bei uns. Hingegen am Tag ist der Himmel, trotz der bekannten tiefblauen Touristenphrase, bleicher als bei uns.

Nicht nur das Meer selbst macht tiefen Eindruck auf die Seele, die nicht von Affekt, Sorge oder sonstige Unruhe zu aufgestört ist, als daß sich Anderes in ihr spiegeln könnte; auch der Mensch, welcher sinnend in das Meer hinausschaut, kommt einem edler vor. Es ist wie wenn seine Seele die edle große Natur des Meeres, die göttliche Idee desselben in sich aufnehme. Ich sah einen Knaben, ein anderes Mal einen Matrosen, welcher am Schiffsgeländer den Kopf auf den Arm gestemmt ins Meer und an den Horizont hinausstarrte. Bei beiden fiel mir auf, wie der Geist, das Sinnen und Träumen der Seele gleichsam aus dem Gesicht heraustrat, und der Leib nur noch als Nebensache und als Florschleier der Seele erschien.

Nach einer Fahrt von zwei Tagen und Nächten ließ sich allmählig die Küste von Asien blicken. Als später die terrassenförmige Stadt Jaffa (Joppe) sich zeigte, wurde die Reisegesellschaft höchst unruhig; denn hier

wollten bei weitem die Meisten landen. Insbesondere ist es das Gepäck, was beim Landen des Schiffes das Reisevolk in große Gemüthsbewegung bringt. Es ist ihnen eine unbeschreiblich theure Angelegenheit und fast Allen an das Herz gewachsen wie der einzige Sohn. Selbst der Abschiedsgruß des wartenden Freundes bleibt ganz unbeachtet, wenn es sich um Besorgung des Gepäckes handelt. Ist es erst eine Dame, was ist dann erst für eine Jast und übersiedender Affekt, bis das Allerlei und die Schachteln geborgen sind, worin sie ihr Gefieder nachschleppt! — Die hl. Schrift spricht von einer Nacktheit und von einem Ueberkleidetsein der Seele, vom Nichtwissen, daß man nackt sei und vom Kleiderkaufen bei Christus. Der Traum, man sei an einem öffentlichen Ort halbnackt, ist schon so quälend; hingegen an die Nacktheit der Seele denkt man nicht, und für die Effekten, welche sie beim Anlanden Jenseits mitbringen sollte, sorgt man nicht.

Jaffa hat einen ganz bösen Landungsplatz, oder vielmehr gar keinen. Man muß im offenen Meer ankern; ein weiter Kreis weißschäumender Brandung schreckt jedes bedächtige Schiff zurück sich dem Lande etwas zu nähern. Als der hohe Federbusch unseres Dampfbootes, der weiße Rauch seines Kamines, gegen Abend sich blicken ließ, rüsteten sich die Nachen am Gestade von Jaffa um die Reisenden überzusetzen. Die, welchen wir uns anvertrauten, wollten an einem Wasserthor uns absetzen, wo der Standort ungefähr fünf oder noch mehr Fuß über dem Wasser war, so daß Niemand selbstständig an das Land steigen konnte. Zwar gab es

eine hölzerne Treppe zum Wasser herab, diese war aber vorsorglich hinweggeschafft. Oben stand nämlich eine dichte Schaar Bursche und Männer, welche uns und unsere Koffer in die Höhe ziehen wollten. Nun hat aber das Franziskanerkloster, wohin wir begehrten, einen sehr bequemen Landungsplatz; allein die Schiffer, welche wahrscheinlich mit jenen Dienstfertigen im Einverständniß waren, wollten durchaus nicht an das Franziskanerkloster fahren und jenen hiedurch ihren erwarteten Erwerb entziehen. Die Dienste wurden sogar gewaltsam vorgenommen; schon hatte Einer von Oben mit seinem Seil einen Koffer einzuhaken gewußt und zog ihn aus unserm Nachen in die Höhe, wohl in der Erwartung, daß der Besitzer dann gern sich nachziehen werde lassen. Diese Hoffnung wurde dadurch abgeschnitten, daß ich rechtzeitig noch das Seil mit meinem scharfen Sackmesser entzweischnitt. Der kräftige Pater Peter aber gab mit seinem Vorrath arabischer Worte und seinem Stock zuletzt den Ausschlag, so daß die Nachen und ihre Führer sich dem Kloster zu bewegten.

Zunächst wurden wir und unser Gepäck in einem kleinen Hofe des Klosters untergebracht, da wir denselben Abend noch nach Ramla reisen wollten und deßhalb vor Allem ein Akkord mit einem Unternehmer oder einem sogenannten Dragoman abzuschließen war. Ein solcher fand sich auch bald ein mit noch andern Arabern. Sie begehrten 150 Piaster für jedes Pferd zur Reise nach Jerusalem, wenn wir Nachts noch abreisen wollten; der unterdessen beigerufene östreichische Consularagent, ein türkisch gekleideter Einwohner von

Jaffa, erklärte hingegen, die übliche Taxe sei nur 25 Piaster, übrigens müsse er sich dem Vorhaben Nachts zu reisen ernstlich widersetzen, indem es ganz unsicher sei. Da die Araber gewöhnt sind bei ihren Verhandlungen übermäßig zu schreien und der Dragoman sich den Anschein gab, als streite er in unserm Interesse mit den einzelnen Pferdebesitzern, und unsere Reisegesellschaft selbst nicht einig war was man thun wolle: so entstand daraus ein ungeheuerer Tumult, welcher wohl gegen eine Stunde angewährt haben mag, wobei drei ganz unverträgliche Sprachen sich kreuzten, Arabisch, Teutsch und Italienisch. Von dem Hofe aus aber führten hohe steinerne Treppen zu den Terrassen und Zinnen des Klosters; da stieg ich während des Lärms hinauf — es war unterdessen spät Abend geworden. Hier lag nun in schönster Ruhe das Meer, und darüber abendröthlich dämmernd der Himmel und drin groß funkelnd der Abendstern. Dieser Kontrast machte einen wunderbaren Eindruck, welcher selbst in der Rückerinnerung noch all seine Frische hat: die einfache sanfte edle Natur vor meinen Augen, und das Verhandeln und Zanken, welches aus dem Hof zu meinen Ohren heraufärmte! Die arme Natur, wie oft wird sie angeklagt, daß sie hart, giftig und verwirrt sei! Und dennoch könnten wir in so Manchem sie zum schönsten Vorbild nehmen. Sie steht sittlich in einem ähnlichen Verhältniß zu uns wie die Kinder; der Heiland hat uns diese als Muster aufgestellt, denen wir gleich werden müßten, obschon auch die Kinder mehr oder weniger sündhaft angesteckt sind. Deßgleichen ist auch die Natur von der

Menschheit mit in Fluch und Krankheit gezogen; dennoch ist sie besser und unschuldiger noch als wir, ein Kind, dem wir gleich werden sollten.

Endlich wurde der vernünftigste Entschluß gefaßt, nämlich in Jaffa zu bleiben, daselbst morgen den Palmsonntag zu feiern und erst nach dem Mittagessen bis Ramla abzureisen. Das Kloster hatte für uns alle und selbst noch für andere Pilger genügend Platz und die Mönche nahmen uns mit großer Freundlichkeit und Güte auf. Alle Mitglieder des Konventes sind Spanier; der teutsche Pater Peter sagte mir, sie seien sehr fromm, selbst was man bei uns hyperfromm nenne. Es wird wohl auch keine äußere Lage geben, wo man zur Gottseligkeit mehr hingedrängt wird, als die der Mönche zu Jaffa. Der hl. Bernard sagt einmal, wer lang krank sei, den zwinge Gott in den Himmel. Aehnlich oder noch mehr als der Kranke sind diese aus ihrem Vaterland vertriebenen Mönche abgeschnitten von Allem, was den natürlichen Menschen an der Welt freuen kann. Wenn sie eine Freude wollen, so müssen sie dieselbe bei Gott suchen in der Frömmigkeit, jeder andere Zugang zu einem Lebensgenuß ist ihnen abgegraben. Ich bin aber überzeugt, daß die frommen Männer schon in diesem Leben viel glücklicher sich fühlen, als irgend ein Weltmensch.

Wie der Reiter, wenn er Quartier bezieht, zuerst sein Pferd versorgt, bevor er an sich selbst denkt, so suchte jeder zuerst ein Zimmer und zuständige Kameradschaft, da meist mehrere beisammen wohnen mußten, ließ sein Gepäck dahin bringen und sorgte überhaupt zuerst

für den Leib, dann erst wendete der Geist sich zu dem, was ihm gebührt: wir versammelten uns in der Kirche um zum erstenmal das heilige Land in Gott zu begrüßen. Pater Peter betrat die Stufen des Altars und wendete sich mit einer Anrede zu uns. Ich ersuchte ihn später in Alexandria mir sie aufzuschreiben und gebe sie hier wieder — allerdings kann ich den Leser nicht in die Kirche und jene Nacht zu Jaffa versetzen, wo diese Worte allein ihren rechten Klang haben:

„Meine Herren! Nun haben Sie nach einer langen und gefahrvollen Seereise den Boden des heiligen Landes betreten. — Sie sind also in Joppe, wo die hl. Apostel Petrus und Paulus gewirkt und gelehrt haben. Sie haben ein Land betreten, in welchem für uns arme sündige Menschen zu unserem Heile so Vieles, ja Alles geschehen ist. Danken Sie daher dem lieben Gott für die großen Gnaden, die Sie bis hieher aus der Fülle Seiner Liebe und Barmherzigkeit erhalten haben."

„Doch, meine Theuren! nicht hier wollen Sie bleiben. Ihre Sehnsucht ist hinzugehen zu jenen heiligen Stätten, wo das große Werk der Menschenerlösung gewirkt und vollendet wurde. Bitten Sie daher heute in diesem hl. Gotteshause den Herrn um Seinen fürdern Beistand für ihre künftige Reise nach jenen hl. Orten, wohin Sie pilgern wollen; nach jenen Orten, wo Jesus, unsere Liebe, des ewigen Vaters ewiger Sohn, unser Herr und Meister, Gottes Wort ist Fleisch geworden. Sie sehnen sich mit heiliger Sehnsucht nach jenen Stätten, wo dieser Sohn Gottes in unserem Fleische, als unser Bruder zur Welt geboren wor-

den ist; wo Er gewandelt, und die in die Irre gegangenen Menschen aufgesucht und ihnen die Wege gezeigt und gelehret hat, wie sie wieder zum Vater, der in dem Himmel wohnet, gelangen können. Sie sehnen sich den hl. Boden zu küssen, und mit den Thränen der Liebe und Dankbarkeit zu befeuchten, wo das unschuldige Lamm Gottes für uns betete; für uns weinte; für uns hungerte und dürstete; wo es für unsere Sünden, die es auf sich geladen, Schmach, Schande, Verachtung duldete; wo es der Auswurf der Menschen geworden, und als Sühnopfer am Kreuze gestorben ist; wo es dann endlich nach vollendetem großen Tagewerke im Grabe geruhet hat. Ja, Sie sehnen sich, und zwar mit Recht, den hl. Berg zu besteigen, wo eben dieses göttliche Lamm als Sieger über Sünde, Tod und Hölle aus dem Grabe erstanden, den Himmel eröffnet, triumphirend in denselben aufgefahren ist."

„Und nun, sind Sie einmal an diesen hl. Orten angekommen, so beten Sie nicht bloß für Sich und Ihre lieben Angehörigen, sondern beten Sie auch und besonders — — für unser liebes **teutsches Vaterland;** — für dieses Vaterland, das von Trug und Unglauben hin- und hergeworfen und zerrissen wird. Beten Sie, auf daß über selbes Gottes Gnade und Seine Barmherzigkeit herabkomme, und daß der allgemeine Feind der Menschen zu Schanden gemacht werden möge. Senden Sie Ihre heißen Gebete zu Gott empor, damit alle teutschen Zungen den dreieinigen und wahren Gott loben und preisen mögen in der Einigkeit des

Glaubens, den uns Jesus lehrte, mit Seinem Blut und Tod versiegelte und in Seiner hl. Römisch-Katholischen Kirche hinterlegte. Die Welt soll es doch einmal sehen und wissen, daß Teutschland Sein gläubiges Volk enthalte und daß wir Teutschen Seine aufrichtigen, treuen Kinder sind. Beten Sie auch für unsere Fürsten, auf daß Gott ihre Herzen zum Guten und ihren Geist zum Wohle der Völker lenke."

„Zur Danksagung also für alle erhaltenen Gnaden und Wohlthaten und zur Erlangung neuer für die noch künftige lange und gefahrvolle Reise, die Sie vor sich haben, stimmen Sie aus dem innersten Grunde Ihrer Seele den heiligen Lobgesang an:

„Großer Gott! wir loben Dich."

Als wir nach dieser Ermahnung das „Tedeum" gesungen hatten, gab Pater Peter den Segen mit dem Sanctissimum.

Der andere Tag war für mich reich an religiösen Freuden, einer der liebsten Tage, die ich im heiligen Lande zugebracht habe. Es wurde eine feierliche Prozession in der Kirche und in den unbedeckten Räumen des Klosters gehalten; jeder von uns bekam einen frisch abgebrochenen Palmzweig. An den katholischen Arabern aus Jaffa bemerkte ich Manches, was ich bisher nur bei Mohamedanern gesehen hatte. Manche zogen ihre Schuhe oder Pantoffeln vor der Kirche ab, behielten ihren Feß auf, saßen auf dem Boden; das Frauenvolk

war ganz verhüllt, hatte oft unter dem weiten weißen Schleier noch ein besonderes farbiges Tuch über das Gesicht und wohnte auf einer Vorbühne, wie in den Synagogen und Moscheen üblich ist, dem Gottesdienste bei. Ausgezeichnet schön waren die Knaben gekleidet, nämlich in hellblaues elegant geschnittenes Kamisol und sehr weite weiße Hosen. Eigenthümlich ansprechend kam mir auch das Ausbreiten der Hände vor, welches man hier bei dem betenden Volke sah, wie es bei uns sonst nur der Priester in der h. Messe zu thun pflegt. In einem abgelegenen Thal unseres Landes ist auch bei den Layen diese orientalische Sitte geblieben, daß sie während der Wandlung die Hände ausbreiten. Vielleicht ist solches in ältern Zeiten von einem Benediktiner aus dem Kloster Gengenbach eingeführt worden, der im h. Lande gewesen ist und es als lebendiges Andenken in die ihm anvertraute Pfarrei übersetzte.

Es waren einige Musikanten aus dem Gebiete von Neapel gerade im Kloster, welche auch nach Jerusalem wallfahrteten. Sie wollten nun mit ihrer Kunst den Gottesdienst verherrlichen und spielten mit ihren Blasinstrumenten während des Amtes einige Stücke von rossinischer Süße; der Dirigent sang dann auch mit Begleitung der Instrumente ein Credo, allerdings nach unsern Begriffen in der weltlich ausgelassenen Anmuth, wie man es in italienischen Kirchen oft hören kann. Ich kann in vollständiger Wahrheit sagen, diese Musik hat mich nicht im Geringsten gestört, sondern nur erbaut, d. h. sie hat mein Gemüth angefacht, wie das Blasen glimmende Kohlen anfacht, und daran haben

sich fromme Gefühle, Gedanken und Vorsätze entzündet — während mich unfehlbar der gewöhnliche Choral trocken und kalt gelassen hätte. Gewiß gereichten auch dem Volke diese lieblichen Melodieen zur religiösen Freude. Man kann bei uns so oft die Phrase gegen die Kirchenmusik hören, sie erinnere an die Oper. Allein sie erinnert nur Ball- und Theatermenschen an die Oper; würdet ihr nicht in die Oper gehen, so würdet ihr auch nicht in der Kirche daran erinnert werden. Und wollt ihr konsequent sein, so müßt ihr in der Kirche auch die Lichter auslöschen, allen Schmuck der Vergoldung entfernen, Blumen und Stickereien am Kirchenornat verbieten; denn man sieht auch in der Oper Lichter, Vergoldung und allerlei Zierathen. Das will man nicht, im Gegentheil, man preist die gothischen Kathedralen mit all ihrer reichen Pracht, mit ihrem Goldschmuck und ihren glühenden Glasgemälden. Warum darf und soll aber alle Mannigfaltigkeit für das Auge aufgeboten werden, um den Gottesdienst zu verherrlichen, hingegen das Ohr soll bloß mit einem aschfarbigen Choral sich langweilen lassen? Der Psalmist sagt im letzten Psalm: laudate eum in sono tubae etc. oder nach dem masoretischen Texte: „Lobet ihn mit Posaunenschalle, lobet ihn mit Psalter und Zither; lobet ihn mit Pauken und Reigen, lobet ihn mit Saitenspiel und Flöten, lobet ihn mit helltönenden Cymbeln, lobet ihn mit schmetternden Cymbeln. Alles, was Odem hat, lobe Jehova. Allelujah.“ — Das was nun im alten Bund, in der Zeit der Zucht und Strenge geschah, soll verboten sein im Bund der Gnade und über-

schwenglichen Barmherzigkeit? Unsere katholische Kirchenmusik ist eine singende Rose gesproßt aus dem Blut Christi, und nur ein trübsinniger liebloser Geist wird sie als Unkraut zerstören wollen, weil sie nicht als moralisches Küchen- oder Apothekerkraut nutzbar sei.

Das Kloster, wie die meisten größeren Häuser in Jaffa, ist aus schönen Quadersteinen gebaut, und durch seine Festigkeit, seine Zinnen, seine mannigfaltig verschränkten An- und Ueberbauten eine höchst malerische Citadelle. Da die ganze Stadt an einem Berg hinaufgebaut ist, der unmittelbar aus dem Meer aufsteigt, so hat man fast überall schöne Um- und Aussicht. Wir ließen uns an die Stelle führen, wo das Haus des Gerbers Simon gestanden sein soll, die Herberge des Apostels Petrus. Später wurde an dieser Stelle eine Kapelle gebaut; aber von dem Haus oder von der Kapelle ist nichts mehr vorhanden als eine halbzerbröckelte Mauer. Vor der Stadt geriethen wir auf einen türkischen Begräbnißplatz; in Palästina sah ich nirgends wie im westlichern Asien die schöne Sitte, an den Gräbern Cypressen zu pflanzen. Viele Gräber waren dicht mit Muscheln überstreut; Eidechsen liefen umher, welche wie ein Reitpferd den Kopf aufgereckt trugen. Uebrigens so früh es am Jahr war, so verdorrte schon wieder vieles Grüne; denn Jaffa ist wegen seiner tiefern Lage viel mehr der Sonnenhitze ausgesetzt, als Jerusalem und seine Umgebung.

Als Nachmittags die bestellten Pferde und ihre Begleiter vor dem Kloster sich einstellten, gab es unter den Arabern einen noch viel ärgern und längern Tumult, als den Abend vorher, ohne daß ich das Thema verstand; nur so viel sah ich, daß wir nicht fortkamen. Wahrscheinlich wollte der edle Sarazene, unser Dragoman, den Vermiethern der Pferde zu wenig geben, wie er von uns zu viel forderte. Selbst als der Zug schon im Gang war, mußte einigemal Halt gemacht werden, weil es neue Störungen gab. Ein schöngekleideter Knabe nahte sich mir bei einer solchen Gelegenheit und wünschte mir in einschmeichelnder italienischer Sprache Glück und Segen zu der Pilgerschaft nach Jerusalem, nur erwies sich der liebliche Wunsch bald als wurmstichig in seinem Innern, nämlich er schloß mit dem Begehren eines Geschenkes.

Die Reise war anfänglich sehr schön; wir ritten in einem Hohlweg von riesenhaft großen Kactus, die wie hohe Festungsmauern beide Seiten des Weges einfaßten. Hinter denselben zeigten sich Pomeranzenbäume mit Früchten und Blüthen, die wie Weihrauch einen süßen Geruch verbreiteten. Als wir mehr in das Freie kamen, sahen wir Alles, selbst die Richtung, wo der Weg sein sollte, mit Gerste bewachsen. Während gerade von Jaffa nach Jerusalem die wichtigste Hauptstraße des Landes gefunden werden sollte, so ist der Weg in dieser Richtung nur gebildet durch die Füße von Menschen und Thieren; eine Hand um ihn zuzurichten hat ihn seit türkischem Gedenken niemals berührt, eben so wenig ein Wagenrad, denn es gibt in Palästina keine Wägen — im ganzen Land habe ich nicht einmal einen zweiräde-

rigen Karren gesehen. Einmal bewegte sich eine große Schlange unter den Füßen unserer Reiterei hindurch mit einer Unbefangenheit, als sei sie auf ihrem Eigenthum, gleichsam spazierenkriechend. Es ging ihr, wie fast überall, wo eine Schlange mit Menschen zusammentrifft; was der „Menschenmörder von Anbeginn“ verschuldet hat, wird an dessen thierischem Symbol, wo es sich zeigt, gerächt.

Bald zeigte sich das Gebirg von Juda lang hingestreckt, wie das Gebirg des Rheinthales in Baden oder im Elsaß, aber freilich ganz anders bekleidet. Es war noch ziemlich früh, da wir in Ramla ankamen. Im Voraus angekündigt, wurden wir im Kloster sehr freundlich aufgenommen und bewirthet. Das Kloster selbst ist wieder gleich einem romantischen Kastell sehr mannigfaltig und sturmfest gebaut. Ungemein anziehend war es mir Nachts im Mondschein auf diesen Terrassen, welche das Dach des Klosters bildeten und in verschiedenen Höhen durch Steintreppen mit einander verbunden sind, umherzugehen — dazwischen ragten aus den eingeschlossenen Gärten Palmen und mächtige Weinstöcke in die Höhe. Noch ist mir träumerisch schön im Andenken der Saal, wo wir zu Nacht speisten. Seine Fenster öffneten sich in einen vom Kloster umschlossenen Garten, in dessen hochaufrankenden Reben der Mondschein spielte und spiegelte. Außerdem, daß uns im Kloster reichlich Speis und Trank aufgestellt wurde, gab man uns auch noch für die Reise des andern Tages die nöthige Nahrung und Wein mit, indem es auf dem Weg bis Jerusalem nirgends eine Ankehr gibt.

Den andern Morgen wurden wir bestellter Weise um drei Uhr geweckt und eine Stunde darauf saß Alles zu Pferd. Nachdem wir durch die mannigfachen fensterlosen Gassen ins Freie gekommen waren, brachte es der nächtliche Morgen auf diesem Boden mit sich, daß eine schöne ernste Stimmung über die Seele sich legte. Eine Lerche hatte sich schon vor Tag in die Höhe gehoben und sang ihr unermüdetes Lied.

So eben hatten wir das Franziskanerkloster verlassen; die Lerche erinnerte mich auf's Neue daran. Die Mönche werden von der Welt oft Müßiggänger gescholten, und die Welt hat insofern Recht, als die Bestimmung der Mönche nicht Industrie und Förderung irdischer Interessen ist, sondern das Lob Gottes und das Seelenheil der Menschen, was bekanntlich bei der Welt nicht viel gilt. Hingegen gibt es auch Leute, welchen die Sache umgekehrt vorkommt, nämlich als seien die meisten Arbeits- und Industriemenschen Müßiggänger, da in ihrem Rennen und Laufen meist nichts ist, was vor dem Heiligen wohlgefällig und für die unsterbliche Seele von Werth ist; wohl aber führen Mönche, welche dem Geist ihres Ordens entsprechen, ein erhabenes übernatürliches Leben zu Gott und in Gott. Das Huhn scharrt den ganzen Tag auf dem Dunghaufen und verliest das Aufgescharrte, ob nichts Eßbares drin ist; zuweilen legt es auch ein Ei und preist sein Produkt mit großem Gackern übermäßig an, und die Eier sind eine sehr nahrhafte Speise für den Bauch. Die Lerche hingegen hebt sich schon in der Morgennacht in die Höhe und singt ihr Lied, und singt es zu jeder Zeit des Tages,

und wenn Abends spät schon die Sterne blinken und Alles schweigt, hört man oft von ferne eine Lerche am Himmel, die noch nicht genug bekommen hat den Schöpfer zu preisen. Und der Mensch, der es hört, freut sich, die Lerche weckt ihm Andacht in der Seele, sie ist selbst ein lebendiges unaufhörliches Rufen: „sursum corda!“ — In ähnlicher Weise hält der Franziskaner in nächtlicher Frühe schon, zu verschiedenen Zeiten des Tages und wieder am späten Abend seinen Psalmengesang und bringt Gott sein Lob dar. Wenn der Stifter des Ordens, der h. Franz von Assisi, eine ganz besondere Liebe zu den Lerchen trug und sagte, er würde verbieten, wenn er Fürst wäre, je eine Lerche zu tödten, so mochte die Ahnung aus ihm gesprochen haben, wie die Lerche selbst sein und seiner Brüder Naturbild sei. In einer gewissen Gegend Teutschlands aber, wo alle Klöster längst vertilgt sind, da liebt man auch die Lerchen sehr; man fängt sie nämlich und verspeist sie zum Sauerkraut.

Das Land, durch welches wir ritten, war allenthalben grün und bebaut mit Gerste. Rosse und Maulthiere schienen von ungestillter Sehnsucht gequält zu sein, da sie ihren pflichtgemäßen Gang fortgehen mußten, die liebste Weide vor den Augen und unter den Füßen. Kann man doch selbst Menschen finden, welche aus indirektem Appetit von dem Wunsch ein Rind zu sein angewandelt werden, wenn sie ein üppiges Kleefeld sehen: wie muß es dem hungerigen wirklichen Pferd erst sein, wenn es auf einem Gerstenfelde mit jungen milchigen Aehren hungerig und durstig stundenlang ge-

hen und nichts davon berühren darf. Wenn zuweilen ein Reiter den Zaum nicht fühlen ließ, bückte das Pferd hinab um einen Büschel schnell auszuraufen, und war die Mannschaft über die Lastthiere nicht wachsam, so lenkten diese aus der Reihe ab und fingen an zu weiden, bis einige Hiebe ihnen ihre Obliegenheiten ins Gedächtniß zurückriefen. Es muß eine solche Lage in der Thierseele eine eigenthümliche Spannung hervorbringen. Ueberhaupt habe ich schon manchmal bei dem Anblick eines Pferdes gewünscht, eine Stunde lang alles Seelische, was darin vorgeht, dieses Gespinnst von Vorstellungen, Erinnerungen, Empfindungen, Gelüst, dieses Zurückschrecken, Scheuen, Begehren, wie es in Blut und Nerv zusammengerinnt, anzuschauen und zugleich alle kosmische und symbolische Beziehungen davon zu verstehen; denn das Pferd hat gewiß in seinem Wesen eine tiefe dem Menschen annähernde Bedeutung — es ist kein Glied oder Fleisch der Menschheit, aber ihr doch angewachsen wie der Fingernagel oder das Haar. Wenn die Pferde sich anspannen lassen, auf das Wort laufen und stehen, gleichsam allen eigenen Willen an den Menschen hingegeben haben und sich sogar des Menschen noch freuen; und wenn dann dem Pferde in der Regel gar übel gelohnt wird mit Ueberlastung und Abjagen, mit Schlägen und Spornen, mit Hunger und Dürsten, mit Zerfetzung und blutigem Elend in der Schlacht, mit Verenden am Fuhrwerk oder von der Hand des Schinders: so sieht man hier, wie eben das Pferd mehr, als irgend ein Geschöpf, ins Mitleid gezogen ist durch die Sünde der Menschheit.

II. Baden, 25. September.

Ich wollte in der hohen einsamen Schöne des Schwarzwaldes meine Ferien verleben und verschreiben — allein dreitausend Fuß über der Meeresfläche blies die scharfe Luft meine schon Monate lang glimmende Heiserkeit noch stärker an und trieb mich herunter und hierher, um an der warmen Quelle Heilung zu suchen. Heute kam ich an und ging diesen Abend auf die Promenade, wo die Musik des östreichischen Regiments Benedek zu hören war. Der schöne weite Platz vor den Spielhäusern war angefüllt von der vornehmen Welt aller Länder, die Alleen waren mit Gaslichtern reichlich erhellt, und durch das Laub der Baumwipfel schimmerte der Mond blaugrün und golden, als wären die Blätter gemalte Glasfenster, und neben heraus strahlte sein ungebrochenes Licht als ewige Lampe am Dom des Nachthimmels. Und aus dem Blechhorn und all der Mannigfaltigkeit der Instrumente wogte das Neueste und Beliebteste der Musik.

Es ist hier Alles zusammengedrängt und gewaltsam ausgetrieben, was europäischer Luxus und liebliche Natur erzeugen können, um den Reichen dieser Welt eine anticipirte Glückseligkeit zu verschaffen. Schaue ich nun von diesem Orte aus zur stillen Landschaft bei Namla, so fühle ich deutlich, wie jene arme, einfache, von Menschen fast ungestört belassene Umgebung etwas Heiligmäßiges hat, etwas von einem Gotteshaus; die Seele hebt sich dort, wo die Erde so wenig Reizendes bietet,

leichter zum Himmel, und es steigen lieber Ewigkeitsgedanken in sie herab. So wird es auch mit den Lebensverhältnissen überhaupt sein; einfache und ärmere fördern ein christlich geweihtes Leben — im Ueberfluß und Glanz will keine Gottesfurcht recht gedeihen.

Da wir noch in der weiten baumlosen Ebene ritten, zeigten sich ganz nahe mehrere außerordentlich große Geier; sie saßen beisammen und konnten einem schwächern Auge die Täuschung verursachen, als stünden oder säßen einige Männer dort. Bald zeigte sich, was sie hieher gelockt hatte. Es lag ein todtes Pferd am Weg, welches jene schon ganz ausgehöhlt hatten, wie die Indianer den Baumstamm zu einem Kahn; nur an Kopf, Rippen und Gebein war noch einiges Fleisch.

Der Anblick eines todten Pferdes läßt weniger gleichgültig, als wenn man sonst ein todtes Thier, z. B. ein Schwein sieht; es kündigt sich auch hier dem Gefühl die nähere Angehörigkeit an, so daß ein verendetes Pferd fast verwandten Eindruck macht, wie wenn man einen Menschen vor sich hat, der stirbt oder gestorben ist. Daher mag es auch kommen, daß wo die Gewohnheit nicht schon abgestumpft hat, der Mensch eine Scheu trägt Pferdefleisch zu essen, nicht als sei es ekelhaft oder bösartig wie das Fleisch einer Katze, sondern weil es sich nicht gezieme. In dem frühern Mittelalter sah auch die Kirche das Essen von Pferdefleisch als heidnische Rohheit an und verbot es. Erst unser überaus aufgeklärtes Zeitalter fängt wieder an Pferdefleisch zu essen.

Noch an Anderes erinnerte mich dieser Anblick. Hier lag vor Augen und in demselben Land, wo es gespro-

chen, das Wort: „Wo das Aas ist, sammeln sich die Geier." Ich habe schon nachgedacht, wie diese sinnliche Erscheinung, dieses Naturgesetz mehr ist als ein Gleichniß, es ist ein Traum der Natur und hat die Sicherheit der Prophezeiung in sich von dem, was mit moralischem Aas geschieht, d. h. mit Menschen und Völkern, in welchen Leben und Tüchtigkeit für Gott erloschen ist. In Amerika wird seit längerer Zeit diese Geschichte im Großen aufgeführt. Die Nordamerikaner hausen dort als Geier; ein Geier ist aber selbst ein schlechtes Thier, dem das gefressene Aas zum Rachen heraufstinkt.

Wir kamen nach einigen Stunden Ritt ins Gebirg; es besteht da, wo der Reisende gewöhnlich durchzieht, aus Kalkfelsen, schief geschichtet oder wie gebändert durch Terrassen. Wo der geizige Stein einen Spalt hat oder vom Fels Einiges abgewittert und zerbröckelt ist, da wächst kurzes Gestrüpp, manches von aromatischem Geruch. Schwarze Ziegen mit außerordentlich kleinen hörnerlosen Köpfen und sehr langen hängenden Ohren weideten dazwischen; sie sahen aus wie Hunde. Eine junge Ziege schwänzelte vor Vergnügen, als sie an der alten saugte. Der Hirte steht oder sitzt gewöhnlich mit einer Flinte bewaffnet in der Nähe. Zuweilen sieht man auch einen Oelbaum mitten aus dem Geröll der Bergbuchten sich erheben. Es muß ein edler gleichsam tugendhafter Baum sein, dem so kümmerliche schlechte Nahrung genügt, um dennoch fortzukommen und seine Frucht dem Menschen zu bereiten, ohne daß der Mensch Pflege oder Nachhülfe ihm zuwendet. Warum nahm ihn Christus nie zum Gleichniß, da er doch aus Natur

und Menschengewerk fast Alles, was zu Gesicht kam, als Gleichniß benützte? Vielleicht weil er das, dessen sinnbildliche Bedeutung ganz nahe liegt, den Menschen selbst zu finden belassen wollte; so hat Christus z. B. auch die Sonne nie als Gleichniß benützt.

Die Leute, welche uns begegneten, waren meistens Fußgänger, aber fast alle bewaffnet; zuweilen bestand die Bewaffnung in einer Hellebarde, höchst wahrscheinlich von den Kreuzfahrern noch übrig — denn die Araber schmieden, so viel ich weiß, keine Hellebarden. Einigemal kamen uns auch Leute entgegen, welche Trommeln und Messingteller, zuweilen auch eine Standarte trugen; es waren arabische Musikanten, die vielleicht irgend ein Fest zu verherrlichen ausgegangen waren. Mitten in den Bergen kamen wir in ein unheimliches Dorf. Die Ruine einer prächtigen gothischen Kirche lag da; bei den Mohamedanern bricht von Zeit zu Zeit, wie ein Vulkan seine zeitweisen Ausbrüche hat und dann wieder ruht und nur dampft, ein heftiger Fanatismus aus; in einem solchen Anfall zerstörten sie jene Kirche und mordeten die beigegebenen Franziskaner. Sie war dem Propheten Jeremias geweiht. Jetzt sitzen die quadratförmigen Lehmhäuser ohne Dach und Fenster um die edlen Reste, welche in hohen gothischen Bogen noch das Dorf überragen, vergleichbar häßlichen Sumpfthieren, großen Kröten, die einen Menschen getödtet haben und bei dem Leichnam sitzen bleiben und ihn unaufhörlich anstarren. Dieser Ueberrest eines schönen Christentempels mitten im türkischen Dorf ist für seine Bewohner ein ständiges Fragezeichen, ob sie die That ihrer

Vorfahren als unmenschlich verwerfen, oder ob sie durch innere Beipflichtung nachträglich Theil daran nehmen wollen. Allzeit gedankenlos und gleichgültig wird die mündige Bevölkerung schwerlich daran vorübergehen, schon die Fragen der Kinder, woher diese großen Mauern kommen, nöthigt sie mit der Erzählung zugleich auch ein Urtheil zu sprechen und sich dem Herzen nach rechts oder links zu stellen.

Ich weiß nicht mehr genau, von demselben Dorf oder einem andern, durch welches wir kamen, wurde uns erzählt, daß der Scheik (Schulze) davon als höchst entschiedener ansässiger Räuberhauptmann die Reisenden nicht nur ausplünderte, sondern auch mehrere gefangen zurückbehielt mit dem Bedeuten, wenn in der bestimmten Zeit das geforderte Lösegeld nicht komme, werde er sie in einem Backofen verbrennen; solches ist dann einigen auch wirklich widerfahren. Gleiches wollte er auch einem gefangenen Franziskaner anthun; dieser machte ihm Vorstellungen, daß ihm sein Tod nichts nütze; was er vom Kloster erhalten könne, das sei Brod und Käs; solches wolle er ihm schicken, wenn er freigelassen werde. Der Scheik habe sich dann wirklich erbarmt und den Mönch entlassen. Was man vom fernern Geschick des Scheiks erzählte, kommt mir beinahe unglaublich vor. Als man in Konstantinopel sein wildes Gebaren erfuhr, so wußte man kein anderes Mittel seiner habhaft zu werden, als daß man ihn zum Stadtkommandanten von Jerusalem machte; und er sei dann in die Falle gegangen, und in Jerusalem, abgeschnitten von seinen Dorfbanditen und von dem Heimathsgebirg, habe man

ihn dann verhaftet und auf eine europäische Festung gesetzt, wo er jetzt noch gefangen lebe.

Auch auf der spätern Reise nach Samaria kamen Ortschaften, wo der Führer sagte, wir sollen hier nicht zerstreut reiten, es seien sehr böse Leute hier. Wenn man zugleich die Ungastlichkeit der mohamedanischen Orte in Betracht zieht, so daß Christen auch um's Geld nirgends ein Unterkommen finden: so fühlt man sich in Palästina sicherer und behaglicher in einsamen abgelegenen Gegenden, als in oder bei bewohnten Orten.

An einer Stelle, wo es einige Bäume hatte, wurde gehalten, um daselbst Mittag zu machen. Die Pferde konnten sich selbst ihr Mittaggras suchen; es war aber so wenig zu finden, daß die meisten das Suchen aufgaben. Ich sah hier, wie auch beim Pferd durch Gewöhnung dieselbe Anhänglichkeit zu einem andern Pferd sich bildet, wie bei den Menschen. Ein Reiter unserer Gesellschaft bemerkte, daß sein Pferd sich ausdauernd bemühe bei dem meinigen zu sein und sich durchdränge, wenn es durch andere getrennt sei. Als ich nun bei dem Aufbrechen mein Pferd suchte, so standen gerade diese beiden so nahe beisammen, wie wenn sie im Stall wären, sichtlich ganz zufrieden und vergnügt einander nahe stehen zu können. Es ist offenbar ein animalisch-psychisches Gesetz, das durch Zusammenleben sich bildet vom Menschen bis zum nervös entwickeltern Thier hinab. Daher kommt es, daß Eheleute, wenn sie älter werden und wo die specifisch geschlechtliche Liebe mit dem Körper abwelkt, die wechselseitige Anhänglichkeit und das Bedürfniß, das Andere um sich

zu haben, wächst. Daher stirbt der eine Ehegatte oft dem andern so schnell nach, es ist der Psyche abgerissen, was ihr eingewachsen ist, sie verblutet seelisch. — Solches hat aber auch eine Seite, die wehe thut, nämlich solche Anhänglichkeit hat noch keinen göttlichen Werth und hat keine Verheißung, sie findet sich auch bei unreligiösen, d. h. Gott entfremdeten oder fremd gebliebenen Menschen, ja oft noch mehr; weil die Herzwurzel ihres ganzen Wesens nicht in Gott sich eingesenkt hat, so sucht sie in einer andern Persönlichkeit ihren Boden — und findet sich selbst bei den Pferden. Ich will jedoch hier abbrechen; sonst gerathe ich in einen ähnlichen Auslauf, wie bei der Nadel der Kleopatra.

Die Berge wurden immer öder und nackter; der Weg bestand oft in weiter nichts als in zusammengeschütteten großen und kleinen Steinen, wie das Bett eines steinigen Bergbaches; zuweilen aber zog sich eine Felsenplatte über den Weg, so daß die Pferde mühsam suchten und versuchten, wo und wie sie ab- oder aufsteigen könnten. Und wenn man dem Gebirg in die Flanken schaute, so hatte es alle Farbenstufen, welche ein Gebirg traurig machen, grau, braun und todtenblaß. Auf den Höhen lagen ausgewitterte Kalksteine, die zu sonderbaren abgerundeten Formen ausgefressen sind, daß sie aussehen wie Riesenknochen. In diesen trostlosen Bergen ging es lange fort; war einer überstiegen, so hatte man gegenüber wieder einen eben so hohen oder höhern, wo möglich noch trostlosern. Selbst die Thäler waren großen-

theils leer von Vegetation wie eine Felsenwand. Endlich nachdem wir mehr als zehn Stunden lang geritten waren, kamen wir auf den letzten Berggipfel; dem gegenüber ungefähr in gleicher Höhe — nur ein Thal dazwischen — lag Jerusalem.

Es ist mir schon einigemal vorgekommen, daß bei dem plötzlichen Sterbfall eines nah Angehörigen oder wenn einem ganz unvermuthet ein großes Glück zu Theil wurde, man anfänglich ziemlich gleichgültig blieb — das Ereigniß traf auf die Seele wie ein Platzregen auf den Boden, ohne recht einzudringen; es braucht hiefür Zeit. Wahrscheinlich aus einem ähnlichen Grunde, dann aber auch in Folge der Ermüdung von den Strapatzen des Tages, machte der erste Anblick von Jerusalem einen ziemlich geringen Eindruck auf mich, ungefähr wie man im Traum das Wunderbarste ohne besonderes Erstaunen ansieht. Der erste Gedanke, welcher an dem Anblick zündete, war: „Das ist nicht Jerusalem, wo der Herr gewohnt hat, nicht einmal der Boden — Alles ist bis zum Felsenboden hinweggekratzt; es ist gründlich von der Oberfläche der Erde vertilgt. Nur die Himmelsregion ist noch da und die Bergrippen, das Skelett der Landschaft. Wo der Herr als Phönix der Menschheit verbrannt wurde, da wollte er nicht den Scheiterhaufen, sondern nur den ausgebrannten Aschenboden zurücklassen. Sein Geist und Leib ist überall hin lebendig und wirksam; aber hier haust der Türke und zanken die Schismatiker, und die Natur trauert und trägt Leid."

Dieser mißmuthige Gedanke bellte mich gleichsam an wie der Hund den Wanderer, der zum Thor einer Burg

eintreten will. Als aber allmälig die ganze Gesellschaft beisammen war, so wurde ohne vom Pferd abzusteigen „Großer Gott wir loben dich" angestimmt. So müde und trocken vorher meine Seele gewesen war, gährte jetzt mehr und mehr, vielleicht selbst vom Gesang angefacht, ein wärmeres Gefühl. Ich mußte während des Singens mehrmals schweigen; ich weiß nicht, kamen mir die Thränen von Trauer oder von Schmerz oder von unnennbarer unklarer Ergriffenheit, daß Alles sich regte, was an Wahrheit und Gnade schon in einem langen Leben über mich ausgegossen wurde im Anblick der Ursprungsstätte davon — es war wie ein Erdbeben der ganzen Seele, und wie wenn alle christlichen Eindrücke, schon lange in Vergessenheit begraben, von langen Jahren her sich regten und insgesammt von Todten auferstehen wollten — und Jerusalem sehen.

Da unsere Ankunft in der Stadt angekündigt war, wurden wir von weltlicher und geistlicher Seite höchst freundlich schon auf dem letzten Berg vor Jerusalem bewillkommt. Der östreichische Consul hatte uns seine Leute mit Erfrischungen entgegengeschickt, und zwar, obschon er ein italienischer Graf ist, mit einer ächt teutschen, die man in Palästina sonst nie zu sehen bekommt, mit Bier. Das Franziskanerkloster hingegen sandte uns zwei teutsche Pater, die uns bewillkommten und uns das Geleit ins Kloster gaben.

Der Einritt in die Stadt war sehr interessant, man hätte gern in jeder Haarspitze ein Auge und Gedächtniß

gehabt. Da unser Zug groß war, vielleicht unter den Christen wenigstens die teutsche Pilgerschaft erwartet wurde, standen und gingen viele Leute vor der Stadt uns zu sehen. Die Stadtmauern sind ungemein romantisch schön; das Ganze ist aus Quadersteinen gebaut und in reicher Phantasie mit Zinnen, Thürmen und hohen mannigfaltigen Thoren geschmückt. Wenn es auch nicht Jerusalem wäre, müßte der Anblick der Stadt höchst anziehend erscheinen; ich habe nirgends in Europa eine solche gut erhaltene Stadtmauer im reinen Styl des Mittelalters gefunden.

Zwischen engen Gassen wurde eingeritten, und zuletzt ging es so abschüssig, daß die größte Sorgfalt und Langsamkeit nothwendig war, um nicht mit dem Pferd zu stürzen. Wir wurden theils in dem Kloster, theils in der Casa nova, einem geräumigen Hause, das zur Beherbergung der Fremden vom Kloster erst neu gebaut worden, einquartirt. Der Abend ging großentheils in der prosaischen Sorge auf, Person und Gepäck gehörig unterzubringen und sich wohnlich einzurichten. Der Mensch ist eben mit dem Bleigewicht seines Leibes und Leibesangelegenheit beschwert, und solches plagt, wie ein Schmerz, ihn zu beruhigen.

Den andern Morgen ging ich mit einigen unserer Gesellschaft, von einem Lehrling der Klosterdruckerei geführt, den Leidensweg (via dolorosa) hinab, zum Thor hinaus, ins Thal und an die Höhle, wo Christus Blut geschwitzt haben soll, und die nun zu einer Kapelle eingerichtet ist. Vorher trafen wir es, daß die Höhlenkirche, worin das Grab Mariä gezeigt wird, geöffnet

war; die Griechen besitzen es. Man muß auffallend tief hinabsteigen; die Lampenerleuchtung genügte meinen Augen nicht um Alles genau zu ersehen. Wie das sinnliche Schauen unsicher war, so war ich auch bedenklich, ob denn diese mächtige Höhle wirklich das Grab Mariä sei. Dennoch war mir die Erinnerung schön, daß ich unter allen christlich heiligen Orten in Palästina zuerst an den Ort kam, der als Grabstätte Mariä verehrt wird; denn sie war der Boden, der Garten, aus welchem die göttliche Kreuzrose gesprießt ist. Ich kam so zur Erinnerungsstätte des eigentlichen Anfangs von allem Christenthum.

Nach dem Gottesdienst in der Höhlenkapelle ging ich längere Zeit am Oelberg umher; nur ein einziger Begleiter war bei mir, der mich wegen gleicher Sinnesart und Stille am wenigsten störte. Es war eine wundersame schöne Stunde, so zum erstenmal am Fuße des Berges umherzugehen, den der Herr so ungewöhnlich geheiligt hat. Ich war nicht heftig erregt, sondern im Gegentheil war Ruhe und Milde in meinem Innern eingezogen, und das leise Spiel religiösen Sehnens und Träumens in die Vergangenheit hinab bewegte sanft meine Seele, wie Morgenluft den See. Auf der einen Seite stieg der Oelberg in die Höhe, auf der andern Seite der Berg von Jerusalem; die Stadt und ihr Berg war von der Frühsonne beleuchtet in dem hellen scharfen Licht des Südens, vor den Mauern der Stadt saßen und standen am Berg umher schneeweiß gekleidete Frauenspersonen. Wie weiße Tauben, die den Sonnenaufgang erwarten, sitzen sie einzeln oder viele zusammen

auf den Höhen umher. Jeden Morgen gehen sie vor die Thore, reden oder sitzen da und staunen hinaus über Thal und zu den Bergen hin. Da ihre ganze Gestalt, auch der Kopf, in weiße weite Leinwand gehüllt ist, so hat ihr Anblick etwas Geisterhaftes, Feierliches und Feiertägliches.

Gleich einem Kinde, das ganz allein im Freien sich vertieft ins Suchen von Steinen und Blumen und in seine Phantasien darüber, und nicht mehr daran denkt, wo es her ist und wohin es gehört: so suchten wir auch Achatsteine und Blumen kindlich still und froh, nur daß der weitere Gedanke dabei war, daß wir das Gefundene als Andenken von dem Oelberg für uns und Andere mitnehmen wollten, und daß eine leise Rührung, ein Anhauch von religiöser Elegie das Gemüth umwebte.

Als wir in die Stadt zurückkehrten und die Berghöhe bis zum Thor erstiegen hatten, und in die Gasse kamen, wo der Heiland das Kreuz hinaufgetragen, in die via dolorosa — so mag keinem von uns je das Bergsteigen so unbeschwerlich und so lieb gewesen sein, als hier, wo der Herr auf blutigen Schultern das Symbol unserer Sünden, den Stamm des Baumes der Erkenntniß, hinauftrug und den Todesgang für uns arme Sünder ging. Ich schrieb damals in mein Tagebuch: „Diese Luft ist voll Schmerz, Wonne und Thränen — aus deinem Schmerz sauge ich Freude.“

Der Direktor der Klosterdruckerei, ein Oestreicher, wurde beauftragt, unsere Gesellschaft zu den heiligen

Stätten zu führen. Gegen Mittag gingen wir unter seiner Leitung zuerst auf den Oelberg. Er ist viel höher, als ich ihn mir vorgestellt hatte; er mag wenigstens die Höhe des Schloßberges bei Freiburg haben. Oben ist ein kleines mohamedanisches Dorf, und wo die Kaiserin Helena einen Tempel gebaut hatte, steht jetzt eine kleine Moschee, in welche selbst von den Säulen der christlichen Kirche eingemauert sind. Der türkische Sakristan, wenn man es so nennen will, kam herbei und gab freundlich grüßend dem Franziskaner die Hand; dann öffnete er uns die Moschee. In der Mitte derselben ist der Felsenboden nackt und eingefaßt; es wird nämlich hier ein Fußstapfe gezeigt, welchen Christus bei der Himmelfahrt zurückgelassen haben soll. Ist die zurückgelassene Vertiefung ächt, dann wäre Christus aufgefahren mit dem Angesicht nach Norden gekehrt. Und dorthin ist allerdings bis jetzt fast allein der Segen des Christenthums gedrungen, während der Süden von Palästina aus dem Christenthum den Rücken kehrt, wie Christus damals ihm. Früher sollen beide Füße eingedrückt zu sehen gewesen sein, das Stück mit dem andern Fuß sei aber losgeschlagen worden. Das Mahl, welches im Stein gezeigt wird, ist übrigens nicht so scharf umgränzt ausgedrückt, daß man es unausweichlich für einen Fußstapfen ansehen muß. Da jedoch selbst die wirklichen nothwendigen Glaubenswahrheiten auf solche Weise mitgetheilt sind, daß immerhin noch der abgeneigte oder zweifelsüchtige Mensch dieselben zu verwerfen vermag und meint, seine Vernunft fordere die Verwerfung — denn im Glauben soll auch das Element des freien

Willens sein — so wird um so weniger die Fürsehung Gottes solchen Dingen, die zu glauben nicht nothwendig sind, zwingende Merkmale einprägen. Es gibt überhaupt ein ganzes Gebiet der schönsten Ereignisse und Wahrheiten, worin der Fromme und demnach Glaubenswillige vielen religiösen Genuß und Anregung findet; ich erinnere z. B. nur an manche Legende von Heiligen und Visionen. Hingegen Philister an Geist und Herz in der Art des Archiphilisters Nikolai gibt es auch bei den Katholiken. Sie schneiden am Dogma so viel hinweg als der Jud am Dukaten, daß man es kaum noch ausgeben kann; über das unerläßliche Dogma hinaus etwas zu glauben, das ist ihrem glashellen Kopf dicke Finsterniß.

Die erwähnte Moschee ist insofern auch eine der merkwürdigsten des Orientes, als dieselbe gleichsam paritätisch oder eine Simultankirche zwischen Türken und Katholiken ist; letztern ist es nämlich gestattet am Tag von Christi Himmelfahrt die h. Messe darin zu feiern.

Auf der Höhe des Oelbergs erscheint weite Umsicht, namentlich gegen Osten das todte Meer, gegen Westen Jerusalem. Zum todten Meer hat man ungefähr zehn Stunden weit zu reisen, von der Höhe der Moschee aus betrachtet scheint es ganz nahe zu sein. — Ich weiß mir jetzt nicht mehr recht vorzustellen, warum es damals in seinem Bleiglanz mir vorkam wie ein langgezogener Ton. Jerusalem liegt höchst ansprechend vor dem Auge, abgesehen von seiner historischen und religiösen Bedeutung; nur stört uns Abendländer der Anblick der trockenen Steinberge, unter denen es gelegen ist.

Besonders drängt sich die Omarsmoschee dem Blick

auf; sie steht auf dem Platz, wo der Tempel Salomons stand, jetzt noch der schönste Platz von Jerusalem. Wo Gemäuer und Berge am schroffsten abstürzen, breitet sich eine große schöne Fläche aus, während das Auge sonst nirgends eine Ebene findet; auf der weiten Steinterrasse sitzt dann die große Kuppelmoschee von Omar. — Wo der Tempel war sollte keine christliche Kirche stehen, sondern steht das Bethaus der Türken, die am gründlichsten den Juden verachten und hassen und von ihm gehaßt werden. Dieser Mohamedskult auf der Stätte, wo einst der einzige Tempel der wahren gültigen Gottesverehrung gestanden, sieht aus wie eine breite feiste Distelstaude auf einem verlassenen verödeten Feld, wo einst Getreide gepflanzt wurde.

Der nördliche Theil des ehemaligen Jerusalem ist jetzt ausgeschlossen von den Ringmauern und an seiner Stelle ist Schutt-Gestein und Feld; hingegen ist der ehemalige Kalvarienberg nun innerhalb der Stadt und von der h. Grabkirche überbaut. Die Gesammtansicht von Jerusalem zu beschreiben wäre eben so mühsam und ungenügend, als die Beschreibung zu lesen und darnach eine richtige Vorstellung sich zu bilden. Auch die meisten Zeichnungen, welche man bei uns gewöhnlich hat, sind unwahr. Unter denen, welche ich gesehen, sind die besten und eben so wahr als schön die von Maler Reitmayer in München.

Als wir vom Berg abstiegen, brachen fast Alle aus uns Zweige von den Oelbäumen, womit der Berg noch reichlich bepflanzt ist. Am Bach Kidron zeigt man abermals eine Stelle, wo von dem Falle Christi ein Eindruck im Fel-

sen zurückgeblieben sein soll. Der Bach selbst ist eigentlich nur noch die steinbesäete Ruine, wo einst Wasser floß; es ist jetzt kein Tropfen mehr darin. Selbst in der Regenzeit fließt kein Wasser mehr da, obschon das Bett durch die Thalsoole zweier abschüssigen Berge gebildet wird. Der ausgedorrte durstige Kalkboden scheint das Regenwasser schnell in sich hineinzutrinken. Daß aber in frühern Zeiten genügendes Wasser in raschem Fluß hier geflossen ist, sah ich später mit Augen. Als wir nämlich vom Kloster Saba her nach Jerusalem zurückkehrten, so begleitete unser Ritt eine Zeitlang das Thalbett des Kidron; hier war nun in dem Felsboden eine Rinne vom Wasser ausgefressen, als wäre es Steinhauerarbeit, welche wohl über einen Fuß Tiefe hatte.

Hernach gingen wir den Weg, welchen der Herr geführt wurde, als er im Oelgarten gefangen und zu dem Hohenpriester gebracht wurde. Jetzt ist es der Weg, den die Leichen der Juden hinabgetragen werden. Da man auf diesem Wege ein Stück an den Stadtmauern hingeht, so sahen wir ganz nahe die ungeheuern Bausteine, welche zu unterst dabei verwendet sind. Man vermuthet, daß diese Steine vom Tempelrest genommen sind, und sonach wären es von den Steinen, auf welche die Jünger den Herrn aufmerksam machten.

Vor dem Sionsthor bettelte uns eine Schaar Aussätziger an; sie haben in der Nähe eine Anzahl Häuschen oder Hütten, genau so elend wie ihr eigenes Aussehen und ihre Kleidung. Auch vor dem Jaffathor fand ich solche. Sie haben große blecherne Schüsseln, welche sie dem Vorübergehenden bettelnd entgegenstrecken, wie

die jungen Vögel ihre Schnäbel dem ätzenden Alten, und gar andringend ihr „jecherli, jecherli" flehen und singen. Es liegt unermeßlich tiefes Elend auf diesen Menschen. Sie sind leiblich wüst verunstaltet, Gesicht und Glieder sind grau und verschoben und theilweise geschwollen; das Kleid ist elend, zerrissen und wird wohl nie gewaschen; die bitterste Armuth, so daß selbst ihr Leib neben den Krankheitsschmerzen oft Hunger leiden mag, quält sie, denn sie können nichts arbeiten; sie sind gemieden und von ihrer eigenen Familie ausgeschieden, lebendig begraben in ihre infizirten Menschenställe und dürfen nur in der nächsten Umgebung herumgespenstern. Dazu kommt noch Zweierlei, nämlich die Hoffnungslosigkeit; sie haben nur zu erwarten, daß die Schmerzen noch ärger, mehr Körpertheile angefressen werden, Glieder abfaulen, bis der ganze Leib abfällt. Und dann sind diese Leute auch von ihrer eigenen Religion abgekommen; weil sie keinen Gottesdienst besuchen dürfen, so erstirbt zuletzt die Religiosität gänzlich bei ihnen, so daß zuletzt, was einem schwachköpfigen Philantropen höchst rührend vorkommen muß, Türken und Christen in derselben Höhle mit einander hausen, deßgleichen Weiber und Mannsvolk, eben weil ihnen die Scheidewand des Glaubens und der Sitte zerfressen ist, wie oft ihre Gesichter.

Mein gegenwärtiger Aufenthalt in Baden erinnert mich bei dieser Stelle an eine Klasse der menschlichen Gesellschaft, welche dem Anschein nach den stärksten Kontrast jener Aussätzigen bilden und die ich täglich vor Augen umherwandeln sehe. Es sind die vornehmen

Badegäste, die Reichen und Satten dieser Welt, die Alles genießen, was nur an Luxus und feinen Genüssen aufzubieten ist. Ich finde nämlich zwischen den Aussätzigen vor dem Sionsthor, den armseligsten Menschen, und diesen üppigen Herren und Damen gerade im Wesentlichsten eine Aehnlichkeit. Wie man im Orient wohl keine Klasse von Menschen findet, bei welchen Kirche, Synagoge oder Moschee nie besucht wird, bei welchen das religiöse Leben so erloschen ist, daß Christ und Türke sich nicht mehr unterschieden fühlen: so wird man bei uns in den brillanten Sälen des Konversationshauses in dieser Beziehung dasselbe finden, was in den Ställen der Aussätzigen, ein gänzliches Ignoriren aller Religion, eine Verbannung jedes religiösen Zeichens. Auch ist daselbst ein ähnlicher Hunger nach Geld am grünen Altar des Mammon zu sehen, wie bei den Aussätzigen, die nach jedem ehrbar gekleideten Menschen oder Kameeltreiber ihre Blicke begehrlich fixiren und ihre blechernen Schüsseln ausstrecken. — Uebrigens je nachdem du leichter beim Anblick der Aussätzigen, oder leichter beim Anblick dieser schimmernden Konversationsmenschen von Verachtung angewandelt wirst, darnach wiegt sich dein eigener Charakter und sittlicher Geschmack.

Ich übergehe manche Stellen, die uns auf diesem Gange gewiesen und gedeutet wurden, weil ich später mit genauerer Besichtigung dahin zurückkomme. Nur soll eines einzigen Platzes am Ende des Weges noch erwähnt werden, nämlich wo einmal der Palast des

Herodes stand. Hier haben in neuerer Zeit die Protestanten sich mit einer Kirche angebaut, einen Bischof u. dergl. errichtet. Wäre die Absicht hiebei keine andere, als für die protestantischen Seelen in Palästina zu sorgen, so wäre dagegen nicht viel zu sagen; allein warum werden hier so große Kosten aufgewendet? Die Kirche kostete über 200,000 Gulden, und die Missionsanstalt jährlich über 50,000 Gulden, in zwölf Jahren, seit sie besteht, also gegen eine Million, wie der Protestant Liebetrut selbst erzählt; und für wie viel Leute dieses? Der genaue Tobler sagt, es seien etwa fünfzig Protestanten in Jerusalem, und davon sind die meisten selbst wieder an der unfruchtbaren Anstalt angestellt. Hingegen kommen in der englischen und preußischen Hauptstadt zuweilen auf fünfzigtausend Protestanten nicht einmal eine Kirche und ein Prediger, viel weniger ein Bischof. Wahrscheinlich glaubte man in Palästina reichlich Proselyten machen zu können. In Betreff der Mohamedaner ist jedoch nichts zu machen, weil immer noch die Todesstrafe entgegensteht, wenn einer vom Islam abfällt. Bezüglich der Juden hörte ich in Jerusalem, daß sich zuweilen ausgehungerte Juden zum Uebertritt melden, um während der Unterrichtszeit Unterstützung zu erhalten *); haben sie aber wieder sonstiges Auskommen gefunden oder naht sich die Zeit, da sie das Glaubensbekenntniß ablegen sollen, so bleiben sie wieder hinweg. Ueberhaupt sei kein Ort in der Welt ungünstiger

*) Tischendorf (Protestant) erzählt, daß sechshundert Gulden als Preis für jeden Juden ausgesetzt sei, wenn er sich taufen läßt.

für Judenbekehrung als Jerusalem, indem sie hier am feurigsten ihrem Glauben ergeben seien. Vor Kurzem soll sogar der Fall sich ereignet haben, daß ein Christ zum Judenthum übertrat, wie versichert wird ohne alle zeitliche Rücksichten, lediglich aus Vorliebe zum alten Testament. Somit bleiben nur noch unprotestantische Christen übrig, nach welchen der Proselytenappetit angeln mag. In Nazareth, wo auch ein protestantischer Prediger eingestellt wurde, zeigte man mir einen Mann, welcher als Geschäftsführer des Franziskaner-Klosters wegen verschiedener Unredlichkeiten entlassen wurde und dann zum Protestantismus übertrat (ob aus reiner Ueberzeugung oder aus Rache?); derselbe nöthigte dann vermöge der Allgewalt, welche im Orient der Familienvater über die Seinigen besitzt, Frau und Kinder auch protestantisch zu werden. In Kleinasien haben protestantische Gesellschaften ihre Missionsprediger herumsitzen mit der ausgesprochenen Absicht, den Protestantismus unter den Christen zu verbreiten. Und was die Prediger-Versammlung zu Genf vorletzten Sommer als Hauptfrage offen behandelte, nämlich wie man direkt und indirekt die Katholiken zum Protestantismus bekehren könne, das ist vielfältig auch ein Hauptstreben der Eiferer bei dem Gustav-Adolf-Verein und wohl der meisten Pietisten überhaupt. Mag nun hier der geeignete Ort sein oder nicht, und mag ich auch einem großen Leserkreis mein Buch unliebsam und anstößig machen; dennoch will ich hier über diese Proselytenjägerei mich aussprechen.

Ich ehre und liebe viele Protestanten; ich habe unter

ihnen schon vortreffliche Menschen kennen gelernt; deßgleichen steht der wahrhaft fromme Protestant dem frommen Katholiken unendlich näher, als der Mensch katholischer Konfession ohne lebendigen Glauben und Liebe zu Gott. Ferner kann es auch von katholischem Standpunkt keineswegs immer als Schuld angesehen werden, wenn der Protestant nicht von den katholischen Glaubenswahrheiten überzeugt ist. Ganz anders stellt sich aber die Sache heraus, wenn man die besondere Sucht vieler Pietisten betrachtet Katholiken zum Abfall von ihrer Kirche zu verlocken. Vor Allem liegt darin ein unverantwortlicher Leichtsinn. Woher wissen denn diese Leute so sicher, daß ihre Auffassung des Christenthums die richtige ist? Wir Katholiken haben doch auch Verstand, und daß der Glaube an die katholische Kirche nicht bloß Gewöhnung sei, zeigt der Umstand, daß unter den Protestanten, welche katholisch werden, unbestreitbar viele gelehrte und gottesfürchtige Leute sind, während unter den Katholiken, welche protestantisch werden, heutigen Tags nie ein gelehrter und zugleich frommer Mensch gefunden wird. Daß man ferner im Katholicismus die Höhe christlicher Vollkommenheit erreichen kann, zeigen die großen Heiligen aller Zeiten.

Der unbefangene Protestant wird deßhalb wenigstens die Möglichkeit nicht absprechen, daß die katholische Kirche die wahre ist. Gibt man aber die Möglichkeit zu, daß die Kirche der zweihundert Millionen Katholiken die von Christus gestiftete ist, dann zieht sich der Proselytenmacher die Gefahr schrecklicher Verantwortung zu, er bringt den Katholiken um die Hülfe und

den Trost seiner Sakramente und läßt ihm bloß ein der Kirche abgerissenes Bruchstück von Papier, die Bibel, bei Manchen papier maché, in welches sie ihre Einbildungen hinein und herausneten, und weist ihn an das trügerische Phantasiespiel der Selbstauslegung, oder an die Trommeln und Trompeten wortflüssiger Prediger. Saulus meinte so sicher das Christenthum sei falsch, als ihr glaubt, der Katholicismus sei falsch. — Aber ich sage noch mehr: Diese Proselytenjägerei ist oft weiter nichts als die nämliche Selbstsucht und religiöse Hoffart, welche schon der Herr den Pharisäern vorwirft; das bösartige leidenschaftliche Gemüth vermag es nicht zu ertragen, daß Andere an Christus glauben ohne die von Luther erfundene Phrase von der „Gerechtigkeit nur aus dem Glauben" nachzubeten und ohne die kostbaren Güter der Sakramente als unächt wegzuwerfen. Würdet ihr wahrhaft und redlich Gottes Reich zu verbreiten suchen, so würdet ihr euer Geld und eure Kräfte dem unermeßlichen Feld des Heidenthums zuwenden oder wenigstens den vielen tausend Christusläugnern euerer eigenen Kirche — und nicht in Felder einbrechen, in welchen das Christenthum schon gepflanzt ist. Den sichersten Beweis aber, wie bei solchen Bestrebungen oft nur unlautere Leidenschaft und kein Funke wahren Christenthums ist, liefert insbesondere der Umstand, daß manche Pietisten vorsätzlich die offenbare Sünde als Mittel brauchen, um Katholiken zum Protestantismus zu bewegen. Dem armen Katholiken wird direkt oder indirekt Unterstützung, Arbeit oder Anstellung in Aussicht gestellt, wenn er übertrete. In Basel wird ihm das

Bürgerrecht zugestanden, wenn er wenigstens den Glauben seiner Kinder aufopfert, d. h. sie protestantisch werden läßt. In manchen Orten schleichen pietistische Damen in arme Häuser und zu Kranken und unterstützen sie mit Geld; nachdem man dann die Leute einige Zeit pietistisch aufzuweichen gesucht hat, rückt man allmälig mit dem Begehren heraus, sie sollen nun im protestantischen Pfarrhaus die Unterstützung holen oder protestantisch werden, oder bietet ihnen an ihre Kinder, versteht sich in einer Pietistenanstalt, erziehen zu lassen. Der wortselige Pietist versucht auf diese Weise den bedrängten Katholiken zu der Judassünde, seinen Glauben um zeitlichen Nutzen zu verkaufen: er bietet ihm Geld an, dreißig Silberlinge oder so etwas! In Frankreich zahlen die protestantischen Proselytenvereine für die katholische Seele als fixen Preis 300 Franken.

Wo der Palast des Herodes stand, der darnach strebte Christus in Kindesgestalt zu morden, steht das Haus des Herrn Bischofes Gobat und Familie. Wer Katholiken um ihren Glauben zu bringen sucht, der hat ein ähnliches Streben, wie Herodes; er sucht ihnen Christus in einer andern Gestalt zu morden; er nimmt ihnen das heiligste Altarssakrament und den Glauben daran.

Von unserm Umgang kehrten wir in das Kloster zurück oder vielmehr in die Casa nova, das Fremdenhaus des Klosters. Hier wurde täglich gespeist, und zwar hatten wir am Tisch noch sehr viele andere Gäste, welche vom Kloster beherbergt wurden. Es hat nämlich

jeder Pilger die Vergünstigung, daß er einen ganzen Monat lang im Kloster unentgeltlich Unterkommen genießt; nur die selteneren Gäste wohlhäbigen Standes lassen ein freiwilliges Geschenk zurück. Auch dieses mag oft geringer sein, als die Kosten des Klosters für Herstellung der Einrichtungen zur Fremdenbeherbergung betragen. Außerdem tritt in Palästina das umgekehrte Verhältniß zwischen den Franziskanerklöstern und der katholischen Bevölkerung ein, als bei uns. In unsern Ländern sammeln die sogenannten Bettelorden ihren Bedarf bei der Bevölkerung, in Palästina hingegen unterstützen die Klöster selbst noch die großentheils armen Katholiken. Wenn somit bei uns Sammlungen gemacht werden für die Klöster im h. Lande, so schenkt der Geber nicht nur den Franziskanern dort ein Almosen, sondern er gibt auch dadurch seinen Beitrag zur Beherbergung der Fremden und Unterstützung der armen Glaubensgenossen in Palästina. Wie sehr manche Katholische darauf zählen, hörte ich einmal selbst: Zwei katholische Handwerker aus Nazareth schlossen sich uns auf der Reise an; sie hielten bei dieser Gelegenheit unserm beigegebenen Franziskaner vor, daß der Guardian ihnen nicht so viel Geld geliehen habe, als sie begehrten; bei den protestantischen Geistlichen bekomme man doch, wenn man sich an sie wende. Der Franziskaner antwortete, jene hätten eben viel Geld zur Verwendung von ihren Missionsgesellschaften.

Die Franziskanerklöster sind aber seit Jahrhunderten schon ganz eigentlich die Festungen der katholischen Kirche im Orient; durch diese allein sind Gemeinden im katho-

lischen Glauben gegründet und erhalten worden bis auf den heutigen Tag. Wenn die Mönche hingeschlachtet worden sind vom Fanatismus der Mohamedaner, so sind jedesmal wieder andere aus Italien und Spanien gekommen und haben sich willig derselben Gefahr unterzogen. Und abgesehen von aller Gefahr, so haben sie ein sehr strenges Leben. Alles fast, was den sinnlichen Menschen freuen kann, entbehren sie; dazu kommen erst noch manche Plagen, z. B. von großer Hitze, ganz schlechte ungewöhnte Nahrung. Eine Abtheilung ist jedesmal drei Monate lang in der h. Grabkirche eingeschlossen, um Tag und Nacht im Namen der Christenheit daselbst den Herrn zu preisen.

Oestreich hat besonders das Verdienst sich um diese Klöster und dadurch um den Katholicismus im Orient kräftig und reell bisher angenommen zu haben. Die Konsuln sind angewiesen jenen allen Beistand zu leisten, und neben den freiwilligen Beiträgen wendet die östreichische Regierung auch selbst bedeutende Unterstützungen den dortigen Klöstern zu. Sie hat es auch dahin gebracht, daß in den bedeutendern Franziskanerklöstern des Orients stets ein oder einige teutsche Patres sind zur Seelsorge für teutsche Einwohner oder Pilger. Die teutschen Mitglieder werden auch recht gut und liebreich von den andern italienischer und spanischer Nation aufgenommen, wie mir selbst ein teutscher Franziskaner sagte, und gern zu Vorstehern erwählt. Während hingegen keine französischen Mitglieder in den Klöstern sind und von der französischen Regierung nichts für die Klöster gethan und gegeben wird, so maßt sich dieselbe

dennoch das Protektorat der katholischen Kirche in diesen Ländern an und begehrt, daß ihre Konsuln angeräuchert werden.

Nachmittags führte uns ein anderer Franziskaner, Pater Wolfgang, wieder den Berg hinab; unter seiner Anleitung besuchten wir einen Theil der Leidensstationen Christi und hielten daran unsere Andacht. Die Stätte, welche als einstiger Wohnplatz des Pilatus gezeigt wird, liegt verhältnißmäßig tief und die Gasse steigt deßhalb in ähnlicher Weise in die Höhe zur Todesstätte, wie hier in der Stadt Baden die Gasse, in welcher man auf die Höhe zur Kirche fahren kann. Jetzt ist die Wohnung des Pascha und eine Kaserne dort. Gegenüber steht eine kleine Kirche, die sogenannte Geißelungskapelle; sie ist sehr schön und reinlich gehalten und durch Herzog Max, den Vater der jungen Kaiserin von Oestreich, bei seiner Wallfahrt nach Jerusalem von dem türkischen Regiment für den katholischen Gottesdienst erworben. Der Hauptaltar, über der Stelle errichtet, wo die Geißelungssäule gestanden haben soll, ist unten geöffnet und jene Stelle bezeichnet und mit brennenden Lichtern umstellt. Der Aufenthalt in dieser Kirche kam mir besonders freundlich und heimlich vor. Schon die Helle darin, die Absonderung vom Gassenlärm durch einen geschlossenen Hof, der Umstand, daß sie ausschließlich nur von Katholiken, folglich von wenigen Personen besucht wird, mag zu diesem Gefühl beigetragen haben. Ich kehrte auch sonst in dieser Kirche an und las die h. Messe dort.

Auf dem Boden der katholischen Kirche sind viele Einrichtungen und Gebräuche entstanden, welche neben ihrer Erbaulichkeit zugleich eine schöne religiöse Poesie in sich schließen. Daher gehören auch die Kreuzwege, wo gewöhnlich einen Berg hinauf Bildstöcke oder Kapellchen sich ziehen mit Abbildungen der einzelnen Scenen des Leidens Christi und oben dann eine größere Kapelle oder Kirche steht, wo der Tod Christi auf dem Kalvarienberg dargestellt ist. Der Christ geht von einem zum andern — das Bild hilft seinem Andenken und Betrachten an den leidenden Heiland nach — und verrichtet eine kurze Andacht vor jedem derselben, bis er oben beim Kreuz und Grab Christi auch seine Seele daran heftet und darein versenkt.

Eine solche Andacht an einem Kreuzweg, wie sie bei uns dem wahren nachgebildet sind, haucht die Seele mit eigenthümlicher lieber Trauer an; unendlich inniger, ich möchte sagen brennend wirkt es, wenn man auf demselben Wege, den Christus zum Tod gegangen, sich befindet; vorausgesetzt, daß nicht in längerm Aufenthalt zu Jerusalem der frische Eindruck durch Angewöhnung matt geworden ist. Die Stellen, wo Christus gefallen, der Mutter begegnet, von Simon Cyrene abgelöst worden ist u. s. w., hat die Kaiserin Helena suchen lassen und mit Säulen bezeichnet. Die Säulen sind von den Türken umgestürzt, liegen aber noch da, indem das Wegschaffen schon umständlichere Arbeit erforderte, als die Türken gewöhnt sind zu thun. Hingegen machen sie sich bis in die neueste Zeit ein anderes leichteres Geschäft an solchen Stellen; nämlich um den Christen,

welche dieselben oft andächtig küssen, solches ekelhaft zu machen und um den eigenen Religionseifer zu zeigen, so speien die Türken jene Orte an, so daß sie — obschon getrocknet — aussahen wie der Boden neben dem Bett eines vernachlässigten Lungensüchtigen.

Wir knieeten bei jeder Station, nachdem der Franziskaner die Bedeutung derselben erklärt hatte, nieder, zogen die Hüte ab und beteten laut ein Vaterunser und Ehre sei Gott dem Vater, dem Sohne und dem heil. Geiste &c. Später forderte uns der Franziskaner auf, nicht mehr zu knieen, sondern nur stehend zu beten, weil sonst Steinwürfe von Seite der Mohamedaner erfolgen könnten. Mir sagte der Instinkt, daß keine erfolgen, wenn wir auch knieen. Theils hätten die Türken schon auf unsere größere Zahl Rücksicht genommen, theils schien eine Art von Scheu und Wohlwollen gegen die Franken herrschend geworden zu sein in Folge des orientalischen Kriegs.

Ich füge hier eine Bemerkung an, welche für manche katholische Leser interessant sein mag. Während wir den Kreuzweg nach oben beschriebener Weise machten, sagte uns Pater Wolfgang, daß er schon sechs Jahre in Jerusalem wohne und sich die h. Stätten zum Gegenstand seiner Studien gemacht habe. Dabei habe er auch das bekannte Buch der Katharina Emmerich: „Das bittere Leiden unsers Herrn Jesu Christi" verglichen und bis jetzt nichts darin gefunden, was der Situation der bezeichneten Stellen widerspräche. *)

---

*) Auch der verstorbene Hug, der bekanntlich das Glaubensrevier nicht zu weit steckte, sagte einmal in der Vorlesung: es

Wenn ich nun an diesen Gang zurückdenke in Jerusalem bergauf zwischen den hohen Mauern und oft fensterlosen Häusern, von einer umgestürzten Säule zur andern, und wie wir da dem Heiland unsere Andacht zuwenden, während der Jude und Türke stumm vorübergehen oder auch zuweilen Einer stehen blieb, um die Fremdlinge da zu betrachten; wie ist doch das Leben dort vielfältig natürlicher und freier, als bei uns! Wäre es auch Trieb des Herzens, in einer Stadtgasse des Abendlandes vor einer hochverehrten Stätte niederzuknieen, sie zu küssen und vor ihr laut zu beten — jeder fühlt sich da zurückgehalten durch Rücksichten, er will kein Aufsehen erregen, man könnte ihn für verrückt oder einen Heuchler ansehen; die gutmüthigste Polizei käme wenigstens in Verlegenheit und würde Anzeige machen und Verhaltungsregeln einholen; irgendwo am rechten Rheinufer liefe man sogar Gefahr in das Gefängniß zu kommen unter dem Titel „wegen Störung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit." — Aber auch eine andere Vergleichung legt mir mein gegenwärtiger Aufenthalt zu Baden nahe. Jene Andacht auf dem Kreuzweg in Jerusalem war zugleich eine ernste Freude; hier in Baden ist auch Alles zusammengedrängt, was reichen Leuten Freude machen kann: ausgesuchte Speisen und Getränke, elegante Wohnung, aufmerksame Bedienung, Kleiderprunk, Prunk mit Pferden und Bedienten, glänzende Gesellschaft, Augenlust und Ohrenlust ver-

---

ist wundersam, wie richtig und genau die Nonne von Dülmen die Orte des Leidens Christi bezeichnet; ihre Angaben stimmen vollständig mit dem Ortsbeschrieb des Josephus Flavius überein.

schiedener Art, Tanz, Promenaden und Ausflüge und ein scharfes Alkohol, ein feiner Liqueur von Vergnügen, nämlich die Spielbank; und wer diese Dinge mitmacht, wird wohl mit Anwandlung von Hohn auf so einfältige Andacht herabblicken, der wir uns an der via dolorosa hingegeben haben. — Der Unterschied oder vielmehr der Gegensatz von beiden Vergnügen liegt darin: jenes am Kreuzweg zu Jerusalem wurzelt und sprießt in dem Glauben, der Leib ist dabei der bescheidene Diener des Geistes; diese Vergnügen wurzeln in der Sinnlichkeit und der Geist muß als Diener seine Dienste aufbieten um der Sinnlichkeit das Angenehmste aus allen Elementen zusammenzuraffen und mit hochgetriebenen Weltkünsten „deliciös" zu machen. Wo nun Einer in dieser tropischen Sumpfluft lange ungestört sitzen bleibt, da reift eine entsetzliche Brut aus — die allerdings meist verdeckt unter dem Flitter des Anstandes hinübergetragen wird ins Jenseits, zuweilen aber auch vorreif schwellend ihre Hülle zersprengt. Die vorige Woche erschoß sich ein Franzose nicht weit vom Promenadehaus; er war schon einige Jahre jeden Sommer herübergekommen um auf der Bank zu spielen; dießmal setzte er auf rouge und noir Leib und Seele miteinander. Und kürzlich ließ eine vornehme Russin ihren Hund von einem Herrenarzt behandeln, der ihm Dampfbäder verordnete. Auch müssen ihre Domestiken morgens bis neun Uhr sich hüten laut aufzutreten, damit der Hund nicht in seinem Morgenschlummer geweckt werde. Ich setze diese Bestialität der Kindesliebe, worin die Dame den Hund zu ihrem Sohn adoptirte und sie die Mutter des Hundes wurde, neben

den Selbstmord, denn das eine wie das andere ist ein wüster Schwamm, der aus Moder und Fäulniß einer Menschenseele aufschießt, welche in Fleisch= und Weltlust versumpft ist. Aus der religiösen Freude hingegen geht sie gesünder, frischer und schöner hervor.

Es war abgemacht, daß wir die nächste Nacht in der h. Grabkirche zubringen und uns deßhalb einschließen lassen. Sie besteht aus einer Zusammensetzung von Kirchen, die nicht bloß neben einander heilige Stätten umschließen, sondern auch über einander. Es wäre aber sehr mühsam dieses weitläufige und verwickelte Gebäude auf dem Papier nachzubauen und aufzuführen; dennoch will ich den Leser, der gern dorthin im Geist wallfahret und deßhalb den Ort bestimmt haben möchte, nicht unbefriedigt lassen. Um der Langweile und Austrocknung zu entgehen, welche der Beschrieb von Gebäulichkeiten meist mit sich bringt, so will ich die Prozession noch einmal mitmachen, welche jeden Abend die Franziskaner zu den heiligen Stätten der Kirche führen, und den Leser als Begleiter mitnehmen. Auch wir gingen und beteten diese Prozession mit.

Dieselbe beginnt in der eigentlichen und ausschließlich katholischen Kirche, in der sogenannten Frauenkapelle. Diese liegt nördlich mehrere Stufen höher, als die gemeinsame Hauptkirche. Der Heiland soll dort nach der Auferstehung seiner Mutter erschienen sein. Es ist eine schöne Kirche, eingerichtet wie im Abendlande; sie hat

nur einen Altar, eine Orgel, auch Chorstühle, indem die Franziskaner darin Tag und Nacht ihre Brevier-andacht verrichten. Zugleich ist dieses der einzige Ort, wo stets im Tabernakel das heiligste Altarssakrament aufbewahrt ist und insofern für den Katholiken der heiligste Ort von ganz Jerusalem. Darum ist aber auch dieser Ort der geeignetste um die Leidensprozession zu beginnen, indem das Leiden Christi eben mit Einsetzung des h. Abendmahls seinen Anfang nahm. Mit Kerzen in der Hand und kleinen Büchlein, worin die üblichen Gebete und Gesänge verzeichnet waren, knieten wir hier mit den Franziskanern nieder und es wurde folgende Andacht verrichtet:

Antiphona.

O sacrum convivium, in quo Christus sumitur, recolitur memoria passionis ejus, mens impletur gratia, et futurae gloriae nobis pignus datur, alleluja.

V. Panem de coelo praestitisti eis, alleluja.

R. Omne delectamentum in se habentem, alleluja.

Oratio.

Deus, qui nobis sub sacramento mirabili, passionis tuae memoriam reliquisti, tribue, quaesumus, ita nos corporis et sanguinis tui sacra mysteria venerari, ut redemptionis tuae fructum in nobis jugiter sentiamus. Qui vivis et regnas in saecula saeculorum. Amen.

Antiphon.

O heiliges Mahl, bei dem Christus genossen, das Andenken seines Leidens erneuert, der Geist mit Gnade er-

füllt und uns ein Pfand der ewigen Herrlichkeit gegeben wird. Alleluja.

V. Das Brod vom Himmel hast du ihnen gegeben, Alleluja,

R. Welches alle Süßigkeiten in sich faßt, Alleluja.

Gebet.

O Gott, der du uns in dem wunderbaren Sakramente das Andenken deines Leidens hinterlassen hast, verleihe uns, wir bitten dich, die heiligen Geheimnisse deines Leibes und Blutes so zu verehren, daß wir die Frucht deiner Erlösung zunehmend an uns merken; der du lebst und regierst in Ewigkeit. Amen.

Innerhalb dieser kleinen Kirche ist nahe beim Eingang eine vergitterte Nische, worin ein Stück der Geißelungssäule verehrt wird. Sie soll sich früher in dem Hause des Kaiphas befunden haben. Ein anderer Theil der Säule befindet sich zu Rom in der Kirche der h. Praxedis, wohin sie aus dem Kreuzzug des Jahres 1223 von Kardinal Johann Colonna gebracht wurde. Uebrigens ist es schwer das Säulenstück in der Jerusalemer Kirche hinter dem Gitter deutlich zu besichtigen, weil es zu tief in der lichtlosen Höhlung verborgen ist. Zu dieser Säule bewegt sich nun die Prozession, wenn Gebet und Incens vor dem Hauptaltar vollendet ist. Während dieses Ganges und am Orte selbst wird Folgendes gesungen und gebetet:

Hymnus. *)

Tropheae crucis mystica,
Os, lingua, mens, hic personent;
Christique sic vestigia
Cor nunc sequatur flebile.

Qui gratis Adae debitum
Laxat rigore sanguinis,
Nostros dolores sustinens
Ad hanc columnam caeditur,

Ut nulla plagis saucii
Pars corporis sanctissimi
Non langueat lethalibus
Sulcis flagrorum grandibus.

Compago laxat artuum
Nexus dolore nimio
Et pectus intra liquitur,
Ut sole cera solvitur.

Se dat percutientibus,
Ut flagelletur acriter.
Sic patris iram leniens,
Dat suis vitae aditum. Amen.

---

*) Die Uebersetzung dieser und der folgenden Hymnen ist von Herrn J. Wehrle, Verfasser der Uebersetzung des altdeutschen Gedichtes: „Blume und Weißblume" (gedruckt bei Dilger in Freiburg).

Antiphona.

Apprehendit Pilatus Jesum, et flagellavit, ac tradidit eis, ut crucifigeretur.

V. Fui flagellatus tota die.

R. Et castigatio mea in matutinis.

Oremus.

Respice, quaesumus, Domine, super ecclesiam tuam, quam pretioso sanguine redemisti, ut, eo semper ditata praemia consequatur aeterna. Qui vivis et regnas etc.

Hymnus.

Den Kreuzstamm, deines Siegs Beweis,
Hier Mund und Herz und Zunge preis',
Und Christi Weg und Christi Spur
Folg' nun das Herz mit Trauer nur.

Der ausgelöscht aus bloßer Huld
Mit seinem Blute Adams Schuld,
Der unsre Schmerzen auf sich nahm,
Gegeißelt ward an diesem Stamm,

So daß am heil'gen Leib, schon wund
Von Schlägen, nimmer blieb gesund
Nur eine Stell' vom Geißelhieb,
Der tödtlich tiefe Furchen trieb!

Vom Schmerz zu viel, zu fürchterlich,
Der Glieder Fügung löset sich,
Und in der Brust sein Herz zergeht
Wie Wachs, das an der Sonne steht.

Er gibt sich den Verfolgern hin,
Auf daß sie schrecklich geißeln ihn,
Führt, mildernd so des Vaters Zorn,
Die Seinen hin zum Lebensborn. Amen.

Antiphon.

Pilatus ließ Jesum ergreifen und geißeln und übergab ihn ihnen zur Kreuzigung.

V. Gegeißelt bin ich den ganzen Tag,

R. Und den Morgen währte meine Peinigung.

Gebet.

O Herr, schaue, wir bitten dich, herab auf deine Kirche, die du mit deinem kostbaren Blute erlöset hast, damit sie mehr und mehr bereichert die ewigen Belohnungen erlangen möge, der du lebst und regierst in Ewigkeit. Amen.

Um nun die weitere Prozession oder die Standorte derselben vorstellbarer zu machen, will ich den Vergleich mit dem Freiburger Münster in so weit ziehen, als es das Verhältniß möglich macht. Das Schiff des Münsters müßte gedacht werden als eine sehr hohe ganz runde Kuppelkirche, in deren Mitte das h. Grab steht. Was am Münster der Chor ist, das ist eine bedeutend große Kirche, welche den Griechen ausschließlich gehört. Um diesen Chor oder diese griechische Kirche läuft auch ringsher ein weiter Gang mit verschiedenen Kapellen. Sobald nun die Prozession in die Hauptkirche tritt, geht

sie alsbald in diesen Gang, wie wenn man unter dem Musikchor im Münster hervor und dann in den nördlichen Chorgang hineinginge. An der nordöstlichen Seite desselben ist eine ziemlich düstere Kapelle, welche man das Gefängniß Christi heißt, weil dort Christus gefangen gehalten worden sein soll während die Kreuzbalken auf Golgatha zugerichtet wurden. Dorthin wendet sich zunächst die Prozession und singt dabei während des Gehens die Hymne:

Hymnus.

Jam crucem propter hominem
Suscipere dignatus est,
Deditque suum sanguinem,
Nostrae salutis pretium.

Coeli solique Dominus
Prostratus antro clauditur,
Et nexibus multimodis
Circumdatus occuliter.

Ut arte artem falleret,
Lignum in ligno superat,
Et morte mortem destruens,
Hic vinctus vinctos liberat.

Qui patres limbo solvere
In testamenti sanguine
Ibat, et lumen reddere,
Hic mancipatur carceri.

Lux mundi, lumen gentium
In foedus datur populi,
Ut lacu clausos extrahat,
Heu, prius is detruditur.

Samson velut fortissimus
Arctatur diris manibus,
Sed se columna destruens,
Morte triumphat inclytus.

Dum compedes hic consecrat,
Tradit normam martyribus,
Qui crucem laeti capiunt,
Qua meruere gloriam.

Jesu dulcis memoria
Ob sacri vincla corporis,
Reis culpas, supplicia
Remittas, et da praemia. Amen.

Hymnus.

Nun kam der Menschen wegen er
Vom Himmel hoch und trug das Kreuz,
Und gab daran sein Blut noch her
Als unserer Erlösung Preis.

Des Himmels und der Erde Herr
Im Kerker eingeschlossen liegt,
Ihn viele Art von Band und Wehr,
Dazu ein schaurlich Dunkel drückt.

Daß List die List noch überbot,
Das Holz am Holze er bezwingt,
Und schlagend mit dem Tod den Tod
Gebunden uns aus Banden ringt.

Der mit des neuen Bundes Blut
Der Väter Zwang zu lösen kam
Und wieder bracht' des Lichtes Gut,
Ach, diesen man gefangen nahm!

Den Gott zum Bürg' dem Volk bestellt,
Zu lösen es aus Tod und Grab,
Der Heiden Leucht', das Licht der Welt,
Ach, ihn stößt man zuerst hinab.

Der stärker noch als Samson war,
Sich fesseln ließ von harter Hand,
Doch opfernd sich am Kreuze gar
Er zu Triumph den Tod bestand.

Hier heiligend der Bande Schmach,
Dient er den Martyrern zum Bild;
Die tragen froh das Kreuz ihm nach,
Womit den Himmel sie erzielt.

O Jesu, süß Gedenken mein!
Erlaß uns Sündern Straf und Schuld
Ob deines Leibes Band und Pein,
Dazu uns noch beschenk in Huld. Amen.

Da ich früher von einem Gefängniß Christi nichts gewußt habe und uns nun in der h. Grabkirche ein solches gezeigt wurde, so interessirte es mich später zu erfahren, ob und was Katharina Emmerich in ihren Visionen darüber sage. Auffallender Weise erzählt sie ausdrücklich, als die Schergen mit Jesus auf dem Richtplatz angekommen seien, hätten sie die Kreuzhölzer auseinander geschnürt, den Herrn niedergerissen, „sie wollten ihm den Thron anmessen, streckten ihn auf dem Kreuz aus und machten sich die Zeichen seiner Länge an Händen und Füßen. Dann rissen sie ihn wieder auf und führten ihn gebunden etwa siebenzig Schritte mitternachtwärts den Kalvarienberg hinab zu einer in die Felsen gehauenen Grube. Sie stießen ihn dort hinab, schlossen die Thüre und stellten eine Wache davor."

Die Richtung und Entfernung, welche von der Emmerich angegeben wird, trifft ungefähr ein, wenn man die Stellen in der h. Grabkirche mit einander vergleicht. Am Ort selbst wird gebetet:

Antiphona.

Ego te eduxi de captivitate Aegypti, demerso Pharaone in mari Rubro, et tu me tradidisti huic carceri obscuro.

V. Dirupisti, Domine, vincula mea.

R. Tibi sacrificabo hostiam laudis.

Oremus.

Absolve, quaesumus, Domine, nostrorum vincula peccatorum, ut a corporis hujus carcere expediti gloriae lumen videre mereamur. Per Christum Dominum nostrum.

Antiphon.

Ich habe dich aus der Gefangenschaft Egyptens geführt und den Pharao ins rothe Meer versenkt und du hast mich diesem dunkeln Gefängnisse überliefert.

V. Du hast, o Herr, meine Fesseln gesprengt;

R. Ich werde dir ein Lobesopfer darbringen.

Gebet.

Löse, o Herr, wir bitten dich, die Bande unserer Sünden, auf daß wir befreit aus dem Gefängnisse unseres Leibes das Licht der ewigen Herrlichkeit zu sehen verdienen durch Jesum Christum unsern Herrn. Amen.

Dieses Gefängniß Christi erinnert mich an ein Bild, das man häufig in Steiermark, aber auch im bairischen Gebirg zuweilen antrifft, bald in Kirchen, bald in Wald und Flur, bald in Holz und Stein gebildet, bald nur gemalt. Es ist der leidende Christus in der Ruhe, eine eigene christliche Elegie im Bild. Der Herr erscheint hier mit allen Zeichen erlittener Qual, mit Dornenkrone und Scharlachmantel und ruht aus von schwerem Schmerz; einsam und tief traurig sitzt er da, das kranke edle Haupt in die Hand gestützt. Bei andern Abbildungen des leidenden Heilandes wird man mehr an seine leiblichen Qualen erinnert; wenn man aber längere Zeit mit Aug und Geist in jenes Bild sich versenkt, so bekommt man allmählig die Stimmung und das Gefühl, als leide er schwer an der Seele und trauere nicht über das, was er gelitten, sondern daß wir so wenig mit Liebe ihm vergelten, was er aus Liebe gelitten. Die Ruhe des schmerzenreichen

Heilandes stört mit stiller Gewalt die Ruhe des leichtsinnigen Sünders, wenn er betrachtend davorsteht. — Manchem Stadtchristen käme beim Anblick eines solchen Bildes die Reflexion und Beanstandung, daß die Bibel von einer solchen Ruhe nichts erzähle; allein kräftiges Bergvolk hat in der Regel mehr als andere Leute Sinn für Christenthum und Poesie, denn Christenthum und Poesie ist ganz specifisch Brod und Wein für gesunde Menschenseelen; Christus in der Ruhe ist aber gerade eine solche rein christliche Poesie und zugleich tiefe Wahrheit.

Die Prozession bewegt sich nun neben der Longinuskapelle vorbei zu der Kapelle der Kleidervertheilung; diese bildet den östlichen Abschluß des Ganges um die griechische Kirche. Dort sollen die Kleider des Herrn von den Henkersknechten verlost und vertheilt worden sein. Gegenwärtig gilt die Kapelle als Eigenthum der Armenier.

Die Beraubung seiner Kleider war ein schweres Leiden physisch und moralisch; angeklebt, zum Theil eingepreßt in den zerfleischten Leib mußte das rohe Losreißen die Wunden aufs Neue und heftiger schmerzen und bluten machen. Aber unausstehlicher noch mußte es dem Sohn der reinsten Jungfrau sein, kleiderlos am hellen Mittag vor der großen Volksmenge dazustehen. Wie ängstet es schon im Traum, wenn man auf der Straße bemerkt, man sei nicht ganz angekleidet — und

wo hat es je eine Armuth gegeben, daß ein Mann bei lebendigem Leib auch nicht das Geringste besaß, um seine Blöße zu decken? und wo sind einem lebendigen Menschen so alle seine Kleider vertheilt worden, wie wenn er nicht mehr existirte? — selbst dem Todten läßt man sonst ein Gewand. Ueberhaupt scheint mir das Kleid eine viel tiefere Bedeutung zu haben, als man gewöhnlich annimmt. Es ist nicht bloß ein Mittel sich vor den Einflüssen der Witterung zu schützen oder ein Bedürfniß der Schamhaftigkeit, sondern es ist ein Theil des Menschen selbst. Nur ist dieser Theil dem freien Willen des Menschen überlassen, während er dem Thiere zwangsweise von der Natur bereitet wird. Und so unnatürlich und geschändet ein Thier ist, wenn ihm die Haare abrasiert oder die Federn ausgerupft sind, so widernatürlich ist ein nackter Mensch. Die Nacktheit der ersten Menschen und ihre Bedeckung nach der Sünde widerspricht nur scheinbar dieser Ansicht. Die ersten Menschen waren im Zustand frühester Kindheit, gleichsam vom Mutterschooß der Erde noch umfangen; die Sünde bewirkte eine übereilte Reife, weßhalb auch plötzlich das Bedürfniß der Bedeckung eintrat. Auch ohne Sünde wäre der Mensch dazu gekommen sich zu bekleiden, je mehr er sich entwickelt und vervollkommnet hätte, nicht um sich vor Witterung oder unreinem Blick zu schützen, sondern als naturgemäße Auswicklung und Vervollständigung seiner leiblichen Erscheinung. Daher ist Christus auch in der Verklärung auf dem Tabor und nach seiner Auferstehung bekleidet erschienen, und selbst die Engelerscheinungen sind bekleidet, und gewiß werden die Lei-

ber der Auferstandenen selbst im Himmel bekleidet sein, allerdings mit Kleidern nicht von irdischen Stoffen, sondern aus ihrem eigenen Wesen hervorgewachsen, wie die Flügel des Schmetterlings oder die Bekleidung erschienener Engel. Darum erscheint auch der Priester und Bischof am hohen Festtag reich bekleidet im Gottesdienst; im Kleid symbolisirt sich sein Amt und seine Function. Die Nacktheiten der griechischen Statuen machen mir noch weniger Bedenken als die Nacktheit von Adam und Eva. In dem warmen Insel- und Uferland, wo viel gebadet wurde, gewöhnte sich das Auge an nackte Gestalten, wenigstens an männliche — die Darstellung derselben und die Verliebtheit der Philologen und Aesthetiker darein ist mir aber so wenig ein Beweis für die wahre naturgemäße Schönheit, wenn menschliche Gestalt kleiderlos dasteht, als mir die Schamlosigkeiten des Aristophanes, woran das griechische Publikum sich erbaute, ein Beweis für Natur und Schönheit der Unzucht sind. Jene Liebhaberei an nackten Mannsgestalten — Weiber wurden meistens bekleidet dargestellt — steht wahrscheinlich in Verwandtschaft mit derselben Unnatur, welche bei den Griechen das schmachvolle Laster, von welchem der Römerbrief spricht, in Schwung brachte.

Wenn somit die Kleidung gleichsam ein etwas loser Bestandtheil des Menschen selbst ist, wie etwa seine Haut: so war das gänzliche Entkleiden unsers Herrn vor dem Volke ein Schinden, ein Hautabziehen, unsäglich peinlich für Den, der zugleich unendlich reiner, als die reinste Jungfrau war. Anderseits aber muß sein Kleid, wenn es bewahrt wurde, für jeden Gläubigen, der nicht durch

ungesunde Spiritualität verschroben ist, eine eigenthümliche Bedeutung, selbst Anzüglichkeit haben; es ist eine Reliquie von Dem, der zur rechten Hand Gottes sitzt.

Ich stand jetzt in der Kapelle, wo der Rock vom Leib Christi unter Spott und Hohn der Menge und unter bitterm Schmerz weniger Anhänger getrennt wurde und dann seinen weiten Weg über Land und Meer gemacht hat. Vor zehn Jahren stand ich zu Trier in einer großen Basilika vor dem h. Rock, und sah mit an, wie Hunderttausende in Verehrung, Rührung und herzlicher Andacht zu diesem h. Rock wallfahrteten. Ich führe aus einem ausgedienten Schriftchen, das ich gegen die Rongesucht schrieb (der neue Cometstern), meine damalige Anschauung hier an: „Da sah ich ein wundersames Leben; die ödesten Straßen in dem weiten Waldgebirg der Eifel waren voll Wallfahrtsleuten; es gingen da Einzelne und gingen da Prozessionen ohne Zahl, bald singend, bald betend, bald schweigend. Zu jeder Zeit, bei Tag und Nacht zogen Prozessionen durch die alten Thore der Stadt, und selbst die breitesten Straßen waren oft kaum breit genug um die zahllosen Menschen zu fassen, die da kamen und gingen. Man hörte ihr sanftes Beten und ihr Singen, und sah die Fahnen wehen aus weit entfernten Kirchen hergebracht, und sah auf tausend und tausend Gesichtern alle weltliche Leidenschaft ausgelöscht und Andacht und frommen Ernst darauf verbreitet. Ja es sah aus, als wären da die Völker zusammengekommen um einen großen Frieden zu feiern, als wäre die ganze Stadt und Gegend ein weiter Tempel geworden, als sei schon der ewige Feiertag ange-

brochen. Ich hatte acht Tage vorher das Weltmeer gesehen, jetzt lag vor mir ein Menschenmeer, das hoch bewegt und durchweht war vom Wehen des Glaubens und des Andenkens an Jesus Christus. Fast überall, wo die Prozessionen durchzogen, da wachte eine Christenliebe und Christenfreundschaft auf, wie sie nur in den allerersten Zeiten gefunden wurde. Die Bewohner der Städte und Dörfer gingen vielfältig selbst hinaus, wie einst die Patriarchen, und forderten die ganz fremden Menschen auf, mit ihnen nach Haus zu gehen, bei ihnen zu essen und zu übernachten. Man fühlte sich auf einmal auch dem Fremdesten verwandt und befreundet, weil Ein Glaube, Eine Verehrung und Eine Liebe sie aus weiter Ferne hergeführt hatte. Eine Million zog zu dem Kleid, in welchem der Herr den letzten schweren Gang gegangen ist, das seine blutigen Schultern deckte und auf dem das Kreuz drückte. Selbst wenn man sich im Kleid geirrt hätte, so ist es doch an den Tag gekommen, daß gleicher Glaube und Liebe und Verehrung zu Jesus Christus noch in Millionen auf gleiche Weise lebt, wie zur Zeit der Kreuzzüge; und diese ist ächt, wenn auch der Rock nicht ächt wäre. Wenn man so in langen Prozessionen sah, wie sie stundenlang vor dem uralten Tempel warteten, bis die Reihe an sie kam, und kein Warten und kein Wetter und keine Mühe scheuten, um nur einige Augenblicke ein Kleid zu sehen, von dem es hieß, Jesus habe es getragen — und wenn man die stolzen kräftigen Gestalten junger Bursche aus Teutschland und Lothringen und Frankreich sah, wie selbst unter diesen Viele in Thränen ausbrachen, als sie

das Kleid erblickten, — da regte sich die Frage in der Seele: Wie lieb und tief muß Der sich ins Menschenherz gegraben haben, was muß Der gethan haben, um dessen Kleides willen über tausend mal tausend Menschen nach achtzehnhundert Jahren noch ungeheißen zusammenkommen, zusammenkommen im fernen Teutschland, mehr als tausend Stunden weit von Jerusalem? Und noch ganze Millionen hatten Sehnsucht zu kommen, wenn sie es nur hätten machen können."

Beim Evangelisten Markus wird erzählt: „Man setzte die Kranken auf öffentlichen Plätzen aus und bat Jesus, daß sie auch nur den Saum seines Kleides berühren dürften; und wie viele ihn berührten, die wurden gesund." Die Geschichte des blutflüssigen Weibes ist gleichfalls bekannt. Auch der h. Rock zu Trier wurde von Gott verwendet in der katholischen Kirche viele Heilungen zu bewirken; denn die Angriffe gegen die katholische Kirche, welche von jener Wallfahrt nach Trier ihren Anlaß nahmen, sind zum Heil der Kirche ausgeschlagen. Und so hat Gott gleichsam dadurch der Kleidung Christi selbst ein Zeugniß gegeben.

Die Franziskaner in Jerusalem aber singen jeden Abend in der Kapelle, die den Ort der Kleidervertheilung bezeichnet, die schöne Hymne:

Hymnus.

Ecce nunc Joseph mysticus
E lacu dum extrahitur,
Venditus datur gentibus,
Quem suis privant tunicis.

Erat salvator etenim
Succurrens mundo languido;
Cinctus amore properat,
Ut nos salute cingeret.

Jacob en sic pelliceis
Vestitu fratris hoedinis,
Ut benedictum raperet
Arte, quod culpa perdidit.

Hic agnus est sanctissimus,
Promissus quondam patribus,
Qui venerat ut victima
Vestire nudum hominem.

Hinc is se privat tunicis,
Ut noxam primi hominis
Per nuditatem auferat,
Et dona vitae conferat.

Vah gens iniqua, similis
Cham patris inguem detegens
Musto madentis; languidum
Nudasti Christum Dominum.

O differens obsequium!
Vestes, intrat dum Solymas,
Christo prosternunt proprias,
Sed exeunti lacerant.

Vestes, velut nix, candidae,
In Thabor vitae splendidae,
Tinctae rubent hic sanguine,
Divisae in hoc Calvario.

Hic sunt partiti impii
Amictus Christi languidi,
Ejusque sacrae tunicae
Fecere sortes arbitras.

Precamur ergo cernui
Te creatorem saeculi,
Jam sic privatus vestibus
Nos indue virtutibus. Amen.

Antiphona.

Milites ergo cum crucifixissent Jesum, acceperunt vestimenta ejus, et fecerunt hic quatuor partes, unicuique militi partem, et tunicam.

V. Diviserunt hic sibi vestimenta mea,

R. Et super vestem mea miserunt sortem.

Oremus.

Deus, qui per Unigenitum tuum lubenti mundo salutis remedia contulisti, concede nobis, ut spoliati vitiis virtutibusque adornati ante tribunal tuae majestatis in veste candida praesentari mereamur. Per eundem Christum Dominum nostrum. Amen.

Hymnus.

Als zweiten Joseph ziehen sie
Nun aus der Grube ihn herauf;
Und bieten ihn den Heiden hie
Beraubt der Kleider dar zu Kauf.

Und doch der Welt, die todesmüd,
Als Heiland er zu Hülfe zieht,
Und eilt mit Liebe angethan,
Um uns zu thun mit Heile an.

So Jakob einst nach Esau's Art
Mit Bocksfell angekleidet ward,
Daß so den Segen er bekam
Mit List, den Jenem Schuld benahm.

Das heiligst' Lamm vom Gottesthron,
Verheißen einst den Vätern schon,
Kam er zu uns als Opfer dar,
Zu kleiden die der Kleidung baar.

Hier legt' er seine Kleider weg,
Auf daß er Adam's Blöße deck'
Durch seine Blöße ohne Schuld,
Und uns erwerb' des Lebens Huld.

O schamlos Volk vergleichlich Cham,
Der nicht bedeckt des Vaters Schaam,
Der trunken lag; der heil'ge Christ
Hier deinethalb entblößet ist.

O Sions sondre Huldigung,
Das Kleider auf die Straß genung
Bei Christi Einzug preisend gab,
Beim Auszug riß vom Leib ihm ab.

Die Kleider glänzend weiß wie Schnee
Beim Leben einst auf Tabors Höh',
Hier glänzen roth vom Blut und Mord,
Vertheilt an diesem Schreckensort.

Ruchlose haben frevler Hand
Getheilt hier unsers Herrn Gewand;
Ob seinem heil'gen Oberkleid
Die Würfel gaben den Entscheid.

Drum ew'ger Schöpfer, der allhier
Der Kleider ward beraubet, wir,
Wir bitten tiefgebeuget dich,
Mit Tugend kleid' uns gnädiglich. Amen.

Antiphon.

Nachdem nun die Soldaten Jesum gekreuzigt hatten, nahmen sie seine Kleider und theilten sie hier in vier Theile, für jeden Soldaten einen Theil, eine Tunika.

V. Hier haben sie unter sich meine Kleider vertheilt,

R. Und über mein Obergewand warfen sie das Loos.

Gebet.

Gott, der du durch deinen Eingeborenen der wankenden Welt die Mittel des Heils gebracht, verleihe uns, daß

wir von Fehlern ausgezogen und mit Tugenden geschmückt vor dem Richterstuhl deiner Majestät in weißem Gewande erscheinen zu dürfen verdienen. Durch ebendenselben Jesum Christum unsern Herrn. Amen.

Die Prozession geht nun einige Schritte weiter rechts, um sodann gegen dreißig Stufen in die Tiefe hinabzusteigen und kommt hier zunächst in die Helenakapelle. Da man erst in der Rückkehr hier verweilt, so wird hernach die Rede davon sein. Eine Oeffnung führt noch weiter hinab, die Staffeln sind zum Theil in Felsen gehauen; am Abschluß derselben ist nun ein unterirdischer von Lampen nothdürftig erleuchteter Raum mit einem Altar und in die Wand eingefügtem Kreuz; zum Theil ragt der nackte Fels aus den Wänden. Es erinnert mich an die halbunterirdische Kapelle von Mariastein.

Gebetsorte unter der Erde bringen eine ungewöhnliche Stimmung zur Andacht, besonders wenn man sich zugleich allein dort befindet; es ist wie wenn man schon von der Welt abgeschieden wäre und der Geist noch neben dem beerdigten Leichnam weilte in Ewigkeitsgedanken. Schon der Abhalt der gewöhnlichen Tageshelle stimmt zunächst die Nerven und durch sie das Gemüth zur Stille. Man wendet in Irrenanstalten gegen manche Anfälle von Verrücktheit künstliche Dämmerung an, weil diese der Erfahrung nach beruhigt, während stärkere Tageshelle die Anfälle aufweckt. Von höherm Standpunkt betrachtet befinden sich aber alle Menschen

seit der ersten Sünde in einem gelinden Grad von Wahnsinn; Gott und Ewiges kommt ihnen fern und klein vor wie das matte Schimmern eines Sternes bei Vollmondschein, während ihnen das Irdische sammt seiner Erbärmlichkeit blendenden Glast in die Seele wirft, wie ein Kronleuchter im Ballsaal oder Theater. Solches zeigt sich auch, wenn der Mensch beten will; hat ein Christ nicht schon lange und ernstlich an seiner Heiligung gearbeitet, so werden sich in seine Andacht gewöhnlich eine Menge weltlicher Gedanken, die er nicht will, eindrängen und sie stören. Aber auch die Kirche will ein Irrenhaus sein, eine Anstalt, die dem Menschen zur höhern Vernunft und Gesundheit helfen will; und auch hier ist es heilsam, wenn die Sinnenwelt verhängt und eine künstliche Dämmerung geschaffen wird; der Geist verbleibt eher in sich und bei Gott gesammelt. Daher hat das Alterthum in richtigem Gebetsinstinkt seine Dome und andere Kirchen so gern dem grellen Tageslicht oder der Gassenhelle, der ätherisirten Quintessenz der Sinnlichkeit und Welt, den vollen Eintritt verwehrt durch kleine oder farbige Fenster. Auch jetzt noch geht das Volk am liebsten vor Tagesanbruch oder in der Abenddämmerung zur Kirche. Erst die in spätern Zeiten aufgekommene Papierandacht, welche nur aus dem Buch ihre Gebete und Lieder herausbuchstabiren will, und die Philisteraufklärung, welche zum Licht im Kopf auch äußeres begehrt, hat seit der Reformation die Kirchen gleich den modernen Kaufläden mit vielen breiten und hohen und gar hellen Fensterscheiben versehen.

Kehren wir zur Kapelle unter den Felsen von Gol-

gatha zurück. Sie gilt als das Grab des Kreuzes Christi; wie er selbst am dritten Tag aus dem Grabe erstanden ist, so soll aus dieser Tiefe das Kreuz, an dem er gestorben ist, erstanden sein, nachdem es schon das dritte Jahrhundert dort in seinem Grabe gelegen war. Einige behaupten, die Vertiefung sei ein Stück Stadtgraben gewesen, Andere eine Cisterne. Sobald nämlich Gott dem Christenthum den Oelzweig auch des weltlichen Friedens durch den Kaiser Constantin sandte und es nun ohne Gefahr an Luft und Licht der Oeffentlichkeit treten konnte, wurde mit großem Eifer Nachsuchung angestellt, um das Kreuz des Herrn aufzufinden. Daß es gesucht und gefunden worden, darüber sind die christlichen Schriftsteller, welche jener Zeit am nächsten gestanden, in ihren Berichten einig; hieher gehören Rufin, Sulpitius Severus, Theodoret, Sokrates, Sozomenus, der h. Ambrosius, der h. Paulin, der h. Chrysostomus, der h. Cyrill von Jerusalem, so daß dieses Ereigniß so sicher als irgend eine geschichtliche Thatsache verbürgt ist. Nur in den Umständen gehen die Berichterstatter auseinander, wie es gewöhnlich der Fall ist, wenn ein bedeutendes Ereigniß nach entfernten Orten und Zeiten verbreitet wird, ohne daß der Sache selbst darum ihre Glaubwürdigkeit abgesprochen werden kann. Der Ort, wo Christus gekreuzigt worden, war für die Christen zu heilig, als daß seine Kenntniß ganz verloren gehen hätte können. Kennt doch auch nach Jahrhunderten noch ein adeliges Geschlecht den Ort, wo ihr Urahn, ihr Stammhaupt eine große That gethan oder eines großen Todes gestorben ist. Die Gebäulichkeiten an und um Golgatha wurden

abgetragen und der Boden aufgegraben, ob man das h. Kreuz nicht auffinde. Da das Kreuzholz, welches zur Hinrichtung verwendet wurde, bei den Juden für unrein und verflucht galt und ihnen zunächst die Besorgniß nicht einfiel, die Christen könnten diesen Gegenstand der Schmach als hohe heilige Kostbarkeit verehren, so mögen sie es in einen Graben oder Grube in der Nähe der Hinrichtungsstätte geworfen haben, wo es dann bald mit anderm Schutt bedeckt und vergessen worden sein kann. Der h. Ambrosius sagt: „Der Teufel wollte den Augen der Menschen das Schwert verbergen, womit er durchstochen worden ist.“ Bei dem Nachgraben wurden jedoch drei Kreuze gefunden nebst einem Stück der Inschrift, welche Pilatus an das Kreuz Christi heften hatte lassen. Der h. Ambrosius sagt, an dieser Inschrift habe man das Kreuz Christi von den beiden andern unterschieden; nach andern Nachrichten jedoch ist das Brettchen abgesondert gewesen und darum große Verlegenheit entstanden, wie man unter den drei Kreuzen das heilige ausfinden könne. Den h. Makarius, welcher damals Bischof zu Jerusalem war, führte sein lebendiger Glaube auf ein eigenthümliches Auskunftsmittel. Er ließ die drei Kreuze zu einer schwer kranken Christenfrau bringen, dann wurde gebetet, Gott möge das Kreuz des Heilandes der Welt durch Heilung der Kranken zu erkennen geben. Die Frau berührte nun die zwei Kreuze ohne alle Wirkung, bei der Berührung des dritten wurde sie augenblicklich gesund und kräftig. Sozomenus, Paulin und Sulpicius Severus erzählen auch von einem Todten, der durch Berührung des ächten Kreuzes zum

Leben erweckt worden sei. Wenigstens seit dem sechsten Jahrhundert wird die Auffindung des h. Kreuzes von der katholischen wie von der griechischen Kirche gefeiert.

An dem erwähnten Orte nun wird jeden Abend von den Franziskanern das Andenken gefeiert von der Auffindung des h. Kreuzes. Die Hymne, welche hier zur Andacht dient, heißt:

Hymnus.

Crux fidelis, inter omnes
Arbor una nobilis.
Nulla silva talem profert
Fronde, flore, germine:
Dulce lignum, dulces clavos,
Dulce pondus sustinet.

Flecte ramos, arbor alta,
Tensa laxa viscera;
Et rigor lentescat ille,
Quem dedit nativitas,
Ut superni membra regis
Miti tendas stipite.

Sola digna tu fuisti
Ferre saecli pretium,
Atque portum praeparare
Nauta mundo naufrago,
Quem sacer cruor perunxit
Fusus agni corpore.

Unica spes, o crux, ave,
Hic inventa ab Helena.
Per hanc salva, rege vagos
Tua, Deus, gratia.
Auge piis spem et fidem,
Et da reis veniam.

Gloria et honor Deo
Usquequaque altissimo,
Una Patri Filioque
Inclyto paraclito,
Cui laus est et potestas
Per aeterna saecula. Amen.

Antiphona.

O crux benedicta, quae sola fuisti digna portare regem coelorum et Dominum, alleluja.

V. Hoc signum crucis erit in coelo.

R. Cum Dominus ad judicandum venerit.

Oremus.

Deus, qui hic in praeclara salutiferae crucis inventione, passionis tuae miracula suscitasti, concede, ut vitalis ligni pretio aeternae vitae suffragia consequamur. Qui vivis et regnas etc.

Hymnus.

Treues Kreuz, du Baum an Würde
Einzig, edel, ausgesucht,
Nie ein Wald trägt solche Zierde,

Trägt solch Blüthe, Laub und Frucht!
Süßes Holz, du trägst mit Würde
Süße Nägel, süße Wucht!

Neige, hoher Stamm, die Zweige,
Spanne deine Fasern ab,
Nicht so straffe Härte zeige,
Wie Natur dir selbe gab;
Nach des Königs Gliedern beuge
Gleich dich einem linden Stab.

Du allein warst werth erschauet,
Daß du trugst das Heil der Welt,
Du hast ihr den Hafen bauet
Eh' der Schiffbruch sie zerschellt.
Heilig Blut dich hat bethauet,
Das des Lammes Leib entquellt.

Einz'ge Hoffnung, sei gegrüßet,
Kreuz, das Helena hier fand;
Nur durch dich uns Gnade sprießet,
Führ' uns, Irre, an der Hand;
Schenk' Verzeihung dem, der büßet,
Hoffnung, Treu' mehr' frommem Stand.

Lob sei Gott auf höchstem Throne,
Ruhm und Ehr' und Preis geweiht,
Preis dem Vater, Preis dem Sohne,
Preis dem Geist der Heiligkeit,
Der an Lob und Macht am Throne
Beiden gleich in Ewigkeit. Amen.

Antiphon.

O gepriesenes Kreuz, das du allein würdig warst, den König und Herrn des Himmels zu tragen. Alleluja.

V. Dieses Zeichen des Kreuzes wird am Himmel erscheinen,

R. Wenn der Herr wird kommen zu richten.

Gebet.

O Gott, der du hier bei der ruhmwürdigen Auffindung des heilbringenden Kreuzes die Wunder deines Leidens wieder in Erinnerung gebracht hast, gestatte, daß wir um den Preis des Lebensholzes Anspruch auf das ewige Leben erlangen. Der du lebest und regierest in Ewigkeit. Amen.

Bei dem Aufsteigen verweilt die Prozession vorerst in der Helenakapelle, um auch hier eine kurze Andacht zu halten. Helena war bekanntlich die Mutter des ersten christlichen Kaisers Constantin; sie stammt den wahrscheinlichsten Berichten nach aus England, wo auch Constantin geboren ward. Wie wenn auch ihr schon die bekannte Eigenschaft der Engländer historische Merkwürdigkeiten aufzusuchen ingewohnt hätte, so wendete die fromme Christin diese Vorliebe den christlichen Stätten zu. Der hohe Rang und die große Verehrung, welche der Kaiser für seine Mutter hegte, setzte sie in den Stand alle Mittel aufzubieten, um die Orte wieder zu finden, welche durch Leben, Leiden und Tod des Herrn

besonders ehrwürdig sind, und um sie durch großartige Monumente würdig zu bezeichnen. So hat sich die neunundsiebenzigjährige Matrone dreihundert Jahre später den treuen Frauen zugesellt, welche dem Herrn auf seinem Leidensweg nachgegangen und ihn selbst im Grab noch suchten, um seinen Leichnam durch Salbung zu ehren. Sie ließ über der Stelle von Golgatha und dem h. Grab eine prachtvolle Kirche bauen, oder wenn es nach einer andern Nachricht der Kaiser that, so betheiligte sie sich wenigstens dabei; ferner baute sie über der Geburtsstätte Christi und am Ort seiner Himmelfahrt auf dem Oelberg zwei berühmte Kirchen. Aber auch durch ihren Wandel ehrte sie die christliche Religion; ihre Liebe theilte reichliche Almosen aus, wohin sie auf ihren Reisen kam; und ihre Demuth bewog sie in gemeiner Tracht während des Gottesdienstes unter die übrigen Frauen sich zu stellen und bei einem Gastmahl die gottgeweihten Jungfrauen wie eine Magd zu bedienen. Deßhalb ist es ganz recht, daß Die, welche Christus zu ehren suchte und deren Bemühungen man es hauptsächlich zu verdanken hat, daß die h. Orte aufgefunden wurden, nun auch von der Christenheit geehrt wird. In ihrer Kapelle wird die Hymne gebetet:

Hymnus.

Fortem virili pectore
Laudemus omnem Helenam,
Quae sanctitatis gloria
Ubique fulget inclyta.

Haec Jesu amore saucia,
Dum Christi crucem fervida
Inquirit ad coelestia
Iter peregit arduum.

Carnem domans jejuniis
Dulcique mentem papulo
Orationis nutriens,
Coeli potitur gaudiis.

Rex Christe, virtus fortium,
Qui magna solus efficis,
Hujus precatu quaesumus,
Audi benignus supplices.

Deo Patri sit g oria
Ejusque soli filio
Cum spiritu paraclito
Et nunc et in perpetuum. Amen.

Antiphona.

Helena, Constantini mater, Jerosolymam venit, ut crucem Domini inveniret, alleluja.

V. Ora pro nobis, beata Helena.

R. Ut digni efficiamur promissionibus Christi.

Oremus.

Preces familiae tuae, quaesumus, Domine, clementer exaudi, ut sicut de fervido beatae Helenae studio ubique gaudet, quae laeta hic desideratum sanctae crucis lignum invenit, ita ejus meritis et precibus in coelesti gloria semper gaudere mereatur. Per Christum, Dominum nostrum. Amen.

Hymnus.

Nun Helena uns loben laßt;
Ihr Herz hält Männermuth umfaßt,
Ihr' Heiligkeit allhin erglänzt
In einem Ruhme unbegrenzt.

Von Lieb zu ihrem Jesus wund
Sie glühend forscht nach theurem Fund,
Das Kreuz ist es, wornach sie ringt
Und steilauf so zum Himmel dringt.

Mit Fasten sie ihr Fleisch regiert
Und mit dem süßen Kreuzholz schürt
Die Andachtsgluth, die auf sie schwingt,
Des Himmels Freuden ihr erringt.

O Jesu Christ, der Starken Kraft,
Die einzig alles Große schafft,
Wir bitten durch ihr Fürbitt' dich,
Erhör' uns Arme gnädiglich.

Gelobt sei Gott im Himmelsthron,
Gelobt der Vater und der Sohn,
Der Geist in gleicher Wesenheit
Von nun an bis in Ewigkeit. Amen.

Antiphon.

Helena, Constantin's Mutter, kommt nach Jerusalem, um das Kreuz des Herrn zu finden.

V. Bitt' für uns, o heilige Helena,

R. Damit wir würdig werden der Verheißungen Christi.

Gebet.

Erhöre, wir flehen, o Herr, die Bitten deiner Angehörigen, auf daß dieselben, wie sie sich allenthalben erfreut an dem glühenden Eifer der heiligen Helena, welche beglückt hier das ersehnte Holz des heiligen Kreuzes fand, durch deren Verdienste und Fürbitten verdienen, ebenso auch in der himmlischen Herrlichkeit sich ewig zu erfreuen. Durch Jesum Christum unsern Herrn. Amen.

Wenn man aus der Helenakapelle herauskommt und in der Richtung gegen Golgatha, also südwestlich, weiter geht, so trifft man ganz nahe zunächst die Kapelle der Verspottung; nicht als halte man dieses für den Ort, wo Christus verspottet und mit Dornen gekrönt worden sei, sondern weil in dieser Kapelle ein Stein oder Säulenstück aufbewahrt wird, auf welchem Christus bei erwähnter Mißhandlung gesessen sein soll. Die Kapelle ist fensterlos arm und hat nichts als einen Altar, in dessen Höhlung der fußhohe Stein hinter einem Gitter angebracht ist. Aber gerade diese Dürftigkeit, die einen Leidensgegenstand des Herrn umgiebt, wird Manchen mehr ansprechen und ihm den Gedanken und die Andacht weniger stören, als byzantinischer Kirchenluxus. — Insbesondere scheint mir die Armuth der Kapelle die rechte Umgebung und Zierde zu sein für den Stein, auf welchem der Herr verlassen den Henkern preisgegeben mit Spott gemartert worden ist. Ich mag mit

meinen Lesern an diesem Stein nicht vorübergehen ohne Betrachtung über ein Leiden Christi, dessen Schwere meiner Ansicht nach, vielleicht aus einer gewissen Rohheit des Mitgefühls, zu wenig abgewogen wird.

Die gewöhnlichen Anleitungen, das Leiden Christi zu betrachten, sind oft darin einseitig, daß sie die leiblichen Schmerzen über Alles setzen. Allein man fand selbst bei manchen Stämmen, die man zu den Wilden zählt, die aber der Natur getreuer geblieben sind, eine Erscheinung, wornach der Menschennatur ein leiblicher Schmerz erträglicher ist, als ein Seelenschmerz. Wenn jene Indianer nämlich sich innerlich gepeinigt fühlen, z. B. wegen des Todes einer geliebten Person, so verwunden sie ihren eigenen Leib, um ihre innere Qual durch Blut und Schmerz des Leibes zu betäuben, gleichsam von der Seele auf den Leib herauszuziehen. Ich sah selbst einmal, wie ein etwas blödsinniger Mensch, der auf der Straße von umstehenden Soldaten verspottet wurde, sich grimmig selber in den Finger biß, um auf diese Weise den innern Schmerz nach außen abzuleiten und durch den äußern Schmerz zu verringern. Sonach mag wohl die innere Qual des Herrn bei seiner nächtlichen Verspottung noch größer gewesen sein, als da er am Kreuz von dem Myrrhentrank leiblicher Schmerzen überfüllt und dem Tod und der Vollendung entgegengetrieben wurde. Das Empfindungsleben jeder vernünftigen Seele an sich ist nämlich durch zwei geistige Nerven gleichsam in die übrige vernünftige Welt verwachsen durch Liebe und Achtung; deßhalb brennt der Schmerz so grimmig in die Seele, wenn jene Nervenwurzeln durch Haß oder

Verachtung verletzt oder zerrissen werden. Nun aber ist gerade in einem derartigen Spott, wie ihn der Herr dulden mußte, Haß und Verachtung gleichmäßig verflochten — man denke z. B. wie ihm ins Gesicht, vielleicht in den Mund gespieen wurde.

Insbesondere ist die Dornenkrone, welche ihm in das Haupt gedrückt wurde, nicht nur ein Werkzeug der Verhöhnung, sie ist auch ein Gleichniß oder Symbol dessen, was ihm an der Seele gethan wurde. Ich habe mir von dem Dorngesträuch, das noch beim Davidsthor innerhalb der Stadtmauer wächst, einen Zweig abgebrochen und mitgenommen. Man sagt und es ist höchst wahrscheinlich, von dieser Gattung Dornen sei der Kranz geflochten worden. Der fast baumstarke Strauch, statt zur Blüthe und Frucht zu gedeihen, zur Schönheit und Güte, wandelt sich zum harten spitzigen Dorn, der aller Schönheit baar auch zu nichts nützt, sondern nur zum Wehthun bestimmt scheint. Ich bin nämlich keineswegs der Ansicht, daß jetzt — nach der Sündenstörung, auch noch Alles in der Natur gut und schön ist. In allen drei Reichen der Natur gibt es Geschöpfe, welche die Schattenbilder des Sündenfluches und des Sündenlebens nach allen Beziehungen sind. So scheint mir jener Dorn das sinnliche Abbild des herzlosen bösartigen Spottes zu sein. Der Dorn dringt in das Haupt des Menschensohnes, macht Schmerz und macht Blut fließen. Der Spott dringt in die Seele, macht Schmerz und nimmt Frische, Wärme und Kraft des gemüthlichen Lebens, er nimmt der Seele ihr Blut. Der Dorn kann nur zerreißen, wehthun und schaden; ebenso der Spott. Darum war

die Krönung mit Dornen die schmerzenreiche Ceremonie dessen, was dem Herrn an der Seele geschah.

Jeder eigentliche Spott hat der Absicht nach etwas Zerstörendes in sich; er will austilgen nur mit dem Unterschied, daß während der Spott des wohlwollenden Menschen am Andern nur das Moralischfaule, den sittlichen Krebsschaden wegätzen, die Person somit reinigen und heilen will: so will der Spott des vollen Feindes das Herz des Andern durchstechen; sein Spott ist der Dorn, der nur wehthun will, der Dolch, der nur morden will; sein Spott ist das sublimirte unmittelbar auf die Seele eindringende Peinigen und Morden; wie ein griechisches Feuer unter der Oberfläche des Wassers brennt, so brennt sich der Spott unter der Oberfläche des Leibes durch bis aufs Mark der Seele. *) Ja man kann gleichsam das Teuflische des Spottes noch nachfühlen, wo er selbst über seine Grenze hinausspritzt und wie eine zornige Natter in den Stein beißt. Wenn nämlich ein Thier nicht humoristisch, sondern verächtlich ausgespottet wird — ich hörte einmal einen Weinhandlungs-Reisenden sich lustig machen, als ein abgejagtes Pferd vor Elend kaum mehr gehen konnte, daß der Gaul „Kopfweh" habe — so fühlt sich solches wie eine besondere Sünde; die stumme Geduld des armen Thieres schreit zum Himmel. Es ist dem Menschen wehrlos

---

*) Spreche ich mir aber nicht selbst hiemit das Urtheil? Ich hoffe: nein; wenigstens ist die wesentliche Absicht der Spöttereien in meinen Schriften gegen Sünde und Thorheit gerichtet, nicht gegen die Personen als solche.

hingegeben; es versteht zwar den Spott nicht, aber sein Schöpfer versteht ihn und sieht die Herzlosigkeit des Menschen, den er zum Herrn über das Thier gesetzt hat — und von dem Schöpfer steht geschrieben: „Alles was da ist, liebst du und verabscheuest keines von deinen Geschöpfen, indem du nichts erschaffen hast um es zu hassen."

Kehren wir zum Stein der Verspottung des Allerhöchsten zurück; dort wird gesungen und gebetet:

Hymnus.

Coetus piorum exeat
Davidis prolem cernere
Non in paratu splendido,
Sed cunctis, hei! ludibrio.

Contemptior est omnibus,
Quam lamna testae fictilis.
Hunc multitudo opprobriis
Coram lacessit asperis.

Hoc Esaias dixerat,
Corpus percutientibus
Dum dat, genas vellentibus,
Vultumque conspuentibus.

In tui Christi faciem
O respice nunc, anima;
A planta adusque verticem
Non est in eo sanitas.

Vidisti, Moyses, Dominum
In rubo ardenti fulgidum;
Sed nos videmus languidum
E spinis, sputo sordidum.

Dum velut Isaac typicus
Mactandus modo cernitur,
Ut aries in vepribus,
Sic sentibus, heu! cingitur:

Precamur Christum lacrymis
Pro clamyde coccynea,
Spinis, flagris, arundine,
Ut nos coronet gloria. Amen.

Antiphona.

Ego dedi tibi sceptrum regale, et tu capiti meo imposuisti spineam coronam.

V. Plectentes coronam de spinis.

R. Posuerunt super caput ejus.

Oremus.

Deus, qui in filii tui humilitate jacentem mundum erexisti, concede prospitius, ut, superbiae corona abjecta, immarcescibilem gloriae consequamur. Per eundem Christum, Dominum nostrum. Amen.

Hymnus.

Die Schaar der Frommen geh' hinaus
Und schau' den Sohn aus David's Haus,
Doch nicht im Glanz als Gottessohn —
Ach, Allen nur zu Spott und Hohn!

Ist Allen nicht soviel mehr werth
Als eine Scherb' von Töpfererd';
Mit beißender Verhöhnung quält
Ihn öffentlich die Judenwelt.

Verkündet hat's Jesaias' Sinn:
Er giebt sich seinen Mördern hin,
Die schlagen ihn an Wang' und Kinn,
In's edle Antlitz sie ihm spien.

O Seele, jetzt dein Auge richt'
Auf deines Jesu Angesicht:
Vom Fuße bis zum Scheitel jetzt
Kein Plätzlein mehr ist unverletzt.

Du Moses hast den Herrn geschaut
Als Feu'r in flammender Dornenstaud';
Uns unkennbar der heil'ge Christ
Vor Schwäche, Dorn und Speichel ist.

Da er wie Isaak ehzuvor
Als Opfer steht am Todesthor,
Dem Widder im Gebüsch er gleich
Umstrickt ist, ach, mit Dorngesträuch.

Bei deinem Kleide scharlachroth,
Bei Geißel, Dorn und Rohr und Spott,
Wir, Jesu, bitten thränenvoll,
In deinem Reich uns krönen woll'. Amen.

Antiphon.

Ich habe dir gegeben den Königsscepter, und du hast aufgedrückt meinem Haupte eine Dornenkrone.

V. Sie flochten eine Dornenkrone

R. Und setzten sie auf sein Haupt.

Gebet.

O Gott, der du in der Demuth deines Sohnes die darniederliegende Welt wieder aufgerichtet hast, verleihe gnädig, daß wir die Krone des Stolzes ablegen und dagegen die unverwelkliche Krone der ewigen Herrlichkeit erlangen. Durch ebendenselben Jesum Christum unsern Herrn. Amen.

Die Prozession wendet sich nun gegen den südwestlichen Abschluß des Chorganges in der Richtung des Portales und kommt hier an den Fuß von Golgatha. Man steigt eine steile Treppe in die Höhe und gelangt in eine kleine Kirche, welche nach der Treppenseite offen in die große Gesammtkirche sich mündet. Man hält diesen Ort für die Stätte, wo der Heiland gekreuzigt worden ist; selbst die Gegner, welche die einzelnen Leidensstätten nicht an ihrem Ort lassen wollen, wissen keinen andern anzugeben. Das Ganze oben ist abgetheilt durch zwei starke Pfeiler, worauf die Decke ruht, und jeder Theil hat einen schönen großen Altar. Die linke Seite und ihr Altar gehört den Katholiken; hier soll die Stelle sein, wo Christus an das Kreuz genagelt worden ist. Die Prozession singt dort die auch bei uns übliche Hymne:

Hymnus.

Vexilla regis prodeunt,
Fulget crucis mysterium,
Quo carne carnis conditor
Suspensus est patibulo.

Quo vulneratus insuper
Mucrone diro lanceae,
Ut nos lavaret crimine,
Manavit unda et sanguine.

Impleta sunt, quae concinit
David fidele carmine,
Dicens: In nationibus
Regnavit a ligno Deus.

Arbor decora et fulgida,
Ornata regis purpura,
Suscepit hic quae Domini
Corpus flagellis lividum.

Beata, cujus brachiis
Secli pependit pretium,
Statera facta corporis,
Praedam tulit tartari.

O crux, ave spes unica,
Hic Christi tendens brachia,
Auge piis justitiam,
Reis dona veniam.

Te summa, Deus, Trinitas,
Collaudet omnis spiritus.
Quos per crucis mysterium
Salvas, rege per saecula. Amen.

Antiphona.

Susceperunt autem Jesum, et eduxerunt eum. Bajulans sibi crucem, exivit in hunc, qui dicitur Calvariae locus, hebraice autem Golgatha, ubi crucifixerunt eum.

V. Foderunt hic manus meas et pedes meos.

R. Et dinumeraverunt omnia ossa mea.

Oremus.

Domine Jesu Christe, fili Dei vivi, qui hora sexta pro redemptione mundi crucis patibulum in hoc Calvario ascendisti, et sanguinem tuum pretiosum in remissionem peccatorum nostrorum fudisti, te humiliter deprecamur, ut, post obitum nostrum, paradisi januam nos gaudenter introire concedas. Qui vivis et regnas etc.

Hymnus.

Des Königs Fahnen leuchten vor,
Das Kreuzgeheimniß glänzt empor,
Im Fleisch des Fleisches Schöpfer hängt
Daran am Galgen ausgerenkt.

Daran er noch verwundet ward
Von einem Lanzenstoße hart,
Daß Blut und Wasser floß herab,
Zu waschen uns von Sünden ab.

Erfüllet ist, was David sang,
Getreu in seines Liedes Klang,
Verkündend: ob den Völkern all
Hat Gott geherrscht vom Holzespfahl.

Baum, schöngeschmückt und glanzumstrahlt,
Vom Königspurpur reich umwallt,
Der unsers Herren Leib hier trug,
Den Geißelhieb zerbläut, zerschlug.

Du bist die gnadenreiche Waag,
An deren Armen hängend lag
Sein Leib, der Welten Lösegeld,
Und nahm die Beut' der Unterwelt.

Kreuz, einzig Heil, gegrüßt uns sei,
Hier spannend Christi Arm' entzwei!
Den Frommen mehr' Gerechtigkeit,
Den Sündern schenk' Barmherzigkeit.

O Gott, dich preise jeder Geist,
Hochseligste Dreieinigkeit,
Die durch des Kreuzes Sieg du weihst,
Die schütz' in alle Ewigkeit. Amen.

Antiphon.

Sie ergriffen aber Jesum und führten ihn hinaus. Auf sich ladend das Kreuz wanderte er an den Ort, welcher Kalvaria, hebräisch aber Golgatha genannt wird, woselbst sie ihn kreuzigten.

V. Hier haben sie meine Hände und Füße durchbohrt
R. Und alle meine Gebeine gezählt.

Gebet.

O Herr Jesu Christ, Sohn des lebendigen Gottes, der du zur sechsten Stunde zur Erlösung der Welt zum Kreuzesstamm auf diesen Calvarienberg gestiegen bist und dein kostbares Blut da vergossen hast zur Vergebung unserer Sünden, dich bitten wir demüthiglich, du wollest uns gestatten, daß wir nach unserem Tode freudig eintreten dürfen durch die Thüre des Paradieses. Der du lebst und regierst von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Es ist nicht wohl denkbar, daß die Annagelung an's Kreuz weiter nichts sei als eine höchst schmerzhafte Pein, welche der Heiland gelitten hat. Wie eine tiefe Beziehung in dem Umstand liegt, daß der Erlöser gewaltsam an den Kreuzbaum gehängt wurde, nachdem die Sünde durch Abreißen der Frucht vom Baum geschehen war: so glaube ich auch, daß in dem Annageln selbst eine kosmische Himmelsleiter gezimmert wurde. Das Eisen ist vorzugsweise der Stoff des glühenden Erdkerns, wohin man auch den Aufenthalt der Unseligen versetzt; im Baum wendet sich die Erde dem Licht und dem Himmel zu; im Menschen löst sich das Erdgebild von der Erde los und berührt sie kaum noch in der Fußsohle; in der Menschenseele ragt Geisterwelt in die Natur herein; und in der Gottheit Christi ist die höchste Höhe des Himmels erstiegen. In der Kreuzannagelung wurde sonach das Höchste in der Welt, der Gottmensch,

vom Tiefsten, dem Eisen, durchbohrt und an's Holz genagelt, das in die Erde abwärts wurzelt und gegen den Himmel aufwärts wipfelt. Eisen auf Stein in harter Berührung gibt Feuerfunken, Eisen auf lebendigen Leib gibt Blut. Die Unterwelt in ihrem Repräsentanten, dem Eisen, mordet das Leben, die Seele Christi steigt hinab in die Unterwelt, der Leib ins Grab — aus Unterwelt und Grab steigt neubelebt der Gottmensch auf und fährt nun mit Leib und Seele aufwärts in den Himmel. Dieß ist Gedankenflimmer nur; ich bin aber überzeugt, daß auch im Rahmen des Leidens Christi die göttliche Weisheit gespielt und sich gesonnt hat — ganz offenbar wird es erst werden, wenn wir nicht mehr den trägen Brei des Gehirns zum Denken brauchen.

Durch einen Pfeiler geschieden, sonst aber demselben Boden und Raum gemeinsam, steht der andere Altar zur Ehre der Kreuzigung Christi. Eine Oeffnung im Felsboden wird als die Stelle gezeigt, worin das Kreuz befestigt war; auf beiden Seiten etwas rückwärts, etwa fünf Schuh davon entfernt, sind zwei schwarze runde Steine im Boden angebracht als Bezeichnung der Stellen, worin die Schächerkreuze gestanden sind. Gegen den Annagelungsaltar zu ist ein Felsspalt, welcher durch das Erdbeben bei dem Sterben Christi entstanden sein soll. Der Spalt ist durch eine Silberplatte bedeckt, welche man aber hinwegnehmen und dann hinunterschauen kann. Da die Oeffnung, worin das Kreuz gestanden, mit Silber ausgelegt ist, so bleibt dieser Spalt im gesprungenen Fels auf Golgatha die einzige Stelle, wo

man das nackte Gestein des Bodens sieht; alles Andere ist mit Marmor überkleidet.

Gewiß müßte die Kreuzigungsstätte, wenn man sie in ursprünglichem, von Menschenhand unberührtem Zustande sehen könnte, einen unendlich mächtigern Eindruck auf den Christen machen, als die jetzige Golgathakirche, die mit ihrem Marmor Alles überdeckt. Allein die Verehrung und die Sorge für eine dem Christen unendlich heilige Stätte nöthigte, dieselbe auf solche Weise zu umfassen. Der Golgathahügel wäre sonst gewiß gründlich abgetragen und gleichsam zu Streusand geworden, den die zahllosen Pilger in langen Jahrhunderten über die ganze christliche Welt längst verschleppt hätten. Zudem würde der Türke und Jude auch nicht ermangelt haben, das Ihrige zu thun, um einen den Christen heiligen Boden zu verunehren. Proben dieser Geneigtheit kann man, wie schon erwähnt, im Kleinen sehen längs der via dolorosa. Wo die christliche Tradition daselbst einen Platz bezeichnet, der von den Andächtigen verehrt und geküßt wird, da ist derselbe auch dick mit vertrocknetem Speichel belegt, womit der Ungläubige den Christen ärgern und ihm die Verehrung verleiden will. Was wäre erst dem Erlösungsplatz der Christenheit geschehen, wenn er ungeschützt am Weg gelegen wäre!

Der Altar über der Kreuzigungsstelle gehört den Griechen — der Katholik mag ungehindert davor beten und die geheiligten Punkte küssen, aber es ist nicht gestattet die h. Messe daran zu halten. Nach Gewohnheit der Griechen ist der Altar sehr reich ausgeschmückt, und in den vielen silbernen Lampen, die davor hängen, brennt

unaufhörlich das Licht. Die Prozession wendet sich auch diesem Orte zu und singt die Hymne:

Hymnus.

Lustris sex qui jam peractis
Tempus implens corporis,
Se volente, natus ad hoc,
Passioni deditus,
Agnus in crucis levatur
Immolandus stipite.

Hic acetum, fel, arundo,
Sputa, clavi; lancea
Mite corpus perforatur.
Sanguis, unda profluit,
Terra, pontus, astra, mundus,
Quo lavantur flumine.

Heu Salvator mundi pendet
In crucis patibulo;
Membra dire lacerata
Virgo mater aspicit.
Hinc precamur, nobis, Pater,
Des felicem exitum. Amen.

Antiphona.

Erat autem fere hora sexta, et tenebrae factae sunt in universam terram, usque in horam nonam; et obscuratus est sol, et velum templi scissum est medium, et clamans

voce magna, Jesus ait: Pater, in manus tuas commendo spiritum meum, et hoc dicens † hic expiravit.

V. Adoramus te, Christe, et benedicimus tibi.

R. Quia per sanctam crucem tuam redemisti mundum.

Oremus.

Respice, quaesumus, Domine, super hanc familiam tuam, pro qua Dominus noster, Jesus Christus, non dubitavit manibus tradi nocentium, et crucis hic subire tormentum. Qui vivis et regnas etc.

Hymnus.

Dreißig Jahre sind geschieden,
Voll sein Maß von Lebenszeit,
Und mit Willen sich hienieden
Gottes Sohn dem Leiden weiht —
Hängt am Kreuz, zum Tod beschieden,
Ganz zum Opfer uns bereit.

Essig, Gall' und Speichel sehet,
Nägel, Rohr, und wie vom Stoß
Offen seine Seite stehet,
Blut und Wasser daraus floß —
Erd', Meer, Stern' und Alles gehet
Aus dem Bade sündenlos.

Ach der Heiland hängt am Kreuze!
Wie die Glieder blutbethaut
Ihm dieß Marterkreuz zerreiße,
Untenan die Mutter schaut —
Drum ein selig End' erweise,
Vater, uns, wir bitten laut. Amen.

Antiphon.

Es war aber ungefähr die sechste Stunde und es entstand Finsterniß auf der ganzen Erde bis zur siebenten Stunde, und die Sonne ward verdunkelt und der Vorhang des Tempels riß mitten entzwei, und mit lauter Stimme rief Jesus: Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist, und als er dieses gesprochen hatte, verschied er.

V. Wir beten dich an, o Christ, und preisen dich;

R. Denn durch dein heiliges Kreuz hast du die Welt erlöst.

Gebet.

Blicke, o Herr, wir bitten dich, herab auf dein Geschlecht, für welches unser Herr Jesus Christus den Händen seiner Feinde sich zu übergeben und die Qual der Kreuzigung zu erdulden kein Bedenken trug. Der du lebst und regierst von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Es sind schon ziemlich viele Jahre, da ging ich einsam durch die stillen Berge des Odenwaldes. Die Natur ist nicht so gewaltig und heroisch, wie auf dem Schwarzwald; die weiten menschenleeren Höhen überlassen anspruchlos den Wanderer seinen eigenen Gedanken und hauchen nur ihre eigene Melancholie, eine leise Schwermuth in die Menschenseele, wie langanhaltendes Läuten einer fernen Glocke am Abend. In dieser stundenlangen Einsamkeit kam ich öfters an Bildstöckchen von Stein, worauf meist in halberhobener Arbeit die Mutter Gottes abgebildet ist, den Leichnam ihres Soh-

nes auf dem Schooß. In einem kleinen Kapellchen waren unter dieser Darstellung die schönen Worte geschrieben:

„Kein Kind so lieb, kein Schmerz so groß,
Als Jesus auf der Mutter Schooß.“

Damals kam mir auch nicht die leiseste Ahnung, daß ich je an die Stätte kommen werde, wo jener Mutterschmerz wirklich gelitten worden ist. Jetzt stand ich davor. Zwischen den beiden großen Altären auf Golgatha, dem der Annagelung und dem des Kreuzstandes, ist nämlich ein kleinerer zum Andenken, daß hier Maria den Leichnam ihres Sohnes auf den Schooß genommen. In der Bibel steht nichts davon, wie überhaupt noch vieles nicht, was dessenungeachtet gewiß geschehen ist. Es ist eine tiefchristliche Idee, und ist wahr, ob sie äußerlich in die Sinnenwelt hervortrat oder nicht. Auch geziemt es sich gar sehr, daß wir Erlösten nicht nur das Blut verehren, welches der Herr zur Vergebung unserer Sünden vergossen hat, sondern auch den unermeßlichen Schmerz, welcher die Mutterseele Mariä durchdrang beim Leiden und Tod ihres Sohnes; denn auch daran sind unsere Sünden schuld. Und gerade weil in dieser Idee Christenthum, Poesie und Wahrheit einander einheitlich durchdringen, so hat sie auch eine Lebenskraft und hat sich vom Marienaltar auf Golgatha ausgesäet bis auf den Odenwald und in manche Christengegend und in zahllose andächtige Christenseelen. Ja bis in den Traum hinein spielt das ernste edle Bild seine Wahrheit und Trauer. Ich weiß von einer Frau vornehmen

Standes, daß sie in großer Herzensangst dringend betete um die Genesung ihres schwerkranken Kindes. Da träumte ihr, sie kniee in einer Kapelle vor einem Marienbild und bete, daß doch ihr Kind wieder gesund werde. Auf einmal hob das Bild seinen Arm und deutete auf die Seite. Die Betende schaute dort hin und sah ein zweites Bild, Maria mit dem Leichnam ihres Sohnes auf dem Schooß. Die Mutter wachte auf und das Kind starb.

Am Abschluß der Golgathakirche an der südlichen Wand ist ein Gitter, durch welches man in eine Kapelle sieht, die wie ein Erker an der Außenseite der Gesammtkirche sich befindet; eine Treppe und Thüre führt von dem äußern Vorplatz der Kirche hinauf und hinein. Ich weiß nicht, wer den Verschluß dazu hat; wir haben sie niemals betreten. Es ist die Kapelle der mater dolorosa, der schmerzhaften Mutter; hier verehrt man den Ort, wo Maria während der Kreuzigung sich befunden haben soll.

Denke ich mir alles Denkbare, welches je das sinnliche Ohr treffen mag, so finde ich kein Getös oder Ton, der unerträglicher und gräßlicher wäre, als das, was Maria hören mußte — den Hammerschlag, der die Nägel durch Hände und Füße des lebendigen Sohnes trieb. Ist es doch mancher Mutter schon, als schlage man ihr die Nägel durch das Herz, wenn sie nur den Sarg ihres Kindes zunageln hört, und doch ist hier nur todtes Brett und todter Leib! Ueberhaupt hat am Lei=

den Christi kein Mensch so reichen vollen Theil nehmen müssen, als gerade seine Mutter; und es wird wohl kein Weib je gegeben haben, die Schmerzlicheres je gelitten hat, als sie. Denn die Mutterliebe und die religiöse Liebe erhöhten sich wechselseitig zu einem Grade, den wir gemeine Menschen nicht einmal ahnen können — folglich auch ihren Schmerz, da sie den Sohn und den Allerheiligsten mißhandeln sah, wie man sonst nicht einmal ein Thier mißhandelt. Dieses Leiden Mariä muß aber eine tiefe Bedeutung haben, sonst hätte sie Gott demselben durch einen frühern Tod entzogen. — Ich frage nun, ist es nicht eine unbegreifliche Rohheit, wenn Leute, die sich Christen nennen, die mit süßlicher Miene nicht genug vom Herrn sprechen können, wenn diese die Mutter des Herrn geringschätzig ignoriren oder nur mit kaum verhehlter Abneigung ihrer erwähnen hören? In manchem protestantischen Haus hängt nicht nur Luther, sondern auch sein bekanntes Weib, aber eine Madonna ist so wenig daselbst zu finden, als in einem Judenhaus. Schon rein menschliches Gefühl sollte Jedem, der an den Erlösungstod Christi glaubt, Mitgefühl, Dank und Verehrung gegen Die einflößen, welche nicht nur ihn geboren, sondern auch auf Golgatha mit ihm das Schrecklichste gelitten hat. Der Herr hat dem liebsten und treuesten Jünger seine Mutter zugewiesen, daß er sie an Mutterstatt annehmen möge. Was aber der Freund und Jünger gethan hat, nämlich Maria zu sich genommen und als Mutter geehrt, das thut auch die wahre Braut Christi, nämlich seine Kirche. Hingegen eine Kirchengemeinschaft, welche die Mutter Christi nicht ehrt,

welche nicht thut, was der Jünger gethan, kann seine Braut nicht sein, ist folglich auch nicht die wahre Kirche. Der Bibelbuchstabe schweigt freilich darüber; aber auch hier gilt wieder: der Buchstabe tödtet, der Geist belebt. Das Schweigen des Buchstabens hält den Protestanten ab, der Geist der Schrift treibt den Katholiken an Die zu verehren, welche Den geboren und bis zum Kreuz begleitet hat, Der unser einziges Heil ist. Wir ehren darin nur Christus wieder; denn in der Verehrung Mariä liegt immer das Bekenntniß unseres Glaubens an Christus; denn Alles, was wir an Maria ehren, ist Rückstrahlung aus ihrem Sohne.

Von Golgatha bewegt sich nun die Prozession wieder die Treppen herunter und geht zu dem Stein der Salbung. Dieser ist eigentlich der erste Gegenstand, zu welchem man kommt, wenn man zum Portal in die heil. Grabkirche hereintritt. Hier zwischen Golgatha und dem h. Grab soll Josef von Arimathäa den Leichnam Christi gesalbt haben; die Behauptung, daß dieser Stein selbst es gewesen, auf welchen der Leichnam Christi gelegt und gesalbt worden, will mir nicht sehr wahrscheinlich vorkommen. Eine Marmorplatte von acht Schuh Länge läßt sich nicht wohl bei den vielmaligen Erstürmungen und Zerstörungen Jerusalems so glatt aufbewahren. Dessenungeachtet reut es mich nicht, daß ich auch, wie die Christen aller Confessionen (nur die Protestanten halten es hierin mit den Türken und Juden) den Stein

geküßt habe, und sollte es Gott fügen, daß ich noch einmal nach Jerusalem käme, so würde ich es wieder thun. Denn wenn der Stein auch später gelegt, und wenn die Stelle auch nicht gerade hier ist, wo Christus gesalbt worden ist, so hat die Christenheit diese Stelle adoptirt, um hier die evangelische Wahrheit der Salbung des Leichnams Christi zu verehren.

Daselbst wird gesungen:

Hymnus.

Pange lingua gloriosi
Proelium certaminis,
Et super crucis trophaeum
Dic triumphum nobilem,
Quali redemptor orbis
Immolatus vicerit.

Transit luctus in triumphum,
Traxit ad se omnia.
Exaltatus ligno crucis,
Mors tunc morsu corruit.
Cedit princeps mundi hujus,
Dum hic rex inungitur,

Ubi tua mors est palma?
Tuus ubi stimulus?
Mors absorpta victa jacet.
Cur Satan erigeris?
Tolle portas, rex, virtute
Sua Christus advenit.

A Joseph et Nicodemo
Qui dum hic inungitur,
Tremunt daemones; descendens
Praedam tulit tartari.
Morsus tuus est, inferne,
Triumphator gloriae.

Scala, quam videbat Jacob,
In qua stabat Dominus,
Crucem Christi praesignabat
Cum petra, quam unxerat;
Christus autem erat lapis,
Quem hic ungunt mortuum.

Ortus morti correspondet:
Dum ungendus colitur,
Dona regis dantur auri,
Sacerdoti thurea,
Myrrha quoque datur ei,
Quae sepulchrum praenotat.

Jam prophetae Danielis
Completur oraculum,
Ut probrosa morte Christi
Levetur iniquitas,
Et sanctorum sanctus ille
Hic ungatur mortuus.

Nunc plangamus hunc uncturi
Pietatis oleo,
Cordis lacrymis ungamus

Omnes Christum fervide,
Cujus nomen mel est, dulcor,
Et effusum oleum.

Te precamur corde, Christe,
Quos unxisti gratia,
Oleo baptismi natos
Salute perpetua,
Ut nos tecum corregnemus
In aeterna gloria. Amen.

Antiphona.

Acceperunt Joseph et Nicodemus corpus Jesu, et ligaverunt illud hic linteis cum aromatibus, sicut mos est Judaeis sepelire.

V. Oleum effusum nomen tuum.

R. Ideo adolescentulae dilexerunt te.

Oremus.

Domine Jesu Christe, qui in tuo sacratissimo corpore condescendens devotioni fidelium, ut te verum Deum, regem et sacerdotem colerent, inungi hic ab eisdem permisisti, concede, ut corda nostra unctione gratiae tuae valeant ab omni infectione peccati praeservari. Qui vivis et regnas etc.

Hymnus.

Nun, o Zunge, künd' und preise
Den erhabnen Heldenstreit
Und den hehren Sieg am Kreuze,
Den Triumph voll Herrlichkeit
Und des Welterlösers Weise,
Der geschlachtet siegt im Streit.

Hoch am Kreuzesstamm gehangen
Alles an sich zog der Christ,
Trauer in Triumph gegangen,
Tod durch Tod getödtet ist,
Und der Weltfürst wich mit Bangen,
Seit als Herr gekrönt der Christ.

Wo nun ist, o Tod, dein Siegen?
Wohin zog dein Stachel sich?
Muß besiegt der Tod doch liegen,
Satan, wie erhebst du dich?
Auf das Thor! erprobt im Siegen
Christus naht als König sich!

Als von Nikodemus ehe
Und Joseph gesalbt er wird,
Zitterten die Teufel — wehe!
Er der Höll' die Beut' entführt —
Vorhöll', als dein End' ersehe
Den, der glorreich triumphirt.

Jene Leiter, die vor Zeiten
Jakob mit dem Herren sah,
Christi Kreuzstamm will bedeuten,
Und der Stein, den er ihr nah'
Salbte, Christum, den die Beiden
Nach dem Tod gesalbt allda.

Ihm Geburt und Tod sich gleichen,
Drei ihm zu die Salbung führt:
Gold als Königsgab' sie reichen,

Weihrauch ihm als Priester wird,
Und die Myrrhe noch als Zeichen,
Das vor's Aug' das Grab ihm führt.

Nun erfüllt ist, was uns kündet
Daniel's Prophetenspruch;
Nur durch Christi Schmachtod schwindet
Aller Sünde Last und Fluch,
Und der Heil'gen Heil'gsten windet
Man gesalbt ins Leichentuch.

Salben unter Trauerstöhnen
Mit dem Oel der Frömmigkeit,
Salben ihn mit Herzensthränen
Laßt uns all' mit Herzeleid;
Honig, Lust ist's, ihn zu nennen,
Oel, so Wohlgeruch verbreit't.

Christ, der uns mit Gnad' begossen,
Mit dem Oel der Tauf' erneut,
Uns das ewig Heil erschlossen;
Dich wir flehn mit Innigkeit,
Mache dir uns zu Genossen
Deiner ew'gen Herrlichkeit. Amen.

Antiphon.

Joseph und Nikodemus nahmen Jesu Leib und umgaben ihn mit Leintüchern und wohlriechenden Specereien, wie zu begraben es Sitte war bei den Juden.

V. Ausgegossenes Oel ist dein Name,

R. Daher haben dich geliebt die Jungfrauen.

Gebet.

Herr Jesu Christ, der du willfährig dem frommen Wunsche der Gläubigen, damit selbe als wahren Gott, König und Priester dich ehrten, dich von eben diesen Gläubigen hier an deinem heiligsten Leibe hast salben lassen; verleihe, daß unsere Herzen durch die Salbung deiner Gnade vor jeder Ansteckung der Sünde bewahrt werden mögen. Der du lebst und regierst von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Wenn man von dem Salbungsstein weiter vorwärts geht, so kommt man in den großartigsten Theil der Gesammtkirche. Hier stehen nämlich sechszehn Pfeiler, welche so hoch sind, daß sie schlank erscheinen ungeachtet jeder gegen sechs Schuh breit ist. Die Rotunde oder der Kreis, den sie bilden, hat ungefähr sechszig bis siebenzig Fuß im Durchmesser. Oben ziehen sich zwei Galerieen durch die Pfeiler, so daß letztere allseitig, nach Osten ausgenommen, mit einander verbunden sind. Ueber das Ganze wölbt sich eine hohe Kuppel mit Kupfer gedeckt; ganz oben ist die Mitte offen und nur mit einem feinen Drahtgitter überzogen; aber auch auf den Seiten ist sie von Zeit und Witterung zerfressen, so daß der freie Himmel herabschaut. Bei uns wird oft eine Kirche elendem Verfall preisgegeben, weil Einer auf den Andern die Baupflicht schieben und sich Niemand zur Uebernahme verstehen will. In Jerusalem wird gerade aus entgegengesetztem Grunde die Kuppel ohne Repa-

ratur belassen, nämlich weil Griechen und Katholiken einander die Berechtigung streitig machen die Herstellung des Schadens zu besorgen, aus Furcht, es könnten Eigenthumsansprüche daraus erwachsen. Die Griechen hatten schon die Sache in Angriff genommen, als der Sultan durch Verwendung der Katholiken die ausschließliche Uebernahme des Baues den Griechen untersagte.

Der hohe edle Bau dieses Rundtempels ist aber nur ein Vorhof, eine äußere Umhüllung der eigentlichen Grabeskirche. Diese steht unmittelbar unter der Kuppelwölbung. Sie bildet eine schöne reichverzierte Marmorkapelle, um welche drei Reihen silberner Lampen an Kettchen sich ziehen, wie ein dreifaches Diadem von Silber und Lichtflämmchen. Wenn man hineintritt, kommt man zuerst in die sogenannte Engelskapelle, in die Vorkammer der eigentlichen Grabeshöhle. Dort ist ein Stein, der ein Stück dessen sein soll, welcher von dem Engel bei der Auferstehung hinweggenommen worden und worauf er sitzend erschienen ist.

Ich hatte Augenblicke hier, wo der Gedanke, ein Engel hat sich an dieser Stelle gezeigt, einen seltsamern erregendern Eindruck in mir machte, als die Erinnerung an Christus; vielleicht weil er uns als Mensch verwandter, als Gott unfaßbarer und als Heiland, der in seiner Kirche stets sakramentalisch gegenwärtig, gewöhnter ist, als ein ohne leibliche Natur erschaffener Geist.

Dem Eingang in die Vorkammer gegenüber ist eine kleine niedrige Oeffnung, durch welche man nur gebückt in die eigentliche Grabeskammer treten kann; diese ist

so klein, daß kaum vier Personen darin Raum haben. An der nördlichen Seite befindet sich der etwa sechs Fuß lange Grabestrog, welcher eigentlich nur durch zwei Seiten aus dem Boden und den Wänden der Kapelle heraustritt, nämlich die der Wand entgegengesetzte Seite von drei Schuh Höhe und der durch Marmorplatten bedeckte Obertheil fast von gleicher Breite wie die Höhe. Der Antheil daran, d. h. die Berechtigung daselbst die h. Messe zu lesen, haben gleichmäßig Katholiken, Griechen und Armenier; auf der Rückseite der Kapelle haben die armen Kopten noch einen unscheinbaren Anbau, wo sie ihren Gottesdienst halten.

Bei dem h. Grab wird gesungen:

Hymnus.

Aurora lucis rutilat,
Coelum laudibus intonat,
Mundus exultans jubilat,
Gemens infernus ululat,

Cum rex ille fortissimus,
Mortis confractis viribus,
Pede conculcans tartara,
Solvit a poena miseros.

Ille, qui clausus lapide
Custoditur sub milite,
Triumphans pompa nobili,
Victor surgit de funere,

Solutis jam gemitibus
Et inferni doloribus.
Quia surrexit Dominus,
Resplendens clamat angelus.

Quaesumus, auctor omnium,
Ad hunc sacratum tumulum
Ab omni mortis impetu
Tuum defende populum.

Gloria tibi, Domine,
Qui surrexisti a mortuis
Cum patre et sancto spiritu
In sempiterna saecula. Amen.

Antiphona.

Dixit angelus hic mulieribus: Nolite expavescere, Jesum quaeritis Nazarenum crucifixum; surrexit, non est hic; ecce locus, ubi posuerunt eum, alleluja.

V. Surrexit Dominus de hoc sepulchro, alleluja.

R. Qui pro nobis pependit in ligno, alleluja.

Oremus.

Deus, qui per triumphalem hic unigeniti tui resurrectionem mundo salutis remedia contulisti, atque aeternitatis nobis aditum, devicta morte, reserasti, vota nostra, quae praeveniendo aspiras, etiam adjuvando prosequere. Per eundem Christum, Dominum nostrum. Amen.

Hymnus.

Das Morgenroth den Himmel malt,
Der feierlich in Liedern hallt;
Hoch auf die Welt im Jubel wallt,
Die Höll' nur dumpf in Seufzern schallt.

Der starke König hat gesiegt,
Des Todes Macht gebrochen liegt;
Die Unterwelt betrat sein Fuß,
Er löst, was dort erleidet Buß'.

Den eingesenkt in Grabesnacht
Ein Fels verschloß und Kriegermacht,
Steigt mit Triumph und Heldenpracht
Als Sieger aus des Grabes Schacht.

Nun sind zu Ende Thrän' und Traur
Und aller düstre Todesschaur;
Der Heiland lebt, der Herr erstand,
Ein Engel ruft's im Lichtgewand.

Dich, Schöpfer Aller, bitten wir
An deinem heil'gen Grabe hier,
Vor bösem Tode und Gefahr
Dein Volk beschütze und bewahr'.

Gepriesen sei'st, Herr Jesu Christ,
Der du vom Tod erstanden bist,
Gelobt in der Dreieinigkeit
Von nun an bis in Ewigkeit. Amen.

Antiphon.

Hier sprach ein Engel zu den Frauen: fürchtet euch nicht, ihr suchet Jesum den gekreuzigten Nazarener; er ist auferstanden und nicht hier; da ist der Ort, wo sie ihn hingelegt. Alleluja.

V. Der Herr ist auferstanden vom Grabe,

R. Der für uns am Kreuze gehangen.

Gebet.

O Gott, der du hier durch die glorreiche Auferstehung deines Eingeborenen der Welt die Mittel des Heils verschafft, den Tod besiegt und den Eingang in die Ewigkeit offen gestellt hast, unterstütze uns in der Vollbringung unserer Wünsche, die du zuvorkommend uns eingegeben hast. Durch ebendenselben Jesum Christum unsern Herrn. Amen.

Es ist nun Zeit von einem Buche oder vielmehr von zwei zu sprechen, die ich jedoch erst nach meiner Rückkehr aus Palästina gelesen habe, nämlich: „Golgatha und: Jerusalem, von Titus Tobler, praktischem Arzt in Horn am Bodensee.“ Mit wunderbarer Zähigkeit, gleichsam mit dem Grimm einer Beißzange, stellt er Messungen und Untersuchungen an, um zuletzt darzuthun, in dem heiligen Grab sei Christus nicht begraben worden, und auf dem Platz, der jetzt für Golgatha verehrt wird, sei er nicht gekreuzigt worden, sondern die wahren Stellen wisse man nicht; nur das wisse er, daß die dafür ausgegebenen falsch seien. Ich muß wirklich

diesen ausdauernden und besonnenen Fleiß an Tobler verehren, er zeugt von einem ungewöhnlichen Untersuchungstalent. Selbst aus Ort und Stelle und aus allen stimmberechtigten Schriften auf's Neue herauszusuchen, ob Herr Tobler oder die uralte Tradition Recht hat, dazu fehlte es mir an der nöthigen Zeit und Ausrüstung und wohl auch an Fleiß. Jedoch hat selbst Fallmeraier, ungeachtet gerade er die Schriften Toblers in der Allg. Zeitung gepriesen hat, eine andere Ansicht aufgestellt, wornach die h. Grabkirche ganz wohl der richtige Ort sein möge, wo Christus gekreuzigt und begraben worden. In der Hermeneutik aber gilt als Regel, daß die schwierig zu erklärende Lesart wahrscheinlicher die richtige ist und die leichtverständliche interpolirt. Aehnlich spricht auch gerade der Umstand für die Wahrheit der Tradition, daß das h. Grab an einer Stelle ist, welche für die Erdichtung zu wenig Wahrscheinlichkeit hat, indem das h. Grab jetzt innerhalb der jetzigen Stadtmauern sich befindet. — Uebrigens frage ich: Was ist denn mit all der aufgewendeten Zeit und Mühe gewonnen? Das Höchste wäre etwa, daß Manche, die ohnedieß nie nach Jerusalem kommen, mehr Zweifel gegen die Aechtheit des gezeigten Grabes hegen, — hingegen die Franziskaner und Griechen und Armenier werden nimmermehr die h. Grabkirche aufgeben, weil ein praktischer Arzt in Horn am Bodensee darthut, daß das Grab nicht das rechte sei.

Soll aber ein protestantisches Interesse darin liegen, wenn mit einiger Wahrscheinlichkeit erwiesen wäre, die von den Katholiken verehrten Plätze seien nicht die

wahren, so bemerke ich weiter: wenn der katholische Christ in großer Liebe zum Heiland an einer nicht ganz richtig ausgezirkelten Stelle den Tod Christi betrachtet und beweint, was liegt daran, ob die wahre Stelle erst mehrere Schritte, selbst mehrere hundert weit davon entfernt wäre? Zuletzt stehen wir doch auf der richtigen Stätte, nämlich in Jerusalem, und wir wollen ja eigentlich nicht den Stein, sondern die That und ihren Geist und ihre Person verehren; und zuletzt wird Gott der Glaube des Katholiken, seine Hoffnung und seine Liebe nicht weniger gefallen, wenn sie sich aus Mangel an historischer Untersuchung bona fide etwas zu weit rechts oder zu weit links in inniger Andacht ausgegossen haben. Ja wenn man gewiß wüßte, daß das bisher dafür gegoltene Grab nicht das richtige wäre, während selbst Herr Tobler nicht anzugeben weiß wo das wahre ist; so würde ich doch der Ansicht sein, man solle die bisherigen Andachten an den alten Stellen fort üben. Wenn bei der Seelenmesse nicht mehr wie früher der Leichnam des Verstorbenen in die Kirche gestellt und eingesegnet wird, sondern nur das Symbol dafür, die Tumba, so wird kein vernünftiger Katholik das Gebet vor dieser fingirten Todtenbahre für minder gültig ansehen, als wenn es vor dem Sarg oder Grab des Verstorbenen verrichtet worden wäre, oder Gott wird es gewiß auch nicht weniger erhören. Deßgleichen wäre das Grab, an welchem schon weit über tausend Jahre die Christenheit den Tod ihres Heilandes beweint, selbst dann noch die angemessenste Tumba Christi, das rechte Erinnerungsdenkmal an seinen Tod,

wenn der Fund des Herrn Tobler sich als richtig herausstellen würde.

Aber nun komme ich zu einem ganz andern Vorwurf, den ich dem Herrn Tobler mache. Derselbe Mann, welcher mit außerordentlichem Fleiße jede Kleinigkeit untersucht und selbst die Abtritte davon nicht ausschließt, um ein negatives Resultat herauszubringen, wovon zuletzt für Niemanden etwas gewonnen ist — schreibt im Buche Golgatha S. 180: „für den frommen Hinzutritt lohnt den römischen Katholiken völlige Abnahme seiner Sündenlast." In der Topographie von der Umgebung Jerusalems sagt er ähnlich S. 785 von dem Grab Rachels: „Der römische Katholik bekam für den andächtigen Besuch unvollkommenen Ablaß der Sünden." Herr Tobler hätte in jedem katholischen Katechismus finden können, daß es nach der Lehre der katholischen Kirche keinen andern Weg nach der Taufe gibt Vergebung der Sünden zu erlangen als das Sakrament der Buße, daß hiebei aber das Unerläßlichste sei die wahre Bekehrung des Herzens, so daß, wo diese fehle, selbst die Lossprechung in der Beichte ungültig sei, hingegen wo Bekehrung vorhanden, aber keine Beicht möglich, dennoch der Mensch Vergebung erlange. Deßgleichen hätte Herr Tobler finden können, daß der Ablaß, welcher allerdings dem andächtigen Besucher des h. Grabes von der Kirche verliehen wird, keine Nachlassung der Sünden sei, sondern wesentlich etwas Anderes; und daß selbst der vollkommene Ablaß nach der Lehre unserer Kirche Dem nichts nütze, welcher nicht durch das Sakrament der Buße von den Sünden sich gereinigt hat.

Ich hielt es für gebührend, einem Manne, dessen tüchtiger und ausdauernder Untersuchungseifer mir allen Respekt einflößt, selbst meine Beschwerde vorzulegen, ob er sich vielleicht von dem Verdacht in seinen Büchern Mücken geseiht und wenigstens ein Kameel verschluckt zu haben, bereinigen könne und wolle. Herr Tobler wies mir in seiner Antwort nach, daß allerdings einige ältere Schriftsteller nicht nur den Ausdruck „Ablaß indulgentia", sondern auch „Sündenvergebung remissio peccatorum" gebrauchen, wenn sie von den geistlichen Vortheilen reden, die der fromme Pilger dort gewinnen könne. Da nun Herrn Tobler's Bücher — wie Tillemont's berühmte Werke — stückweise eine Art Mosaik aus den Aeußerungen verschiedenartiger Schriftsteller bilden: so mag auch hier der ungeschickte Ausdruck eines sonst obskuren katholischen Schriftstellers die Hauptschuld tragen, und ich absolvire Herrn Tobler um so zuversichtlicher von schlimmer Absicht, da in allen seinen Schriften das entschlossene Suchen nach Wahrheit nicht zu verkennen ist. Da aber der Ablaß in manchen protestantischen Schulen und Religionsbüchern zu den obligaten Lehrartikeln gehört, um die Verkommenheit der katholischen Kirche zu beweisen und nicht wenige protestantische Theologen mit stereotyper Unverschämtheit die oft widerlegten deßfallsigen Lügen schreiben und predigen: so hätte ich gerade von Herrn Tobler gewünscht, daß er sorgfältiger den Anschein vermieden hätte mit diesem Volke Chorus zu machen. Ja ich hätte noch mehr gewünscht. Er sagt in der Vorrede: „Ich habe mit dem Ernst des Mannes auch solche Dinge gesonnt, die

beinahe mit kindischer Leichtfertigkeit erzählt werden." Es wäre gewiß erheblicher gewesen, wenn er sein Sonnen auch der mit kindischer Leichtfertigkeit nachgebeteten Lüge vom katholischen Ablaß zugewandt hätte. Er würde gefunden haben und zeigen können, daß die offizielle Lehre der katholischen Kirche vom Ablaß für jeden unbefangenen Christgläubigen nichts in sich faßt, was mit Bibel und christlich erleuchteter Vernunft unverträglich wäre. Was an Ausartung und Mißbrauch hierin nachweisbar ist, kann als Ungehorsam und Verkommenheit von den Anordnungen der Kirche bezeichnet werden. Wer überhaupt das Richtige hierüber erfahren will, lese die kleine Schrift von Hirscher: „Die katholische Lehre vom Ablasse. Sechste Auflage. Tübingen 1855."

Nach der Andacht beim h. Grab erhebt sich die Prozession wieder und wendet ihren Gang gegen die katholische Mariakirche, woher sie gekommen ist. Nicht weit vom Eingang wird Halt gemacht an einer Stelle, wo der Boden mit einem Kreis aus Mosaik bezeichnet ist. Hier soll es sein, wo Christus der Magdalena erschienen ist. Folgendes wird als Andacht daselbst gebetet:

Hymnus.

Christus triumphum gloriae
Monstrare cunctis voluit;
Sed prima ferunt gaudia,
Qui plus ardebant ceteris.

Quod Magdalena noverat,
Dum luce prima fervida
Hincinde currit saucia,
Christi amore languida.

Adstare non timet cruci;
Sepulchro inhaeret anxia,
Truces nec horret milites,
Pellit timorem caritas.

Christum, quem vivum fortiter
Dilexit, quaerit mortuum,
Unguento unctum optimo,
Quem finxit vivum pistico.

Hinc dulcia colloquia
Sui meretur Domini,
Dum hortulani habitum,
Me noli, dixit, tangere.

Jesu, dulce refugium,
Spes una te quaerentium
Per Magdalenae meritum
Peccati solve debitum. Amen.

Antiphona.

Surgens autem Jesus mane prima sabbathi, apparuit hic Mariae Magdalenae, de qua ejecerat septem daemonia.

V. Maria, noli me tangere.

R. Nondum enim ascendi ad patrem meum.

Oremus.

Beatae Mariae Magdalenae, quaesumus, Domine Deus, suffragiis adjuvemur, cujus precibus non solum quatriduanum fratrem resuscitasti, sed te Dominum post resurrectionem hic vivum ostendisti. Qui vivis et regnas etc. Amen.

Hymnus.

Der glorreich Auferstandne wollt',
Daß Jeder so ihn sehen sollt';
Doch dieser Freud' genießt zuerst,
Der ihn geliebt und liebt zumehrst.

Das ward an Magdalenen kund;
Die eilt von Hause glühend wund
Von Christi Liebe fast zum Tod,
Hinaus bei'm ersten Morgenroth.

Sie schauert nicht am Kreuz zu stehn,
Muß trauerbang in's Grabe sehn;
Vor Kriegertrotze sie nicht weicht,
Die Liebe alle Furcht verscheucht.

Christ, den sie stark geliebt beim Leben
Und einst gesalbt mit bester Nard',
Dem war sie todt noch gleich ergeben,
Auch todt von ihr gesalbt er ward.

Daher der Herr gewürdigt sie
So süßer Zwiegespräche hie,
Da er als Gärtner zu ihr spricht
Und zu ihr sagt: „Berühr' mich nicht."

O Jesu, süßer Zufluchtsort
Und Aller, die dich suchen dort,
Durch Magdalenens Dienst und Wort
Von Sünd' uns lös' und wahr' hinfort. Amen.

Antiphon.

Früh am ersten Wochentage auferstand Jesus und erschien hier Maria Magdalena, aus der er sieben Teufel ausgetrieben hatte.

V. Maria, berühre mich nicht,

R. Ich bin noch nicht aufgestiegen zum Vater.

Gebet.

O Gott, der du auf die Bitten der heiligen Magdalena nicht allein ihren schon vier Tage todten Bruder wieder zum Leben erweckt, sondern auch nach deiner Auferstehung als den Herrn dich hier ihr lebend gezeigt hast, laß, wir bitten dich, durch ihre Fürbitte eben diese Heilige uns beistehen. Der du lebst und regierst in Ewigkeit. Amen.

Die Auferstehung war neben der Menschwerdung und dem Tod des Herrn das größte Ereigniß vor und für Himmel und Erde. Deßhalb verdichtete sich gleichsam, wie eine mit Elektricismus gefüllte Atmosphäre, die Geisterwelt dabei und ihre Aufregung wetterleuchtete um das Grab und wurde sichtbar in Engelerscheinungen. Deßgleichen geschah mit der Grundidee des ganzen Erlösungswerkes oder der ganzen Erd- und Menschen-

geschichte. Gott ist zwar das einfachste Wesen; wie aber das weiße Sonnenlicht in dem Thau am Gras, oder in den Wassertropfen des Regenbogens in den mannigfachsten Farben sich bricht und erscheint, so mag die Milchstraße und das große Heer aller Himmelskörper für Gott der Regenbogen, die Thautropfen auf der Flur sein, worin die eine Wesenheit Gottes in verschiedene Eigenschaften gebrochen zur Erscheinung kommt. Die Eigenschaft, welche in der Erde oder in der Menschheit sich spiegelt, wie nirgends sonst in der ganzen sichtbaren und unsichtbaren Welt, das ist die Barmherzigkeit Gottes. Dem großen Hirten über alle Sterne und Sonnen war ein Schaaf verloren gegangen, das noch zu retten war, die Erde mit ihren Menschen. Diese suchte er. Der ewige Sohn des Allerhöchsten ist Mensch geworden und hat im Erlösungswerk gerettet, was sich retten will lassen. In der Auferstehung flammt gleichsam die Freude des Gefundenhabens, die Glorie der Barmherzigkeit am strahlendsten auf — eben deßhalb wird sich diese Idee auch in konkreten Erscheinungen bei dieser Gelegenheit besonders hell leuchtend spiegeln. Unter allen Sterblichen ward zuerst gewürdigt den Auferstandenen zu sehen eine Sünderin, die einst verlorene, dann gefundene und nun selbst auferstandene Maria Magdalena. Und unter allen Aposteln ward wieder der gewürdigt den Auferstandenen als der Erste zu sehen, welcher sich durch die Verläugnung kurz vorher gegen den Herrn schwer versündigt hatte, Petrus.

In einer alten Reisebeschreibung mit dem Titel „Peregrinus in Jerusalem" beschreibt der Verfasser Ange-

licus Maria Myller ebenfalls den Ort, wo die Erscheinung Christi als Gärtner in der h. Grabkirche verehrt wird, und fährt dann fort: „Ich besahe und verehrte zu Saint Maximin in Provence Anno 1715 den 22. July die offentlich ausgesetzte Reliquien der Heiligen Mariae Magdalenae, und beobachtete ganz nahe in dem Angesicht dieser Heiligen, daß zu äußerst der Nase, und ober dem linken Augenbraun eine weiße gleichsam ganz frische menschliche Haut zu sehen und zu erkennen war; verwunderte mich also höchlich hierüber, daß just an diesen zwei Orten die Haut des Angesichts von der andern so merklich unterschieden; fragte demnach den alldasigen P. Sacristan des Ordens des heiligen Dominici woher es käme, daß an ermeldten zwey Orten die Haut des Angesichts dieser heiligen Büßerin so frisch und gleichsam lebendig anzusehen? Worauff er mir zur Antwort gabe: daß fromm geglaubt werde, Christus habe in Gestalt eines Gärtners erscheinend, die Heilige Maria Magdalena, da sie Ihn umfangen wollte, an ihrem Angesicht mit seiner heiligen Hand angeriehret, und mit obangezogenen Worten: noli me tangere: Riehre mich nicht an! zurück gehalten; welche Antwort nach Historischer frommen Relation mir nicht mißfallen. So, daß leicht zu glauben, daß jene Hochheilige Hand Christi (von welcher mit Wahrheit kan gesagt werden: non dabis Sanctum tuum videre corruptionem) an ermeldten Orten das Angesicht dieser heiligen Büßerin glorreich berühret, und fürdershin zu ewigem Andenken selbige von Verderbung absonderlich bewahren wollen."

Ein Altar in der Nähe des Marmorcirkels macht in einem schönen Bilde das Ereigniß anschaulich, dessen Andenken hier gefeiert wird. Von hier kehrt die Prozession sodann zurück in die lateinische Kirche, von wo sie ausgegangen. Da hieher die Stelle versetzt wird, wo der Herr seiner Mutter nach der Auferstehung erschienen sein soll, so wird zur Erinnerung daran die Hymne gesungen:

Hymnus.

Jesum Christum crucifixum
Ob peccatorum crimina,
Hunc vidisti et flevisti,
O gloriosa Domina.

Victa nece, fracta lethe,
Splendor paternae gloriae,
Gaude vivens; venit splendens,
Jam lucis orto sidere.

Morti datum, suscitatum
Solutis cernis luctibus,
Unde pontus, astra, mundus,
Exultet coelum laudibus.

Hinc immensas psalat odas
Omnis sacratae Triadi,
Quae nos ducat et inducat
Ad coenam agni providi. Amen.

Hymnus.

Todt, zersetzet, blutbenetzet
Am Kreuz ob unsrer Schuld und Sünd',
Hast entsetzet, thränbenetzet
Geschaut, o Herrin hehr, dein Kind.

Todverschlingend, höllbezwingend,
In Glanz von Vaters Herrlichkeit,
Freud' dir bringend, grabentschwingend,
Erschien er wie der Tag sich beut.

Schwind' und falle, Trauer alle,
Seht, wie vom Tod erstanden er;
Lob drum halle, Lob ihm schalle,
Lob Sterne, Himmel, Erd' und Meer!

Drum erklinget, Lieder singet
Jetzt Alle der Dreifaltigkeit,
Die uns dinget, die uns bringet
Zum Mahl des Lamms für alle Zeit. Amen.

Hierauf wird die Litanei der seligsten Jungfrau Maria gesungen und zwar mit Orgelbegleitung und von den außerordentlich hellen klangvollen Stimmen der arabischen Chorknaben. Die Composition dieses Gesanges ist sehr schön und zugleich lieblich; sie ist von dem Kapellmeister der Franziskaner, einem Spanier. Ich weiß nicht mehr, war es gerade hier oder bei einer andern

Gelegenheit, einmal wurde ein Gesang aufgeführt von ungewöhnlicher Wirkung. Es waren nämlich zwei Chöre, wovon der eine außen in den großen Räumen der heil. Grabkirche sich befand, der andere bei uns in der lateinischen Kirche. Beide Chöre wechselten in der Weise ihre schönen Melodieen ab, daß die eine durch ihre Antwort die andere ergänzte, gleichsam der zweite Theil der angefangenen Melodie war. Dabei bekam das Ganze Schatten und Licht, indem man den einen Chor wie aus weiter Entfernung nur hörte, den andern ganz nahe in all seiner Helle.

All diese in Inhalt und Melodie so schönen Gesänge in der Heiliggrabkirche, die Orgel, der Schmuck der Altäre, die Franziskaner, die schon Jahrhunderte lang treu den Gottesdienst hier im Namen unserer ganzen Kirche ausüben, der Glaube der katholischen Araber in Jerusalem: woher kommt all dieses? — Offenbar aus dem Abendland. Dem Abendland selbst aber ist es wieder zugeflossen aus Jerusalem; an dem Hügel und dem Grab, wo wir damals knieeten, ist die Quelle des Christenthums und alles Dessen, was das Christenthum erzeugt hat. So gießt das Hochgebirg sein Wasser hinab ins Thal und Land und tränkt weithin Flur und Dorf und sein Bach verschwimmt zuletzt im Strom und Meer. Aber das Meer dunstet Wolken zusammen, der Südwest weht sie über das Land, und der Waldberg zieht sie an und saugt daran und läßt sich von ihrem Regen die Krüge seiner Quellen wieder füllen. Der Patriarch in Jerusalem sagte, daß er hoffe, unsere Pilgerschaft werde seinen eigenen Katholiken zur Erbauung gerei-

chen, und wir brächten auf diese Weise nach Jerusalem zurück, was wir von da empfangen hätten.

Nach der Litanei wird noch die letzte Hymne gesungen:

Hymnus.

Gaude, virgo, mater Christi,
Condemnatum quem vidisti,
Resurrexit, sicut dixit.
Gaude, lumen claritatum,
Quem vidisti conclavatum,
Gaude, magnum fletus mare,
Quem vidisti exspirare,
Resurrexit, sicut dixit.
Gaude, flos odoris miri,
Quem vidisti sepeliri;
Gaude, mater alma Christi,
Gloriosum quem vidisti,
Resurrexit, sicut dixit.
Alleluja, alleluja, alleluja.

V. Gaude et laetare, virgo Maria, alleluja.
R. Quia surrexit Dominus vere, alleluja.

Oremus.

Deus, qui per resurrectionem filii tui, Domini nostri Jesu Christi, mundum laetificare dignatus es, praesta, quaesumus, ut per ejus genetricem, virginem Mariam, perpetuae capiamus gaudia vitae.

Hymnus.

Freu' dich, Christi Mutter, reine,
Den du sahst verdammt zur Peine,
Der erstund, wie er's verkündet;
Freu' dich, Licht mit Licht umflossen,
Den du sahest eingeschlossen;
Freue dich, du Meer der Thränen,
Den du sahst im Todesstöhnen,
Der erstund, wie er's verkündet;
Freue dich, der Blumen Wunder,
Den du sahst zum Grab hinunter;
Freu' dich, Christi Mutter, hehre,
Den du sahst in Glanzessphäre,
Der erstund, wie er's verkündet.
Alleluja, Alleluja, Alleluja.

V. Freue dich und frohlocke, Jungfrau Maria. Alleluja.
R. Denn wahrhaft auferstanden ist der Herr. Alleluja.

Gebet.

O Gott, der du durch die Auferstehung deines Sohnes unsers Herrn Jesu Christi die Welt zu erfreuen dich gewürdigt hast, verleihe, wir bitten dich, daß wir durch seine Gebärerin, die Jungfrau Maria, die Freuden des ewigen Lebens erlangen mögen. Amen.

Die Orationen im Meßbuch, besonders die aus der ältesten Zeit, sind wahre Kunstwerke; wie ein geschnittener Edelstein fassen sie in kleinstem Raum große christ-

liche Kostbarkeit in sich. Gewöhnlich ist in den ersten Worten der Glaube an eine dogmatische Wahrheit ausgesprochen, gleichsam um durch deren Vorhalt die eigene Seele zum Vertrauen zu wecken; und dann hebt sich die substanzreiche Bitte zu Gott empor.

Ich will hier nun die Orationen anführen, welche täglich am Schlusse des Umganges noch in der lateinischen Kirche vor dem Allerheiligsten gebetet werden:

De spiritu sancto.

Oratio.

Deus, qui corda fidelium sancti spiritus illustratione docuisti; da nobis in eodem spiritu recta sapere, et de ejus semper consolatione gaudere.

Vom heiligen Geist.

Gebet.

Gott, der du die Seelen der Gläubigen durch Erleuchtung des heiligen Geistes gelehret hast, schenke uns in demselben Geiste recht gesinnt zu sein und uns stets seines Trostes zu erfreuen.

De angelis.

Oratio.

Deus, qui miro ordine angelorum ministeria hominumque dispensas, concede propitius, ut a quibus tibi ministrantibus in coelo semper assistitur, ab his in terra vita nostra muniatur.

Von den Engeln.

Gebet.

Gott, der du nach wunderbarer Ordnung die Dienstleistungen der Engel und Menschen vertheilest, verleihe gnädig, daß die, welche dir stets im Himmel zu Diensten stehen, auf Erden unser Leben behüten.

Pro summo Pontifice.

Oratio.

Deus omnium fidelium pastor et rector famulum tuum N. quem pastorem ecclesiae tuae praeesse voluisti, propitius respice: da ei quaesumus, verbo et exemplo, quibus praeest, proficere; ut ad vitam una cum grege sibi credito perveniat sempiternam.

Für den Papst.

Gebet.

Gott, du Hirt und Regent aller Gläubigen, siehe gnädig an deinen Diener N., welchen du deiner Kirche als Hirten vorgesetzet hast: gib ihm, wir bitten, daß er die, denen er vorsteht, durch Wort und Beispiel fördere, damit er zugleich mit der ihm anvertrauten Heerde zum ewigen Leben gelange.

Pro regibus.

Oratio.

Quaesumus, omnipotens Deus, ut famuli tui reges nostri, qui tua miseratione susceperunt regnorum gubernacula, vir-

tutum etiam omnium percipiant incrementa; quibus decenter ornati, et vitiorum monstra devitare, et ad te, qui via veritas et vita es, gratiosi valeant pervenire.

Für die Könige.

Gebet.

Wir bitten, allmächtiger Gott, daß deine Diener, unsere Könige, welche durch deine Erbarmung die Regierung der Reiche übernommen, auch die Zuthat aller Tugenden erlangen, durch die sie würdig geschmückt vermeiden der Laster Schandflecken und gnadenreich gelangen zu dir, der du bist der Weg, die Wahrheit und das Leben.

Pro unione christianorum principum.

Oratio.

Deus, qui errata corrigis et dispersa congregas, et congregata conservas; quaesumus super reges et principes christianos tuae unionis gratiam clementer infundas; ut divisione rejecta, vera pastori ecclesiae tuae se unientes, tibi digni valeant famulari.

Für die Einheit der christlichen Fürsten.

Gebet.

Gott, der du Irrthümer berichtigest und das Zerstreute sammelst und das Gesammelte bewahrst; wir bitten, gieße huldreich über die christlichen Könige und Fürsten die Gnade deiner Einigung, damit sie die Spaltung ablegend und dem Hirten deiner Kirche sich anschließend, dir würdig zu dienen vermögen.

Pro recuperatione terrae sanctae.

Oratio.

Deus, qui admirabili providentia tua cuncta disponis, te suppliciter exoramus, ut hanc terram, quam unigenitus tuus proprio sanguine consecravit de manibus inimicorum cunctis eripias et eam in christiana religione tuo nomine servire concedas.

Für die Befreiung des heiligen Landes.

Gebet.

Gott, der du Alles nach deiner wunderbaren Fürsehung ordnest, dich flehen wir demüthig an, daß du dieses Land, welches dein Eingeborener mit seinem eigenen Blute geheiliget hat, allen Feindeshänden entreißen wollest und in der christlichen Religion deinem Namen dienen lassen.

Pro familia terrae sanctae.

Oratio.

Defende, quaesumus domine, beata Maria semper virgine intercedente, istam ab omni adversitate, familiam, et toto corde tibi prostratam, ab hostium propitius tuere clementer insidiis.

Für die Ordensbruderschaft des heiligen Landes.

Gebet.

Beschütze, o Herr, wir bitten, auf die Fürbitte der seligen immerwährenden Jungfrau Maria, diesen Orden vor aller Widerwärtigkeit und schirm' ihn, da er dir von ganzem Herzen zugehörig ist, gnädig und mildreich vor der Hinterlist der Feinde.

Pro navigantibus.

Oratio.

Deus qui transtulisti patres nostros per mare rubrum, et transvexisti eos per aquam nimiam, laudem tui nominis decantantes, te suppliciter deprecamur, ut in navi famulos tuos, repulsis adversitatibus, portu semper optabili, cursuque tranquillo tuearis.

Für die zur See Fahrenden.

Gebet.

Gott, der du unsere Väter durch das rothe Meer gebracht und sie durch das große Wasser geführet hast, während sie das Lob deines Namens sangen, dich bitten wir demüthiglich, daß du von deinen Dienern zu Schiff die Widerwärtigkeiten entfernen und sie durch den immer erwünschten Hafen und bei ruhigem Lauf beschirmen wollest.

Pro peregrinis.

Oratio.

Adesto, quaesumus domine, supplicationibus nostris et viam famulorum tuorum in salutis tuae prosperitate dispone; ut inter omnes viae et vitae hujus varietates, tu semper protegantur auxilio.

Für die Pilger.

Gebet.

O Herr, wir bitten, sei bei unserm Flehen und leite den Weg deiner Diener im Gedeihen deines Heiles, damit sie behütet seien fortwährend durch deine Hülfe in den Wechselfällen dieses Weges und Lebens.

Communis oratio.

Domine Jesu Christe, largitor gratiae et amator charitatis, qui nos orare docuisti; ad te nunc clamantes exaudi et intecedente gloriosa virgine Maria matre tua, cum beatis Apostolis tuis Petro et Paulo atque beato Francisco et omnibus sanctis, Cardinalem, nostri Seraphici Ordinis Protectorem, Jerosolymitanae Ecclesiae Patriarcham, Prelatos omnes et Principes, Religionis nostri Generalem, Sacri Montis Sion Guardianum, et cunctum populum Christianum ab omni adversitate custodi: loca sancta nostra, nos famulos tuos, consanguineos ac benefactores nostros in omni sanctitate conserva omnesque peccatores a vitiis purga, virtutibus illustra, pacem et salutem eis tribue; hostes vero visibiles atque invisibiles a nobis remove, carnalia desideria repelle; aerem salubrem ac terrae fertilitatem praesta; amicis et inimicis nostris charitatem largire, atque civitatem istam sanctam ad cultum christianum converte et nos ab omni peste, fame et feritate inimicorum illaesos conserva et omnibus fidelibus, vivis atque defunctis vitam et requiem aeternam concede; et benedictio tua sit super nos semper, qui vivis et regnas in saecula saeculorum. Amen.

Pater, Ave pro Indulgentia tua.

Allgemeines Gebet.

Herr Jesu Christ, Spender der Gnade und Liebhaber der Barmherzigkeit, der du uns beten gelehret hast; zu dir rufen wir nun, o erhöre uns und auf die Fürbitte der glorreichen Jungfrau Maria, deiner Mutter, und zugleich der seligen Apostel Petrus und Paulus und des seligen Franziskus

und aller Heiligen, behüte den Cardinal, den Beschützer unseres seraphischen Ordens, den Patriarchen der Kirche zu Jerusalem, alle Prälaten und Fürsten, unsern Ordensgeneral, den Guardian vom heiligen Berge Sion, und das ganze christliche Volk vor jedem Unglück; unsere heiligen Orte, uns deine Diener, unsere Anverwandten und Wohlthäter bewahre in aller Heiligkeit und alle Sünder reinige von ihren Lastern, strahle sie an mit Tugenden, Friede und Heil gib ihnen; unsere sichtbaren und unsichtbaren Feinde aber entferne von uns und vertreibe alle fleischlichen Begierden; schenke gesunde Luft und Fruchtbarkeit der Erde; unsern Freunden und Feinden schenke Liebe, und diese deine heilige Stadt bekehre zur christlichen Religion und bewahre uns ungefährdet von Pest, Hunger und Wildheit der Feinde, und allen Gläubigen, lebenden und abgestorbenen, schenke ewiges Leben und ewige Ruhe, und dein Segen sei über uns immerwährend, der du lebst und regierst in Ewigkeit. Amen.

Von der Marienkapelle der Franziskaner führt ein dunkler Gang zu einem düstern Anbau hinauf, wo beständig zwölf Patres in wenigen Gemächern wohnen. Diese verrichten an den h. Stätten Tag und Nacht den Gottesdienst im Namen der katholischen Kirche und bleiben drei Monate lang eingeschlossen; das Essen wird ihnen durch eine Maueröffnung vom Kloster aus gereicht. Ist ihre Zeit abgelaufen, so werden sie durch andere abgelöst. Einer frommen Phantasie mag solches

vierteljährliche Weilen in der h. Grabkirche interessant und anzüglich vorkommen, allein in der Wirklichkeit ist es eine strenge schwere Aufgabe. Nur wer die Welt und Sinnlichkeit gründlich unter den Füßen hat und wahrhaft in Christus sein Leben und seine Welt gefunden, nur dem wird der lange Aufenthalt in der h. Grabkirche so wenig lang vorkommen, als dem Seligen die Ewigkeit. Solche Mönche gibt es aber; einzelne haben schon viele Jahre lang die h. Grabkirche nicht mehr verlassen. Hingegen die Phantasiefrommen, wie man sie jetzt häufig unter den Gebildeten, aber auch bei dem Volk findet, würden gewiß in kurzer Zeit, nachdem Reiz und Aufregung der Neuheit abgelöscht ist, in Langweile und Ueberdruß versinken, wenn sie auf Wechsel, Bequemlichkeiten, Gespräche und etwa auch auf Nervenreize durch Getränke und Tabak in dem Grade verzichten müßten, wie diese Mönche. Ihre Wohnung liegt nach Norden und ist ungesund wegen Mangel an Luft und Licht; in dem oft empfindlich kalten Jerusalem muß es aber keine geringe Beschwerde sein, zwischen diesen kalten Mauern Tag und Nacht zu weilen. Fragt man, wozu aber diese Plage? so gibt die christliche Mystik und Asketik darüber genügende Antwort; für den gemeinen Erdverstand des „aufgeklärten" Weltmenschen gibt es hingegen keine befriedigende Antwort, was allerdings auch nicht nothwendig ist.

Das Leben und die Art des Alterthums, somit auch des alten Christenthums, kann nirgends mehr so vollständig gefunden werden, als im Orient. Die Spaltungen, welche dort in den ersten Jahrhunderten schon statt-

gefunden haben, sind starr stehen geblieben; darum muß aber auch das, was bei allen Sektionen gleichmäßig ist, uralt und schon vor den Spaltungen vorhanden gewesen sein; denn der Feind nimmt vom Feinde keine Neuerungen an. Gerade aber das Gleiche, was die Franziskaner, thun auch die Armenier, Griechen, Kopten; nämlich sie haben bestellte Priester in der h. Grabkirche, welche Tag und Nacht die heiligen Orte verehren und daselbst beten für ihr Volk.

Gegen den westlichen Abschluß der Gesammtkirche steigt hinter den Pfeilern eine Treppe in die Höhe und führt zu einer kleinen Abtheilung der Galerie. Dort weilt ein koptischer Priester, sonst auch mehr als einer. Die Armuth dieser Religionsbekenner ist zu groß um mehr ernähren zu können. Es soll schon vorgekommen sein, daß sie von den Gaben der Franziskaner unterhalten wurden, was gewiß eine schöne Toleranz ist, den irrenden Bruder zu unterstützen, damit er auch in seiner Weise die heiligen Stätten verehren könne. Sie haben an der Rückseite der h. Grabkapelle einen kleinen ärmlichen Anbau, wo sie ihren Gottesdienst verrichten.

Nahe bei dem Eingang ist auf der einen Seite ein Anbau für die Armenier, auf der andern für die Griechen, um in gleicher Weise wie die Franziskaner daselbst zu wohnen und dem Gottesdienste abzuwarten; die Armenier haben jedoch nicht so viele Mönche daselbst, als die Griechen, in deren Abtheilung zuweilen dreißig Mann sich aufhalten. Die Griechen besitzen auch als eigene Kirche den eigentlichen Chor der h. Grabkirche, nachdem sie die Katholiken daraus verdrängt haben. Diese nun

griechische Kirche ist in byzantinischem Geschmack ungemein reich ausgeschmückt, darüber wölbt sich noch eine höhere Kuppel, als die über dem h. Grab; und unten auf dem Boden sieht man ein Stück Marmor, in dessen Höhlung eine Halbkugel liegt. Diese Stelle wird von den Griechen für die Mitte der Welt ausgegeben. Hingegen behaupten die Türken, der Fels in ihrer Omarsmoschee sei der Mittelpunkt aller Güter der Welt. So meinten auch verschiedene Völker, ihr Land liege gerade in der Mitte; die Altgriechen hielten ihren Olymp für den Nabel der Erde, und die Athener meinten speciell ihre Stadt sei das Centrum. Diese Einbildung, als sitze man gerade im Centrum der Welt, wie die Spinne in ihrem Netz, ist nicht sowohl aus schuldlosem Irrthum hervorgegangen, als vielmehr aus der Selbstsucht des Herzens und dem Hochmuth des Geistes. Die Halbkugel in der Griechenkirche ist ein steinernes Denkmal eben dieser Erbsünde, die überall der Mittelpunkt und der Gipfel sein will. Bei andern Nationen äußert sich diese moralische Congestion nur spiritueller; der Franzose meint z. B. seine Nation sei die geistreichste, die nobelste, die tapferste, die hochgeachtetste, die schönste, die civilisirteste, und wenn er allenfalls auf Religion etwas hält, auch die frömmste auf Erden. Bei uns, wo die Nationalität zum Gedeihen ganz ungünstigen Boden hat, zeigt sich diese Selbstsucht noch häßlicher insofern sie sich ganz auf das kleine Ich beschränkt. Sieht man doch bei uns manchem aufgeschossenen Gymnasisten schon an, wenn er ein Jahr lang mit dem Stroh und den Disteln philosophischer Redensarten gefüttert

worden ist, daß ihm dünkt, der Weltgeist habe gerade in seinem des Gymnasisten Kopf endlich ein Tagloch gefunden, zu dem er nun hell und mächtig herausschaue und das Universum überblicke. Wie liebenswürdig und zugleich wie vernünftig kommt einem dagegen die bewußtlose Demuth sogenannt einfältiger Menschen vor. Und selbst in der h. Grabkirche gewinnt die demüthige Armuth der Kopten das Herz, welche mitten in diesem Kirchenpalast voll Pracht und kostbarem Schmuck nur eine geringe Hütte wie ein Schwalbennest an das h. Grab angebaut haben, und deren Priester bescheiden zur Stillung seines Hungers das Brod annimmt von gutherzigen Mönchen einer andern Konfession.

In den Nischen zwischen den mächtigen Pfeilern haben auch noch andere kleinere Religionsparteien ihre Altäre, Nestorianer, Abyssinier, Jakobiten. Da aber keine Priester dieser Sekten ständig in der Kirche oder in Jerusalem wohnen, wie solches bei den Katholiken, Griechen und Armeniern stattfindet, so wird nur bei besondern Gelegenheiten ihr Gottesdienst abgehalten.

Es gäbe sonst noch Manches zu erzählen über die h. Grabkirche, wie sie stückweise entstanden, stückweise zerstört und wieder zurecht gekommen ist. Deßgleichen wäre noch Manches zu beschreiben: der alte Thurm, die Grabtröge im Felsboden, worin sich Joseph von Arimathäa und Nikodemus gebettet sollen haben, der reiche Schmuck zahlloser Leuchter und Silberlampen, die Un-

zierde der türkischen Effendi, welche das Portal seit alten Zeiten in Beschlag haben, Thorgeld beim Aufschluß verlangen — auf Teppichen sitzen und sich die Zeit mit Rauchen und Kaffetrinken vertreiben. Allein will Einer ernstlich sich mit diesen Dingen all' bekannt machen, so muß er zu Büchern greifen, welche dazu angelegt sind. Das Unvollständige, was ich dem Leser vorzeichnete, erinnert mich an einen Anblick, den zuweilen das Freiburger Münster gewährt.

Wenn zuweilen in der betrübten Jahrszeit ein paar hundert Fuß hoch über dem Boden der Nebel herunterragt, so ist der Münsterthurm oben in seinem Ausgang eingehüllt und unsichtbar, während sein Aufwachsen deutlich vor Augen steht — und gerade in dieser halb sichtbaren, halb unbestimmten in Nebel verlorenen Gestalt wird er wie ein romantisches Gedicht. Es werden da nicht die objectiven Baumrisse dem betrachtenden Auge zwangsweise aufgedrängt, sondern es wird auch der Phantasie ein Spielraum übrig gelassen, so daß die Seele selbstthätig ausbaut, was dem sinnlichen Anblick verhängt ist — und gerade dieses Weiterbauen in's Unsichtbare, nachdem das Sichtbare den Ton angestimmt hat, ist ein schönerer und würdigerer Genuß, als das passive Anstarren. — Aehnlich meine ich nun in Betreff der h. Grabkirche Einiges deutlich gezeichnet zu haben, und Anderes im Nebel gelassen, daß der Phantasie genug Spielraum bleibt.

Es ist üblich, daß die Pilger in der h. Grabkirche sich einschließen lassen um eine ganze Nacht darin mit Andacht zuzubringen. Wer es nicht vollständig ohne Schlaf durchführen mag, findet in den Tempelkammern der Franziskaner auch ein Lager. Unsere ganze Gesellschaft ging Abends in die Kirche, bevor die Türken das Thor abschlossen und nach Haus gingen. Nachts um neun Uhr kam Pater Wolfgang (Rauchbart, nun in Graz stationirt), gab Jedem von uns eine Kerze und führte uns dann in dem Labyrinth des mächtigen Tempels an alle denkwürdige Orte, indem er uns an jedem derselben das Andenken bezeichnete, wodurch er geheiligt sei und mit uns eine kurze Andacht davor hielt. Als wir am Altar von Golgatha angekommen waren, wendete er sich gegen uns und hielt uns eine Rede über das Glück nun an dieser Stelle zu stehen, wo Jesus Ehre, Blut, Mutter und Leben für uns hingegeben; und wir sollen beten und in unserm Berufe wirken, daß mehr und mehr Menschen für ihn gewonnen werden. Der Leser mag sich selbst denken, daß es wohl keine Situation in der Welt gibt, wo eine Christuspredigt tiefern Eindruck zu machen geeignet ist, als damals die unserige: in Jerusalem, in der h. Grabkirche, an der Kreuzigungsstätte, in der Charwoche, Nachts, und nur die kleine tausend Stunden weit hergereiste Versammlung.

Nach dem gemeinsamen Umgang trennten wir uns von einander und Jeder suchte in dem steinernen Wald des nächtlichen Tempels sich einen geheiligten Ort, um einsam in Betrachtung und Gebet dort zuzubringen.

Ich setzte mich am Golgathaaltar auf einen Vorsprung der Mauer; die ewigen Lampen der Griechen oben hielten ihren stummen Gottesdienst und erhellten dämmerig die Hallen. Ich war jetzt zum erstenmal allein und in stiller Nacht. Ich gab meinem Sinnen und Phantasiren die Strömung zum Gekreuzigten und schaute mit ernster schwermüthiger Ruhe den Gedanken und Bildern zu, wie sie traumartig aus der Tiefe der Seele aufstiegen. Christus kam mir dort wirklicher, näher und menschheitlicher vor. Später kam ein anderer Pilger; nur halbdunkel in einiger Entfernung sichtbar knieete er nieder und setzte sich dann an eine andere Wand. Er störte mich nicht; denn auch er blieb still und bewegungslos, als wäre er eine Statue von Stein zum Schmuck des Tempels.

Etwa gegen Mitternacht hörte man durch die hohen Wölbungen ein seltsames Tönen wie von einer hölzernen Glocke, stark und nicht unangenehm — dann ein Klingeln wie von Rollschellen. Es kam von den Armeniern, welche auch eine ewige Verehrung der h. Stätten halten und in der h. Grabkirche wohnen. Ein Diakon ging in den weiten Räumen schweigend umher; an jeder Stelle, wo ein Heiligthum verehrt wird, räucherte er mit einem Rauchfaß, an dessen Ketten kleine Schellen angebracht schienen. Seine Erscheinung hatte etwas Geisterhaftes, wie wenn ein verstorbener Priester im Grab nicht ruhen könnte und um Mitternacht in der Kirche umginge und die frühern Funktionen fortthäte — doch machte es keinen schreckhaften Eindruck, sondern wie wenn man selbst schon ein abgeschiedener Geist an Gei-

ster gewöhnt wäre, oder wie man im Traum ohne Schrecken Verstorbene umhergehen sieht.

In der römischen Kirche ging nachher das Frühgebet (die Mette) der Franziskaner an; als dieselbe vollendet war, ersuchte ich einen derselben mich Beicht zu hören. Um dieselbe Stunde, wo ich selbst zum erstenmal Beicht gehört habe, um ein Uhr in der Nacht, legte ich hier die meinige ab. Der Franziskaner gab mir zur Buße auf, was Millionen für ein hohes Glück ansähen, wenn sie es je im Leben thun könnten — nämlich fünf Vaterunser zur Verehrung der fünf Wunden auf Golgatha, d. h. an der Tempelhöhe zu beten, welche die Kreuzigungsstätte umfaßt.

Es sind drei christliche Bekenntnisse, Katholiken, Griechen und Armenier, gleichmäßig berechtigt in der h. Grabkapelle Gottesdienst zu halten. Deßhalb hat jeder Theil nur eine beschränkte Zeit für sich. Die Katholiken benützen hiezu den frühesten Morgen. Jedem der Geistlichen unserer Gesellschaft wurde eine halbe Stunde zugetheilt um die h. Messe dort zu lesen. Es wird nämlich auf den zugedeckten Felsensarg, den Grabestrog, der ähnlich wie die Krippe zu Bethlehem den Leib des Herrn umfaßte, ein Aufsatz gelegt zur genügenden Höhe eines Altars. In der Grabhöhle selbst können außer dem celebrirenden Priester nur etwa zwei oder drei Personen sich aufhalten. Es war gerade Mittwoch in der Charwoche; an diesem Tag wird in der Messe die Leidensgeschichte (Passion) aus dem Evangelium des Lukas gelesen; darin wird aber gerade die Geschichte des Ortes, wo ich stand, erzählt, nämlich wie Joseph von Ari-

mathäa den Leichnam des Herrn von Pilatus begehrt und denselben in dieses Grab gelegt hat.

Ich nehme Anstand einer ungesonderten zum Theil profanen vielleicht selbst widriggesinnten Leserschaft Alles zum Beschauen auszubreiten, was meine Seele angewandelt hat in dieser heiligen Handlung, zu dieser heiligen Stunde, an der Geburtsstätte des Christenthums, an der Quelle aller Sonntage. Wie wenn alle die Andacht, welche seit mehr als anderthalbtausend Jahren von unermeßlich vielen Christenseelen in heißen Gebeten hier ausgegossen wurde, da angesammelt geblieben und zu einer heiligen Atmosphäre concentrirt wäre, so fühlte ich mich hier überfluthet von Freude, Liebe, Lob und Geloben. Der Geist webte und schwebte im goldenen Meere Christus, und der Morgenstern der Hoffnung, ein ungewöhnlich frohes Gefühl der Vergebung und Versöhnung, ging am wolkenlosen Horizont der Seele auf. Wie ein Weihrauchkorn auf der Kohle sich zu einem Rauchwölkchen wandelt und in Wohlgeruch aufsteigt, so ging meine Seele ganz in den Worten des Erstaunens und Dankes auf, die der Priester nach der Kommunion zu sich selbst spricht: „Quid retribuam Domino pro omnibus, quae retribuit mihi? Was soll ich dem Herrn geben für Alles, was er mir gegeben?“

Da in zugemessener Zeit nach mir noch zwei Geistliche celebriren wollten, so wäre es religiöse Selbstsucht gewesen, an diesem Andachtsbrunnen so lange zu verweilen, bis ich meinen Durst genug gestillt hätte.

Wir machten später (4. April) dem Patriarchen unsern Besuch. Obschon ein Italiener aus Genua, hatte er die Aufmerksamkeit für die teutsche Pilgerschaft gehabt, unmittelbar nach unserer Ankunft in Jerusalem seinen Sekretär zu senden, der uns in seinem Namen begrüßen und Dienste antragen sollte. Der Patriarch ist ein noch junger Mann und hat einen außerordentlich langen Bart; es ist im Orient üblich, daß alle Geistliche, auch die katholischen Weltpriester, den Bart wachsen lassen. Auch bei unserer Pilgerschaft ließen alle ihre Bärte stehen bis zur Zurückkunft nach Europa; mir und meinem Nächsten unter der Gesellschaft war es nach kurzem Versuch aus Mangel an Gewohnheit zu lästig, einen solchen Pelz im Gesicht zu haben.

Wir erfuhren bei dem Patriarchen Manches über die christlichen Verhältnisse in Jerusalem. Daß die Türken die Schlüssel zur h. Grabkirche haben und in ihrem Belieben es steht die Christen ein- und auszulassen, ist eine um so größere Schande für die Christenheit, da es jetzt nicht, wie zur Zeit der Kreuzzüge, das Blut und Leben von Hunderttausenden kostete um die den Christen heiligste Stätte in Besitz zu bekommen, sondern nur etwas Diplomatentinte; denn der Sultan ist in solchen Dingen sehr willig und wohlgesinnt. Allein denen am grünen Tisch scheint es weltlich viel zu wohl zu sein, als daß sie sich um die Kirche kümmerten, welche über Golgatha und dem h. Grabe sich wölbt. So lange übrigens keine christliche Macht hier Ordnung schafft, so ist es viel besser, wie mir selbst ein Franziskaner sagte, daß die Türken über die h. Grabkirche regieren. Wenn diese

einfach sich davon zurückzögen, so würden die leidenschaftlichen der Zahl nach viel stärkeren Griechen gewaltthätig allein die Kirche an sich reißen, wie sie jetzt schon durch Intriguen und Geld die Katholiken von mancher Stelle und Altar heiligen Andenkens hinweggedrängt haben.

Die Griechen wallfahren viel fleißiger zum h. Grab, als die Katholiken. Es sollen damals Zweitausend zur Feier der Charwoche nach Jerusalem gekommen sein und ihre Zahl wäre noch viel größer gewesen, wenn die Russen nicht durch die Kriegsverhältnisse abgehalten gewesen wären. Hingegen katholische Pilger seien vor dem Jahr 1848 zuweilen nur einer oder zwei gekommen. Der Patriarch versicherte, der Umstand, daß jetzt die Zahl der zuziehenden Katholiken viel größer werde, mache auf die katholischen Einwohner von Palästina eine sehr gute Wirkung; sie werden dadurch geweckt, ermuthigt und in ihrem katholischen Selbstgefühl gestärkt. Er sprach auch die Ansicht aus, wir in Europa hätten das Christenthum aus Jerusalem bekommen, es sei recht und schön, daß wir durch unser Beispiel auch wieder helfen in Jerusalem, wo das Christenthum nur noch ein geknicktes Rohr und glimmender Docht ist, es wieder anzufachen und aufzurichten.

Ich ging Abends wieder in die h. Grabkirche; es wurde katholischer Gottesdienst vor dem h. Grab gehalten; die Kapelle war höchst reich geziert und beleuchtet von außen und innen. Was mir damals gerade vor die Sinne und in die Seele kam, habe ich noch aufgezeichnet: „Hier war einst Schmerz, Blut und Mord und Finsterniß, jetzt große Pracht, Silber, Gold, Lichter,

Marmor und was nur Menschenkunst vermag; — der herrlichste Gesang, den man nur irgendwo hören mag, an dem Ort wo man Hammerschläge, teuflischen Hohn hörte, wo Christus in höchster Leibes- und Seelennoth gerufen hat: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ — Alle Konfessionen der Christenwelt drängen sich da zusammen; tausend Stunden weit sind Pilger zur Verehrung hierhergekommen. Das ist die Wandlung aus deinem Blut und Schmerz, o Herr! — Und doch ist nicht Alles gewandelt. Dieser heilige Ort ist eine offene Wunde, die nie verheilen will; das Leiden Christi setzt sich hier immer noch fort. Während der schöne katholische Gesang den Herrn preist, drängen die Schismatiker herein, unordentliches Getös stört die Andacht und ihre Kinder spielen und schreien durch die hohen Hallen.“

Am grünen Donnerstag wurde vom Patriarchen die Fußwaschung vorgenommen, wie, so viel ich weiß, in allen bischöflichen Kirchen. Daß diese symbolische Handlung in protestantischen Kirchen niemals vorgenommen wird, darüber machen wir Katholiken den Protestanten keinen Vorwurf, indem wir hierin derselben Ansicht mit ihnen sind, daß diese Ceremonie kein eigentliches Gebot sei, obschon der Herr Joh. 13, V. 14 u. 15 mit ganz bestimmten Worten sagt und zwar wiederholt, daß seine Diener und Jünger auch einander die Füße waschen sollen. Wir Katholiken sind mit den Protestanten überzeugt, daß das Bibelwort hier nicht wörtlich zu neh-

men ist, sondern nur dem Geist nach, daß der Herr nur die Demuth, nicht das Fußwaschen damit gebieten will.

An demselben Morgen empfingen alle abendländischen Katholiken, welche gerade in Jerusalem waren, deßgleichen alle Priester, fremde und einheimische, das heil. Abendmahl. Ich bemerke hier für den protestantischen Leser, daß die Priester wie die Laien dasselbe nur als Hostie und ohne den Kelch empfingen. Die Gegner unserer Kirche behaupten nämlich, daß der Kelch den Laien deßhalb vorenthalten worden sei, um den Priesterstand auszuzeichnen und zu erhöhen. Allein daß solches nicht wahr ist, zeigt der Umstand, daß keinem Priester, und sei es selbst der Papst, der Kelch gereicht wird, wenn er die Kommunion empfängt ohne selbst die heil. Messe zu lesen. Der Grund des Entzugs ist die Ehrfurcht der katholischen Kirche gegen das Blut des Herrn, indem es beinahe unmöglich wäre allen Kommunizirenden den Kelch zu reichen, ohne etwas davon zu verschütten oder sonst Unziemliches zu vermeiden. Daß aber die katholische Kirche gegen die ausdrücklichen Worte des Herrn, man solle sein Blut trinken, dennoch nur die Brodsgestalt reicht, kommt daher, weil sich ihre Anschauungsweise über den Buchstaben hinaus zum Geist erhebt. Sie lehrt nämlich, in jeder Gestalt ist Christus; wer somit die Hostie empfängt, zu dem kommt der ganze lebendige Christus, folglich auch sein Blut; es ist somit nicht nothwendig, daß auch der Kelch besonders gereicht werde. — Aber noch einmal, die Bibel sagt doch: „Nehmet hin und trinket Alle daraus.“ Dagegen erwiedere ich: die Bibel sagt auch: „So wie ich euch

die Füße gewaschen habe, so sollt auch ihr einander die Füße waschen," — warum thut ihr es nicht? Muß das Eine buchstäblich genommen werden, so muß auch das Andere buchstäblich genommen werden.

Uebrigens würde dessenungeachtet die katholische Kirche es nicht wagen, Jemanden den Kelch vorzuenthalten, wenn sie nicht durch eine andere Quelle, die ihr so viel wiegt als die Bibel und wodurch ihr erst der richtige Sinn der Bibel gesichert ist, ihre Berechtigung zu diesem Verfahren bekommen hätte. Es ist dieses die lebendige in Wort und Praxis fortquellende Tradition, die durch den Geist, welcher der Kirche als oberster Leiter verheißen ist, frisch erhalten wird.

Die Feierlichkeit unserer Kommunion war auch durch die Umstände ungewöhnlich erhöht. Der Patriarch von Jerusalem, also der Nachfolger des Apostels Jakobus, theilte das h. Abendmahl aus; am Fuße des Hügels, wo der Leib für uns gebrochen und das Blut für uns vergossen ward, vor dem Grabe, wo das Fruchtkorn in die Erde gelegt und am dritten Tag hervorgesproßt ist; ferner nahmen Theil an dem göttlichen Mahl die treuen Hüter des Grabes, die italienischen, spanischen und teutschen Franziskaner, der Herzog und die Herzogin von Brabant mit ihrem Gefolge, die Consuln von Oestreich und Frankreich, unsere gesammte Pilgerschaft, eine belgisch-französische Gesellschaft, einzelne teutsche, italienische und polnische Reisende. Interessant war mir auch ein spanischer Grand, dessen Taufpathe Don Carlos ist und der als eifriger Anhänger desselben in der Verbannung sich befindet; statt seines Vaterlandes hat er sich Jeru-

salem zur Heimath gewählt und wohnt daselbst schon seit längerer Zeit mit seiner Nichte. Ich finde diese Wahl des Wohnortes ächt spanisch und katholisch; verbannt aus seinem eigenen Vaterland sucht er den Ersatz nicht in fremden Residenzen oder Luxusbädern, sondern im armen Vaterland des Heilandes und an der Geburtsstätte unserer Erlösung. Ein Franziskaner machte mich später mit dem Spanier bekannt.

Nachher hielten wir insgesammt eine Prozession in der weiten Rotunde der h. Grabkirche, Kerzen in der Hand und unter religiösen Gesängen. Das türkische Militär bildete Spalier in der Kirche und präsentirte das Gewehr; ich weiß nicht, galt diese Ehrenbezeugung dem Herzog oder dem Patriarchen oder dem katholischen Kult überhaupt; der Pascha von Jerusalem schien nämlich sehr wohlwollend gegen die Katholiken zu sein. Uebrigens freute mich diese Gegenwart der Türken auch insofern, als der Ernst, die Würde und die Andacht unserer Prozession einigermaßen eine Ehrenrettung des christlichen Gottesdienstes vor ihnen sein konnte im Gegensatz des Greuels, den bald darauf die Griechen vor ihren Augen an derselben heiligen Stätte verführten.

Auf dem ehemaligen Sion stand einst eine Kirche und Kloster an der Stelle, wo man glaubte daß das heil. Abendmahl eingesetzt worden sei. Vor dreihundert Jahren haben in roher Gewaltthätigkeit die Türken Alles an sich gerissen und eine Moschee daselbst hergerichtet. Auf Begehren wurde uns ein öder Saal gezeigt, in

welchem der Herr mit seinen Jüngern das Osterlamm gegessen haben soll. Eine Schaar unartiger Türkenkinder betrachtete uns, während wir die Wände betrachteten. Ich fand wenig oder keine Erbauung daselbst; die Behauptung, der Saal sei bei allen Zerstörungen Jerusalems stehen geblieben, war mir unverdaulich, und die Zumuthung, solches zu glauben, weckte eine starke Reaktion in mir, weßhalb mir selbst das nicht recht einleuchten wollte, daß man auch nur den Platz noch wisse, wo jenes Haus gestanden ist. Gewöhnlich meint jeder vom Pater Geramb herab bis zum Titus Tobler, er habe gerade das richtige Maß im Glauben oder Unglauben gefunden, und wer weniger oder mehr glaube sei da ein Ungläubiger oder dort ein Schwachkopf. Ich will gern auf diese alleinige Glaubensrichtigkeit verzichten und in solchen Gutachten große Fallibilität oder vielmehr Nichtwissen meinerseits zugestehen. Aber so viel ist gewiß, daß ich mich in Mailand vor dem ruinirten Bild des Leonardo da Vinci, vor seinem Abendmahl, ganz anders erbaut habe.

Viel gläubiger als an jenen Ort bin ich an die Zeit. Während ich nicht an sogenannte Loostage glaube, an welchen man den Charakter des Jahres oder das Wetter für mehrere Wochen hinaus erkennen will: so glaube ich ernstlich an eine geistige Witterung. An den höchsten Festtagen wandelt eben den empfänglichen Christen eine entsprechende Stimmung und Anregung an, welche keineswegs bloß aus Reflexion oder sinnlich wahrnehmbarer Umgebung zu erklären ist. Es ist wie wenn die Himmlischen das Fest mitfeierten und Brosamen von

ihrem Gastmahl zu uns Menschen herabfielen mitten in die arme vertrocknete Seele hinein — so an Weihnacht, an Ostern, an Pfingsten; aber auch die Schwermuth der Trauerzeiten legt sich unwillkürlich über die Seele, so der Allerseelentag und ganz besonders die Charwoche. Am Gründonnerstag Nachmittag ging ich bloß mit einem oder zwei Begleitern in den Garten Gethsemane. Derselbe liegt unten im Thal Kidron, das von dem Oelberg und dem Berg, worauf Jerusalem steht, gebildet wird. Und zwar liegt der Garten am Fuß des Oelbergs hingestreckt. Der Platz ist mit einer steinernen Mauer umgeben und gehört jetzt dem Franziskanerkloster, wenn ich mich nicht irre, durch Schenkung eines reichen Christen. Die Pforte ist sehr schmal und so nieder, daß man sich stark bücken muß um hineinzukommen — eine ähnliche Thüre, wo man sehr unbequem über eine hohe Schwelle schreiten oder steigen muß, hat das Kloster von Jaffa. Diese Einrichtung scheint den Zweck zu haben, wenn die Araber wild werden und tumultuarisch eindringen wollen, die hinderlichste Umständlichkeit ihrem Eingang entgegenzusetzen. In dem gut gepflegten Garten stehen acht Oelbäume, die so dick und alt sind, als nur ein Oelbaum werden mag; man sagt, sie seien schon zur Zeit Christi dagestanden und er sei somit unter ihnen gewandelt. Allein da Titus bei der Belagerung von Jerusalem alle Bäume umhauen ließ, so kann jene Behauptung nur insofern Geltung haben, als jene Bäume Sprößlinge der alten Wurzeln sind, indem der Oelbaum die Eigenschaft hat, daß auch nach abgehauenem Stamm sein Wurzelrest in der Erde wieder treibt.

An den Mauern sind in Email gebrannte Bilder des Leidens Christi, die sogenannten Stationen, angebracht; sie scheinen den spanischen Ueberschriften nach aus Spanien zu kommen. In gleichmäßiger Entfernung von einander laufen sie an drei Wänden hin und längs derselben ein Weg. Ein französischer Priester verrichtete einsam vor jedem Bild seine Andacht; wir thaten dann das Gleiche. Wir hatten hier Alles, was auffordern und helfen kann seine Andacht dem Leiden Christi zuzuwenden. Wir standen an demselben Ort, wo Christus sein Leiden begann, es war derselbe Tag, an welchem die Kirche den Beginn seines Leidens feiert; wir waren durch die hohen Mauern des Gartens von der Außenwelt und ihrer Zerstreuung abgeschlossen und hatten den freien Himmel über uns. Die Bildersprache der Stationen aber erzählte dem Auge und dem Geist, was hier und jetzt geschehen ist. Alles dieses zusammen übte stille Gewalt über die Seele, so daß sie in eine glückselige Schwermuth oder schwermüthige Glückseligkeit versank.

Am Charfreitag Morgen suchte mich Pater Wolfgang auf und sagte mir, ich könne jetzt in das heilige Grab gehen. Da nur drei oder höchstens vier Personen drin Platz haben, sah ich es für ein schönes Geschenk der Fürsehung an, daß ich an diesem Tag beinahe allein und ungestört an dieser heiligen Stätte weilen konnte: es knieete nur noch ein fremder Priester darin, wie es mir schien voll Rührung und schmerzlicher Andacht. Das

Innere der Grabeshöhle war sehr reich und schön mit Zierrathen von Elfenbein und Silber und vielen brennenden Kerzen geschmückt, auf dem h. Grab selbst aber stand ein silbernes Sakramenthäuschen mit dem Allerheiligsten. Hier konnte ich nun einsam an der heiligsten Stelle auf Erden, am Todestag des Herrn, mich der Andacht hingeben. Mit großer Innigkeit und Süße quellten aus der Seele andächtige Gefühle und Gedanken. Mit dem Blut und Schmerz und Tod Jesu gleichsam begossen sprießten aus meinem Herzen liebliche Anmuthungen wie schöne Frühlingsblumen. Aber indem eine Art Seligkeit der Erlösung mich ahnen und vorfühlen ließ, was die Geretteten im Himmel an Christus finden und haben, stellte sich eine ernste Frage vor meine Seele. — Schon vorher einmal, während ich in der Kirche tief gerührt durch das Andenken an Christus war und einige Franziskaner scheinbar ruhig und trocken dastanden, kam mir der Gedanke, ob dieser Ernst des Lebens, wie er bei den Franziskanern zu finden ist, indem sie ein fortwährendes Opfer bringen durch Entsagung und religiöse Arbeit, Gott nicht unendlich besser gefallen müsse, als meine schönen Gedanken, die mich nichts kosten, sondern mir selbst noch ein Genuß sind. Bei jenen Mönchen gehe die Religion in das feste Holz und den Stamm über, bei mir aber in Blätter und Blüthenspiel ohne weitere Frucht. Jetzt aber stellte es mir die Frage: Bist du nicht dem reichen Jüngling gleich, der sich freundlich und mit Vertrauen dem Herrn genaht hat? Du erfreust dich an dem Herrn; sobald er aber eine Forderung entschiedenen Opfers und Thaten

an dich macht, dann kehrst du dich traurig wieder von ihm ab. Und so ist es auch; aber was Christus damals von dem Reichen sagte, das tröstet auch mich: „Bei Gott ist Alles möglich." Und so betete ich inständig, Er möge etwas Rechtes vor seinem Angesicht aus mir werden lassen.

Manche finden es ungeziemend, der Oeffentlichkeit die geheimsten Regungen der Andacht mitzutheilen; solches sei verschlossen zu halten im Kämmerlein des Herzens. Allein so sehr ich die Ostentation mit Frömmigkeit verabscheue, so sagt der Herr auch: „wer sich meiner vor diesem ehebrecherischen Geschlecht schämt, dessen werde ich mich auch schämen vor meinem himmlischen Vater." Ich mag um so weniger meine Andacht im h. Grab am Charfreitag verhehlen, da es dem Gläubigen unnatürlich vorkommen müßte, wenn ein Christ und Priester kalt oder lau in jener Situation geblieben wäre, und der Ungläubige hingegen dabei ahnen mag, daß es im christlichen Leben religiöse Stunden und Augenblicke gebe, welche Alles aufwiegen, was man sich von sinnlichen oder sogenannten Geistesgenüssen aus der Welt oder Erde destilliren mag.

Wenn man zu dem südlichen Thore der Stadt hinausgeht, führt ein Weg ins Thal Josaphat. Die westlich ansteigende Seite dieses engen Thales sieht aus, wie wenn es mit zahllosen Kartenblättern belegt wäre. Es sind die großen Steinplatten, womit die Judengrä-

ber bedeckt sind. Ich hielt mich einige Zeit mit meinem Begleiter dort auf. Im grellhellen Tag kam mir dort die Erscheinung unheimlich vor, daß an diesen Gräbern und auf diesen Grabsteinen in auffallend großer Menge jene schwarzen Thiere, die Tausendfüße, herumkriechen, deren stilles nächtliches Ankriechen im Lager die Soldaten auf der Krimm mehr fürchteten, als Bajonnet und Kugel in blutiger Feldschlacht. Sie haben etwa vier bis fünf Zoll Länge und gleichen an Dicke einem starken Bleistift, dabei glänzen sie schwarz wie ein gewichster Stiefel. Ihr Biß oder Stich soll sehr bösartig sein.

Viele Juden aus den verschiedensten Ländern wandern bis auf den heutigen Tag nach Jerusalem um dort zu sterben und im Thal Josaphat begraben zu werden, theils aus Liebe zum verlorenen Vaterland, theils weil sie meinen dadurch das Heil ihrer Seele zu sichern. Wenn man so zwischen diesen Gräbern und ihren Denksteinen sitzt, womit der untere Saum des Oelbergs breit verbrämt ist, so hat man sich gegenüber den Berg, auf dessen Gipfel Jerusalem liegt. Wie ein Band zieht sich ein Weg von der Höhe schief herab und geht über den ehemaligen Bach Kidron zu dem Todtenfeld der Juden. Auf diesem Weg wurde Jesus, als er im Garten Gethsemane gefangen genommen war, hinaufgeschleppt zu dem Palast des Kaiphas; am Uebergang über den Bach soll er über die Brücke hinabgezerrt worden sein, und noch zeigt man dort im Felsenboden des Bachbettes ein Mal, von welchem die Sage geht, daß es durch das Knie des herabgestürzten Heilandes eingedrückt worden sei. Auf diesem Wege nun, wo

die Juden den Erlöser hinaufführten, werden sie selber seit Jahrhunderten schon bis auf den heutigen und vielleicht bis zum jüngsten Tag todt herabgetragen. Und in ihren unerlösten Seelen mögen unaufhörlich Gewissensbisse umherkriechen, wie die schwarzen giftigen Tausendfüße auf ihren Gräbern. Denn der Ausspruch Christi gilt allen Juden, die es bis zum Ende bleiben: „Ihr werdet mich suchen (nämlich den Messias) und nicht finden, und werdet sterben in euern Sünden.“ Das römische Brevier führt dem Priester am Charfreitag einen Theil der Lamentationen des Propheten Jeremias zu lesen vor. Es gibt wohl keinen Ort in der Welt und keine Zeit im Jahr, wo sie einen tiefern Eindruck auf einen Christen machen müssen, als wenn er hier an den Judengräbern der Stadt gegenüber am Charfreitag jene Worte liest: „Deine Propheten haben dir Falsches und Thörichtes geschaut und haben nicht aufgedeckt deine Sündhaftigkeit, um dich zur Buße zu rufen; sie haben dir aber geschaut falsche und dünkelhafte Einbildungen. Jerusalem, Jerusalem, bekehre dich zu dem Herrn, deinem Gott.“

In einen felsigen Abhang des Berges, wo dieses Todtenfeld ansteigt, sind einige hausgroße Grabmäler ausgehauen, welche in der ganzen jüdischen und christlichen Welt berühmte Namen tragen. Das erste trägt den des Zacharias, welcher nach Matth. 23, 35 zwischen Tempel und Altar ermordet wurde. Es ist ein Würfel von etwa zwanzig Fuß, durch eine niedrige Pyramide

gedeckt; das Ganze ist ein Stück des steinigen Berges selbst und am Boden noch damit verwachsen. — Neben daran ragt ein Monument hervor, welches in doppelter Mannshöhe zwischen dorischen Säulen einen Eingang hat und in eine große Höhle führen soll. Dieses Maal wird mit dem Namen des Apostels Jakobus bezeichnet. Am auffallendsten aber ist das sogenannte Denkmaal des Absalon. Auch dieses ist ein ausgehauenes Stück des Berges selbst, obschon es frei zu stehen scheint; nur ganz oben, wo das vierzig Fuß hohe Monument in eine Kuppel auslauft, hat der Fels des Berges nicht zugereicht, weßhalb einige Felsstücke aufgesetzt sind. Absalon soll in seiner Hoffart zu Lebzeiten noch sich dieses Denkmaal herrichten haben lassen. Ganz nahe daran hat die senkrechte Bergwand ein Portal, welches in die Grabhöhle des Josaphat führt. Der in Stein gehauene Schmuck von Säulen, Kapitälern, Giebel u. dgl. zeigt ein Gemisch von griechischen und ägyptischen Erinnerungen. Genau und sicher weiß man übrigens nicht aus welcher Zeit diese Grabmäler stammen, von wem und für wen sie verfertigt worden sind. Aber gegenwärtig gelten sie in Jerusalem für die Gräber biblischer Personen von Bedeutung, obschon bei Juden und Christen, das Denkmal des Absalon abgerechnet, die Benennungen nicht übereinstimmen mögen. Die Judengräber drängen sich äußerst dicht zu den drei Monumenten hin um in ihrem Schatten zu ruhen, während sie sich scheu entfernt halten vom Maal des Absalon. Er selbst hat in jungen Jahren sterben müssen, hingegen seine Schande ist unsterblich. Millionen Juden- und Christenkinder wer-

den in den Schulen fort und fort mit Abscheu erfüllt gegen Absalon; im Thal Josaphat fliehen ihn gleichsam selbst die Todten, und vorübergehende Türken werfen einen Stein gegen das Maal, um ihren Fluch gegen Absalon und seine That damit auszudrücken!

Während Jerusalem vielmal bis zum Boden zerstört worden und jetzt verhältnißmäßig eine ganz geringe Stadt ist, und während die Stätten, wo die christliche, jüdische und mohamedanische Bevölkerung gegenwärtig zur Ruhe gelegt wird, nirgends ein Grabmaal aufzuweisen hat, wozu mehr als mittelmäßiges Vermögen erforderlich wäre, so liegt weiter südlich unter dem großen Dorf Siloah dagegen eine eingegangene Todtenstadt, welche aus bessern Zeiten stammen muß. An dem Berg sind nämlich zahllose Eingänge in die senkrecht abgestemmten Felswände eingehauen, welche in Grabkammern führen. Diese Thüren sind jetzt offen und die Kammern und ihre Todtentröge leer. Es liegt eine schwere Melancholie über dieser Berghalde. Mit ungewöhnlich großer Sorgfalt hatte das alte Jerusalem dafür gesorgt, die Gebeine seiner Todten zu bewahren und sie in Felsenkammern eingeschlossen; und jetzt sind die Verschlußsteine sämmtlich weggerissen, manche Thüren so aufgeschmettert, daß die Kammer eine ganz offene Seite hat, und nirgends ist auch nur ein einziges Todtenbein mehr zu finden. Die Vergänglichkeit läßt sonst am Kirchhof noch die Gebeine übrig; hier hat sie tiefer gefressen, sie hat auch noch den letzten Knochen abgenagt und aufgezehrt — und an allen diesen Vornehmen und Reichen des stolzen Jerusalems sind die Worte

des ersten Psalmes ganz wörtlich erfüllt: „Sie gleichen dem Staub, welchen der Wind vom Antlitz der Erde hinwegweht.“ Ober diesen Felsengräbern ragt und schaut herab der Acker Hakeldama, und der Berg des Aergernisses, und der Ort, wo sich Judas gehenkt haben soll, und das Dorf Siloah mit einigen tausend armen verwilderten Mohamedanern, reichliches Todtenfutter.

Abends oder vielmehr Nachts wird von katholischer Seite der Charfreitag besonders feierlich begangen. In der Gasse, welche zur h. Grabkirche führt, war eine Pechpfanne aufgepflanzt, deren große Flamme von einer türkischen Schildwache gehütet und besorgt wurde. Diese Aufmerksamkeit des Pascha für die katholischen Kirchgänger ist um so höher anzuschlagen, da im Reich des Sultans, selbst in Konstantinopel, nirgends Straßenbeleuchtung zu finden ist. Gerade an der vorhergehenden Weihnacht ging ich auch zu einem nächtlichen Gottesdienst, nämlich zu der Christmette in der Frühe, aber in einem christlichen Lande und einer katholischen Stadt, nämlich in Freiburg. Der große Dom ist bei dieser Gelegenheit so voll Menschen, wie fast niemals im Jahr; und es wird kein katholisches Haus in der Stadt sein, aus welchem nicht eine oder mehrere Personen in den genannten Frühgottesdienst gehen. Ungeachtet es aber stockfinstere Nacht war, wurden die Straßenlaternen nicht angezündet. Sie brennen Abends nur so lange, bis die Wirthshaussitzer alle gut nach Haus gekommen

sind; sie würden aber gewiß zu jeder Zeit besonders angezündet worden sein, wenn etwa ein Maskenball eine derartige Vorsorge wünschenswerth gemacht hätte. Der Pascha in Jerusalem hat menschenfreundlicher und christlicher gehandelt als die in Freiburg, welche in der Christnacht sich nicht bewogen fanden, für Tausende von Kirchgängern einige Gaslichter anzünden zu lassen.

Als ich in die h. Grabkirche kam, war sie ganz außerordentlich mit Menschen angefüllt; ich sah auch den Pascha von Jerusalem darin. Es wurde am Kreuzigungsaltar auf Golgatha eine Art sinnliche Darstellung von den Franziskanern vorgenommen, indem ein ziemlich großes Christusbild an einem Kreuz erhöht wurde, dann langsam vom Kreuz abgenommen, indem die Nägel ausgezogen wurden, das Bild, dessen Arme beweglich sind, mit Leinwand umwunden, von vier Franziskanern langsam getragen zum h. Grab, dort gleichsam die Einbalsamirung vorgenommen u. s. w. Der katholische Pfarrer Schiferle nennt in seiner „Reise in das h. Land" dieses eine rührende Ceremonie; der protestantische Engländer Robinson in seinem „Palästina" eine Mummerei, und Dr. Titus Tobler in seinem Buch „Golgatha" ein Puppenspiel. Mich sprach jene Ceremonie auch nicht an, deßhalb kann sie aber auf den Südländer und Orientalen dennoch erbaulich wirken und von diesem Gesichtspunkt aus ist sie ganz berechtigt und gleichsam nur eine dramatische Erweiterung dessen, was jedes Kruzifix unserm Andenken und Gemüth vorführen will. Dergleichen Ceremonien einen Schimpf- oder Spottnamen zu geben ist sehr wohlfeil und der Protestant

kann solches um so sicherer, da seine Kirche und sein Kultus wegen vollständiger Leerheit keinen Gegenstand darbietet, an welchem man ebenfalls seinen Witz auslassen könnte, so wenig als man an einer blinden glatten Mauerwand Gelegenheit hat Fensterscheiben einzuwerfen.

Bei diesem nächtlichen Gottesdienst wurde in sieben Sprachen nach einander und an verschiedenen Stationen gepredigt, nämlich italienisch, griechisch, englisch, teutsch, französisch, spanisch und arabisch. Die teutsche Predigt hielt Pater Wolfgang, die französische der Begleiter des Herzogs von Brabant, Abbé Mislin. Das Ganze währte bis gegen Mitternacht.

Der Charsamstag war nicht ein Tag der Erbauung, sondern ein Tag des Aergernisses; die Griechen hielten ihre Lichterfeier. Wenn der Teufel in diese Menschen gefahren wäre, um den christlichen Gottesdienst mit grimmigem Haß zu verhöhnen, so bliebe ihm nicht viel hinzuzusetzen übrig, was die Griechen hier wirklich treiben. Ich wurde heftig bewegt von einem Gemisch von Abscheu, Entsetzen, Zorn und Schmerz. Um die heil. Grabkapelle liefen fortwährend Schaaren halbzerlumpter Bursche und Männer unter großem Geschrei und heftigen Geberden. Manchmal ballten sich ganze Klumpen von Menschen zusammen und zerrten aneinander herum und stürzten sich heftig auf Andere vorwärts drängend. Manchmal packten sie einen Kerl und trugen ihn horizontal durch die Kirche, indem sie ihm das Gesicht ver-

hüllten und ein heftiges Gebrüll ausstießen; eben so wie die Erwachsenen machten es die Buben. Andere wurden gewaltsam ergriffen, aufrecht in die Höhe gehoben und auf die Schultern Anderer gestellt und so herumgetragen, zuweilen vier auf einmal, die sich wechselseitig an den ausgestreckten Armen hielten, zuweilen stürzte auch Einer freiwillig oder unfreiwillig herab — auf die Erde konnte er nicht fallen vor dem dichtesten Gedränge. Träger und Getragene schrieen und geberdeten sich aber wie in wilder Besoffenheit oder Raserei. Dieses wüste Toben wurde nicht gemindert, als die Priesterschaft und der griechische Patriarch mit mehreren Fahnen einen Umgang hielten, sondern diese wurden selbst gedrängt und gestoßen. Manche hatten sich von oben bis zu den Hüften entblößt, Andere ihren Turban herabgenommen, wo dann der kahlgeschorene Kopf nur einen dünnen Zopf am Scheitel zeigte, der wie ein Rattenschwanz wedelte. Zugleich konnte man Kinder und Weiber sehen, welche in der Kirche Tabak rauchten; Andere sah ich mit einander ringen, wie auf der Gasse. Zuweilen, wenn es zu arg wurde, schlug ein türkischer Offizier in höchster Gemüthsruhe, ohne im Geringsten eine Miene zu verziehen, mit einer Peitsche auf einen solchen bestialischen Haufen; in ihrer wüthenden Aufregung schienen es aber solche Menschen kaum zu fühlen. Einmal riß ein solcher Kerl einem der im Kreis aufgestellten türkischen Soldaten in seiner Raserei eine Flinte aus der Hand, worauf dann die Türken ihn mit Gewehrkolben niederschlugen. Als nun das erste Licht aus der h. Grabkapelle endlich vom Patriarchen her-

ausgebracht wurde, stürzte der alte weißhaarige Priester mit zwei Fackeln heraus und lief wie aus einem brennenden Haus in die griechische Kirche hinein. Der Pöbel glaubt, das Feuer falle vom Himmel und habe wunderbare Kräfte, und alles Griechenvolk drängt darauf los alsbald die eigenen Kerzen daran anzuzünden, und in außerordentlicher Schnelligkeit haben Tausende in der Kirche brennende Lichter in der Hand. Weiber entblößten ihre Brust und stießen sich das brennende Licht darauf und für das erste Licht, das an dem des Patriarchen angezündet wird, zahlt man oft Summen bis zu hundert Gulden.

Wenn ein großes Unglück geschieht, ohne daß bedeutendere Versündigungen vorausgegangen sind, so sieht man solches mit Recht für Trübsale an, welche die Erziehungsweisheit Gottes gern auch über seine Kinder kommen läßt. Wenn aber Jahre lang Greuel irgendwo geschehen, so sammeln sich daselbst allmälig schwere Gewitterwolken von Schuld, und auf einmal bricht der Blitz und Hagel fürchterlicher Strafe herein — und dann wird es wieder ruhig; aber nach Menschenart erschrickt man und macht dann wieder fort, wie vorher.

Im Jahr 1834 waren bei der Lichterfeier über sechstausend Personen in der Kirche. Die griechischen Priester waren in der h. Grabkapelle eingeschlossen um dort vorgeblich das Feuer zu erflehen, respective das Feuer anzumachen. Solches währt manchmal eine halbe Stunde. Das Gedränge bei diesen Anlässen ist aber ganz fürchterlich; ich fühlte mich selbst in wesentlicher Gefahr erdrückt zu werden. Nun kam damals der Umstand, daß

einige Personen in Ohnmacht fielen, als das Feuer erschien, wo das Gewühl ganz rasend wird um sich zuzudrängen; man hörte Nothgeschrei. Da ergriff plötzlich ein panischer Schrecken alles Volk, als wolle die Kirche einstürzen oder sei im Brand; plötzlich rannte Alles wie in Todesangst dem Portal zu. Dieses öffnet sich aber nach innen; deßhalb war es wegen der nachdrückenden Menschenfluth unmöglich es zu öffnen. So wurden denn durch diese sinnlos gewordene Masse in blinder Jast innerhalb einer Viertelstunde zweihundert Personen in der Kirche zu todt gedrückt und zu todt getreten, und etwa einhundert so zugerichtet, daß sie noch in derselben Nacht starben. Dessenungeachtet ließen sich die Griechen nicht bewegen den jährlichen Skandal aufzugeben.

Wenn man mitten in diesen Wüstigkeiten und dieser bachantischen Orgie an heiliger Stätte die aufgestellten türkischen Soldaten ansah, wie sie mit ruhigem Ernst dastanden ohne Spott oder Lachen, ja selbst ohne Neugierde, so mußte man sie wahrhaft hochachten gegen das Gesindel der orthodoxen griechischen Kirche. Ein türkischer Soldat, wie den andern Tag der katholische Patriarch erzählte, äußerte sich sehr einfach und treffend dabei: „Die Griechen haben keinen Gott.“

Man kann genug hören und lesen, wie mit den ärgsten Ausdrücken der Entrüstung und des Abscheues sich Europäer über diesen Skandal aussprechen. Und gewiß ist diese Raserei an dem heiligsten Ort, an dem ernstesten Tag von Menschen, die Christen sein wollen, eine größere Beleidigung Gottes, als ähnliche Greuel im

Heidenthum. Es wurde mir klar, in diesen griechisch Gläubigen ist kein christlicher Segen. Ihre Kirche ist ein abgeschnittenes, lederartig eingeschrumpftes Glied der Christenheit, ein alter Ornat, und innen haust die zuchtlose verdorbene Menschenseele mit all' ihren Sünden.

Dennoch haben meiner Ansicht nach unsere Europäer mit ihren Polizeitugenden keine Berechtigung oder Beruf, sich zu ereifern und den Stein der Verdammung auf diese Orientalen zu werfen wegen ihres Unfugs, der eben doch mehr aus religiöser Verwahrlosung als aus Bosheit verübt wird. Gewiß beleidigt man bei uns durch vollwichtige und klarwissentliche Sünden ganz anders und tiefer den Herrn, als dieses ungezogene Araber- und Griechengeschlecht durch seinen Kirchentumult. Und es ist mir wahrscheinlich, daß die Unsittlichkeit und überhaupt die Unchristlichkeit beim vornehmen und niedern Pöbel in unsern Städten, der moralische Unrath viel umfang- und gehaltreicher ist, als bei den rohen Arabern dort, die griechisch getauft sind. Als ich einmal Nachts bei Mondschein durch einige Gassen von Jerusalem ging, fiel mir hier die Ruhe und der Anstand auf, welche allenthalben wie in einer Kirche verbreitet waren, obschon die Stadt zwanzigtausend Einwohner hat. Da sieht man nicht das liederliche Abpassen und Zusammenstehen von Personen beiderlei Geschlechtes, die Bierhausschlemmerei, das Fahren der Droschken, welche schamlos gekleidete Töchter zum Ball führen, oder das Zuströmen zu dem modernen Götzentempel, wo der Geschlechtstrieb apotheosirt und der Ehebrecher mit Bei-

fallklatschen und Bravo belohnt wird. Nicht einmal Eheleute gehen in Jerusalem mit einander auf der Straße, sondern beide Geschlechter halten sich in der Oeffentlichkeit getrennt. Wenn ferner bei uns Herren und Schneidervolk aus allen Ständen grundsätzlich an Sonn- und Feiertagen die Kirche verachten, so ist damit Gott mehr im Geist und in der Wahrheit beleidigt, als durch das Ausarten gottesdienstlicher Gebräuche zur Caricatur, wobei aber in Vielen keine Absicht und kein klares Bewußtsein sein mag, daß die Religion verunehrt werde.

Ueberhaupt kommt einem bei diesem Leben und Treiben die h. Grabkirche selbst vor wie der Mikrokosmus, der Extrakt der Gesammtkirche auf der ganzen Erde. Die Türken haben die Schlüssel zur Kirche und sehen dieses als Erwerbszweig an und führen Polizei drin. Dann besitzen die Griechen daselbst Altäre und manche Gerechtsame; deßgleichen die Armenier, die Kopten, die Syrer. Bei den Katholiken selbst sind schon Unfreundlichkeiten vorgekommen zwischen den französisch und den östreichisch Gesinnten. Während der katholische Gottesdienst am Charfreitag gehalten wird, hört man den rücksichtslosen, wohl auch absichtlichen Lärm der andern Confessionen des Orients; zugleich laufen protestantische Engländer umher und einzelnen Katholiken mag auch mehr der Tourist in den Gliedern stecken, als der gläubige Pilger. Dasselbe was wir in der h. Grabkirche während der Charwoche, schaut Gott unaufhörlich im Großen und Weiten auf der ganzen Erde. Die katholische Kirche dient ihm, in ihr selbst spalten sich manche gegnerische Gemüther und

hunderttausende Katholiken sind so religionsleer wie ein gemeiner vergnügungshungeriger Tourist. Dann drängt sich um und zwischen die katholische Kirche das Schisma von allen Farben, dann der Protestantismus, dann der Mohamedanismus bis zum Heidenthum herab. Wie aber Gott dieses Gewirr ruhig ansieht und allmälig ausgähren wird lassen, so gewöhnt man sich auch in der h. Grabkirche allmälig an diesen Lärm, so daß man zuletzt davon ungestört gut und innig beten kann.

Das Brevier legt dem Geistlichen in der Charwoche eine Oration vor, die bei jeder Hora der drei letzten Tage wiederholt wird. In wunderbarer Einfachheit und zugleich Allumfassung und Tiefe heißt es da: „Respice, quaesumus Domine, super hanc familiam tuam, pro qua Dominus noster Jesus Christus non dubitavit manibus tradi nocentium et crucis subire tormentum, qui tecum vivit et regnat in unitate spiritus sancti deus in saecula saeculorum. Amen. Schau herab, wir bitten, Herr, auf dieses dein Gesinde, für welches den Händen der Uebelthäter übergeben zu werden und des Kreuzes Marter sich zu unterziehen kein Bedenken trug unser Herr Jesus Christus, der mit dir lebt und regiert in Einigkeit des h. Geistes als Gott in alle Zeit und Ewigkeit. Amen." Gott wird gleichsam die stärkste Gewalt angethan sich unser zu erbarmen, indem ihm vorgehalten wird was sein Sohn für uns gelitten hat, und es wird nur von ihm begehrt uns anzuschauen durch den versöhnenden und verschönenden Geisterkristall Christus und den Rubin seines Blutes. Im Erbarmungsblick Gottes auf uns ist dann

Alles eingeschlossen, was uns nur helfen und beseligen kann, den Ungläubigen Glauben, den Irrenden Einsicht, den Gespaltenen Einheit, den Gehässigen Liebe, den Lauen Wärme, den Sündern Vergebung, den guten Christen Vervollkommnung.

Wenn man auf dem Oelberg steht und hinüberschaut zu dem Gegenberg, auf welchem Jerusalem sich ausbreitet, so zieht nichts den Blick unwillkürlich und gewaltsam so sehr an sich, als der südöstliche Theil der Stadt. Dort liegt nämlich eine große mit Steinplatten bedeckte Fläche, die wohl mehr als eine Viertelstunde im Umfang hat und darauf die merkwürdigste Moschee der Welt, von den Türken überaus heilig gehalten, die Omarsmoschee. Und während sie der Türke besitzt und eifersüchtig hütet, schaut der Jude und der Christ aus der Entfernung sehnsüchtig dorthin; denn es ist der Platz, wo einst der Tempel des alten Testamentes gestanden hat. Da nun die Türken nächst der Moschee zu Mekka keine höher verehren als diese zu Jerusalem, so ist unter Todesstrafe verboten, daß Jemand hineingehe, der nicht Mohamedaner ist. Deßhalb hängen Steine an Stricken über den Thoren zu dem großen Tempelplatz, um jeden Christen oder Juden zu warnen, indem er durch den Eintritt Steinigungstod zu gewärtigen habe. Außerhalb der großen Umfangsmauer gegen Westen ist ein kleiner Platz, wo es den Juden gestattet ist zu beten. Man sieht hier noch uralte gewaltige Steine in den untern

Lagen der Mauer, einzelne Steine von mehr als doppelter Mannslänge, welche höchst wahrscheinlich noch von König Salomon herstammen. Hier soll es niemals leer sein von Juden, an Festtagen aber ist der Platz ganz überfüllt; es ist ihr Klageplatz, wo gleichsam wie ein ewiges Licht die Klage niemals ausgeht. Hier im Angesicht der ehrwürdigen Reste jüdischer Herrlichkeit sitzen die Juden mit entblößten Füßen, küssen den Boden und lesen Psalmen und Propheten und sonstige Schriftstellen, welche sprechen von dem Glanz und der Zerstörung dieser einst so heiligen Orte. Ich glaube, selbst der ärgste Judenfeind müßte gerührt und mitleidig werden, wenn er diese auch sonst so armen Juden seufzen und weinen sähe bei den letzten verwitterten Steinen aus tausendjähriger schönerer Vergangenheit. Bei uns sieht man gewöhnlich am Juden nur das Häßliche, beim gemeinen Juden schmutzigen Schacher, beim aufgeklärten Juden oft Religionshaß und mit den Strohblumen der Civilisation verzierte Niederträchtigkeit. In Jerusalem wird man beim Anblick der Juden daran erinnert, daß auch ein edleres vor uns gewöhnlich zugedecktes Feuer in ihnen glüht, die heiße schmerzliche Liebe zu ihrem niedergetretenen Vaterland und in Scherben zerschlagenen Gottesdienst. Wenn man hier diese ewige Trauer sieht, so kommt man von selbst zu der Ueberzeugung von dem was Paulus schreibt, daß Gott solche Treue auch im Irrthum nicht verachten werde und ganz Israel noch zur Erkenntniß kommen werde.

Ich ging einmal in das Judenquartier; es sieht un=

beschreiblich unrein aus und stinkt dort über alle Maßen von den Ueberresten geschlachteter Thiere. Selbst die Gassenhunde scheinen nur mit halbem Verdruß an dem vielen Aas herumzuschnobern. Die jüdischen Jünglinge sehen ganz weibisch aus. Sie tragen Pelzmützen (wahrscheinlich aus Galizien eingeführte Mode), und an beiden Seiten des Gesichtes hängt eine sehr lange dünne Haarlocke, gleichsam ein kleiner Zopf herab. Ihre langen bartlosen Gesichter sind sehr weiß mit bleichem Roth, wie Auszehrende. Die Juden in Jerusalem sollen größtentheils bitter arm sein bis zum Hungerleiden. Dafür sind sie aber mit Inbrunst religiös. Beides gedeiht nicht wohl neben einander, Reichwerden und großer religiöser Eifer. Selbst der Jude kann nicht wohl zwei Herren dienen; die Juden werden nur im Abendland sehr reich, wo ihre Religiosität einer Pflanze im Keller gleicht.

Während man in Konstantinopel für tausend Piaster einen Erlaubnißferman durch den Sultan erlangen kann, um in die Sophiamoschee zu gelangen, so gibt es kein Mittel für einen Christen um Einlaß in die Omarsmoschee zu bekommen. War ich in Konstantinopel auf eine eigenthümliche Weise ohne Ferman, jedoch nicht ohne Gefahr in die Sophiamoschee durch einen türkischen Beamten und Iman gebracht worden, so sollte mir nun auch in Jerusalem die außerordentliche Gelegenheit zu Theil werden, die Omarsmoschee zu betreten. Der Sultan hatte nämlich an den Paschà von Jerusa-

lem den Befehl ergehen lassen, dem Herzog von Brabant Alles zu zeigen, was er wolle. Unter Allem aber was türkischer Seits in Jerusalem gezeigt werden kann, ist nichts, was an Interesse und Merkwürdigkeit der großen Moschee gleich kommt; daher sollte auch diese besichtigt werden. Der Herzog hatte schon vorher den freundlichen Wunsch geäußert unsere Pilgerschaft kennen zu lernen, weßhalb wir dann Alle ihm Besuch machten. Nun ließ er noch das Anerbieten machen, daß Fünf von unserer Gesellschaft ihn begleiten, wenn er in die Omarsmoschee gehe. Einige verzichteten freiwillig darauf, unter den Uebrigen wurde geloost; das Loos traf auch mich. Man sprach davon, wie unter den Türken eine große Gährung sei, daß ihr Heiligthum von Ungläubigen betreten werden solle; sie haben eine Prophezeiung, daß wenn Christen in diese Moschee gehen, so werde es vierzig Jahre nachher mit der mohamedanischen Herrschaft und Religion zu Ende sein; daher sei jetzt allgemein Zorn und Bestürzung in der Stadt. Man habe deßhalb die Türken mit dem Vorgeben zu beruhigen gesucht, daß der Herzog ein gewaltiger Gegner der Russen sei.

Wir mußten uns zu einer bestimmten Zeit in das Haus des Pascha begeben, um dort theils die Einlaßbillete in Empfang zu nehmen, theils den Herzog zu erwarten und ihm uns anzuschließen. Während wir so im Hofe des Palastes, der an der Stelle des Palastes von Pilatus steht, warteten, kam mir ernstliche Gewissensunruhe, ob es auch recht sei die Türken so schwer in ihrem religiösen Gefühl zu verletzen durch das Ein-

dringen in ihre so hochverehrte Moschee. Es steht zwar in keinem scolastischen Moralkompendium oder Katechismus etwas von einer derartigen Sünde, und wer gewöhnt ist nur die Uebertretung von bestimmt ausgesprochenen Satzungen für Sünde zu halten, wird meine Bedenklichkeit für leere Skrupulosität ansehen. Ich konnte mich nur einigermaßen dadurch beruhigen, daß die Türken auch unsere christliche h. Grabkirche nicht nur betreten, sondern geradezu als ihre Domäne besitzen; wenn es sich nun füge, daß wir Christen auch einmal ihre Moschee betreten können, so geschehe ihnen nur, was sie tausendfältig den Christen gegenüber thun, und nur durch anfänglichen Zwang können sie allmälig an Toleranz gewöhnt werden. Auch einige Franziskaner durften sich dem Zuge anschließen.

Als wir zu einer Thüre der großen Umfangsmauer gelangten, mußten die Einzelnen ihren türkisch geschriebenen Erlaubnißzettel zeigen. Auf dem weiten Tempelplatz waren verschiedene Abtheilungen Militär aufgestellt, und eine andere Abtheilung, etwa eine halbe Kompagnie, begleitete uns zum Schutz überall hin, selbst in die Moschee hinein. Als der Vorplatz terrassenförmig sich erhöhte und an steinernen Treppen aufgestiegen wurde, mußten Alle Schuhe und Stiefel abziehen. Der Gedanke, daß dem religiösen Gefühl und der Gewöhnung aller Mohamedaner nun eine tiefe Wunde versetzt werde, indem zum erstenmal seit Erbauung der prächtigen Moschee jetzt eine ganze Schaar Christen hineingehe und Alles anschaue, mag auch bei manchem aus uns eine Anwandlung von Bangigkeit verursacht haben.

Kaum waren wir einige Minuten darin, so hörte man plötzlich ein lautes Rufen und Heulen; man konnte schon darin den ersten Funken eines schnell sich entzündenden Aufruhrs besorgen — denn wenn die Türken in ihrem Fanatismus über uns hergefallen wären, würden wohl die Soldaten schwerlich gegen ihre Glaubensgenossen in einer Glaubensangelegenheit gekämpft haben. Doch wurde, ich sah nicht in welcher Art, der vor Schmerz heulende Derwisch bald still gemacht; andere Türken standen umher mit Thränen in den Augen; andere schienen es als unausweichliches Geschick mit Resignation hinzunehmen.

Die Moschee ist achteckig und oben mit einer Kuppel bedeckt. Der äußere Anblick schon ist sehr schön durch die elegante Form und das reiche Baumaterial; die Außenseite besteht nämlich aus weißem Marmor und farbiger hauptsächlich blauer Glasur, und eine jede der acht Seiten öffnet sich in sieben hohen Fenstern, welche wie an unsern gothischen Domen mit farbigem Glas geschmückt in Spitzbogen auslaufen. Vier Portale sind nach den vier Himmelsgegenden gerichtet; sechs Marmorsäulen schmücken den südlichen Eingang. — Tritt man in die Moschee hinein, so wird man anfänglich gleichsam geblendet durch die ganz unerwartete Gestaltung. Wie wenn diese Moschee durch ihre Abtheilungen den Tempel Salomons nachbilden wollte, so sind kreisförmig drei Tempelräume ineinander geschachtelt. Ungefähr zehn oder zwölf Fuß von der ersten Umfangsmauer entfernt bilden acht Pilaster, welche wieder korinthische Säulen zwischen sich haben, ein neues Achteck.

Ueber diesen zweiunddreißig Marmorsäulen und Pilastern zieht sich ein Architrav oder Gebälk; das Seltsame und doch Gefällige daran ist der Umstand, daß dann ober dem Gebälk die Wand selbst mit zierlichen Spitzbogen durchbrochen ist, so daß aus dem griechischen Baustyl der gothische wächst und sich darüber erhebt. — Nun kommt ein mehr als noch einmal so breiter Raum, der nach innen wieder begränzt ist durch sechszehn Säulen, welche nicht durch einen Architrav, sondern in römischem Baustyl durch runde Bogen mit einander verbunden sind. Die schönen korinthischen Marmorsäulen sind wahrscheinlich aus griechischen und römischen Tempeln genommen. Diese innerste Abtheilung umfaßt nun für den Türken das größte Heiligthum und für jeden Fremden die größte Merkwürdigkeit. Es ragt nämlich daselbst zehn bis zwölf Fuß hoch aus dem Boden ein großer natürlich belassener Fels, über welchen in ähnlicher Art wie über die h. Grabkapelle ein Baldachin gezogen ist. Um den Fels herum zieht sich ein vergoldetes Gitter von Eisen. Unter diesem Felsen ist eine ziemlich große Höhle, zu welcher in Felsen gehauene Stufen hinabführen. Auf diesem Felsen soll Abraham seinen Sohn Isaak zum Opfer dargebracht haben, und in dieser Höhle soll Mohamed nach dem Glauben der Türken einst Gericht halten über die Welt. Eine noch wunderlichere Sage ist es bei den Mohamedanern, daß dieser Fels eigentlich in der Luft schwebe und man habe nur deßhalb auf einer Seite eine Stütze angebracht, weil schwangere Frauen durch den Anblick des zwischen Himmel und Erde schwebenden Felsen zu sehr erschrocken seien. Die

Christen des Mittelalters hielten ihn für den Stein, worauf Jakob geschlafen und von der Himmelsleiter geträumt habe. Da der Berg Moria überall zu einer Fläche ausgeebnet ist, so ist es nicht wohl anders denkbar, als daß dieser Fels schon zu Davids und viel früherer Zeit eine besondere Bedeutung hatte und in Ehren gehalten wurde, indem er sonst gewiß nicht allein mitten im Tempelplatz unberührt herausragen dürfte. Ueber dem Felsen wölbt sich die hohe Kuppel; die Bogen und Wandung, welche zu ihr aufsteigen, sind mit goldener Stukaturarbeit und arabischen Inschriften geziert.

Südwestlich von diesem prächtigen Bau steht eine andere Moschee von einer Bauart, wie es wohl keine zweite im Reich des Sultans mehr gibt, nämlich eine außerordentlich große Basilika mit fünf Schiffen, welche beinahe eine Breite von zweihundert Fuß haben; daran sind dann wieder zwei größere und zwei kleinere Moscheen angebaut. Mit umständlicher Beschreibung der Lage und Gestaltung dieser Moscheen mag ich mich und den Leser nicht weiter ermüden. Deßgleichen übergehe ich noch manche andere Kuriositäten, welche auf diesem großen Tempelplatz zu sehen sind und woran sich kuriose Sagen knüpfen. Nur erwähne ich noch eines Springbrunnens, aus welchem zwar das Wasser nur kümmerlich und matt springt, dessen Herkunft ich mir aber nicht anders erklären kann, als daß Salomons Wasserleitung von Bethlehem her wieder hergestellt ist. Denn aus Jerusalem selbst kann dieses Wasser nicht kommen. In dem Bassin dieses Brunnens liegen uralte Säulenkapitäler, von denen

man behauptete, sie stammten noch vom Tempel Salomons her.

Was mich aber auf diesem schönsten Platze von Jerusalem mehr als alle Merkwürdigkeiten ansprach, war der Anblick des gegenüber liegenden Oelberges, wie denn überhaupt der Oelberg alle christliche Denkwürdigkeiten des heiligen Landes insofern übertrifft, als er die eigentliche Heimath des Herrn ist. Was ihm Johannes unter den Menschen war, das war ihm der Oelberg unter den Orten, Ruhe und Linderung für seine Seele. Ja der Oelberg vereinigt in sich die zwei entgegengesetzten Pole des ganzen Erlösungswerkes: am Fuße des Berges begann sein Leiden, auf der Höhe des Berges führte er als Sieger unsere menschliche Natur in den Himmel. Zugleich gibt es keinen Ort in Palästina, welcher so sicher der richtige ist, als gerade der Oelberg. Während er aber für das christliche Andenken ein theures heiliges Denkmaal ist, so hat er auch ohne Reflexion unmittelbar selbst für das Auge einen seltsamen Reiz, nicht als wären ungewöhnliche landschaftliche Schönheiten dort zu sehen, sondern es liegt eine eben so gewisse als unerklärliche höhere Freundlichkeit über diesem Berg. Es machte zu wiederholten Malen, wenn der Berg mir zu Gesicht kam, den Eindruck auf mich, wie wenn er eine Persönlichkeit wäre, eine schöne menschenfreundliche Seele, ein gütig lächelnder Engel. Ja selbst die lebhafte Erinnerung daran weckt eine Stimmung, wie wenn ich eine liebliche Melodie wieder hörte. Auf dem Tempelplatz in Jerusalem, dieser mächtigen Terrasse, hat man aber gerade so nah und vollständig

den Oelberg vor sich, wie man auf dem Münsterthurm zu Freiburg den ganzen Schloßberg gegenüber schaut, womit jener in Höhe und Gestaltung ohnedieß viele Aehnlichkeit hat.

Am Abend des Charsamstages ging ich noch einmal in die h. Grabkirche; griechisch-glaubende Weiber und Kinder hatten sich an den Wänden umher gelagert und Zurüstung gemacht um daselbst den Ostermorgen zu erwarten. Es schien mir ziemlich familiär hier zuzugehen.

Am Ostersonntag in der Frühe fand ich den griechischen Antheil in der h. Grabkirche gleichsam im Wasser; es gehört nämlich zum griechischen Ritus, daß am Ostertag die Kirche gewaschen wird — es würde sich allerdings mehr noch gebühren nach solchem Unfug, der in der Kirche während der Charwoche getrieben worden, nämlich daß sie auf's Neue geweiht würde. Später war ein feierliches Hochamt der Katholiken; Musik und Gesang, womit dasselbe begleitet wurde, waren sehr gut; schon während der Charwoche hatten wir zuweilen Gelegenheit den ausgezeichnet schönen Gesang in der Kirche zu bewundern. Die lieblichen Melodien, von den glockenhellen Stimmen der arabischen Knaben gesungen, dringen mächtig durch's Ohr in die Seele, daß all' ihre Saiten anfangen zu tönen und mitzusingen.

Ich ging noch am Vormittag mit einem oder zwei Begleitern zum westlichen Thor der Stadt hinaus und wir machten außerhalb der Ringmauern zum nördlichen Damaskusthor einen Spaziergang; Jeder überließ sich seiner Betrachtung. Die innere Unruhe, welche bei der

Ankunft an solchen Orten zuerst die Seele gähren und wogen macht, hatte sich gelegt, und es war die Stille eingetreten, wo sich Alles in der Seele spiegelt, wie das Ufer und der Kahn über dem glatten See. Und auch von außen war es an unserm Weg unendlich still und einsam. Jerusalem selbst sieht mit seinen hohen Mauern, Zinnen, Thürmen und Kuppeln so romantisch aus, wie eine Phantasie aus occidentalischen und orientalischen Bildern es nur aufbauen mag. Außerhalb der Mauern streckt sich nördlich ein weites Hügelland hin; es war ziemlich grün durch Gerstenfelder und Pflanzungen von Oelbäumen; allenthalben reckten aber dazwischen Fels- und Mauerstücke ihr kahles dürres Gestein an den Tag, abgenagtes Gebein der Erde. Dann kam erst noch ein mohamedanisches Todtenfeld mit seinen trostlosen einförmigen Denksteinen und den Gräbern der Unerlösten. Es machte Alles einen Eindruck von weitem unermeßlichem Todtsein und Begrabensein — und es war doch Ostertag und Ostermorgen.

Correctur.

Wenn der Schreiner nicht lauter abgelegene ausgetrocknete Bretter nimmt, so zeigt sich zuweilen hintennach der Schaden, wenn das Möbel fertig ist. Es verbiegt sich etwas oder bekommt einen Sprung, sei es noch so gehobelt und polirt. Ohne auf letztern Glanz Anspruch zu machen, finde ich Schiefes und Schadhaftes auch an vorstehendem Stückwerk und will den Rest dieses Blattes benützen, um das Nothwendigste daran auszubessern.

1) Zu Seite 83. In Betreff der Freimaurer hörte ich, daß da und dort, besonders in Nordteutschland, auch Gesellschaften diesen Namen sich beilegen, welche weiter gar nichts im Schild führen, als unsere sogenannten Museumsgesellschaften, nämlich Zeitungen und Romane zu halten, Rauchtabak- und Biergespräche zu führen und ihre Töchter auf dem Ball sehen und tanzen zu lassen — folglich ganz ehrsam seien. Auch soll es Mauerschaften geben, wo viele tugendlich und erhaben tönende Reden erschallen, die Wohlthätigkeit hoch gepriesen und Geld hiefür gesammelt wird; wahrscheinlich werden sie auch sonst viel Gutes thun, nur kenne ich es nicht.

2) Zu Seite 125. Hier mag wohl gegen den Geist der Kirche die Figuralmusik zu sehr gepriesen und der Choral herabgesetzt sein. Ich gestehe es zu und will überhaupt meine dortige Behauptung nur als gültig für meine Person aufgestellt haben. Wer übrigens in Italien oder Frankreich schon Choral und anderseits die treffliche Figuralmusik in Freiburg gehört hat, der wird meinen Privatgeschmack hierin nicht absonderlich finden. Allerdings wird es viel leichter sein einen erbaulichen Choral als eine gute Figuralmusik herzustellen.

3) Zu S. 146. Dort steht Maler Reitmaier; es soll heißen: Halbreiter und sind seine in der literarisch-artistischen Anstalt von Cotta erschienenen Bilder gemeint.

4) Zu S. 168. occulitur statt occuliter.

5) Zu S. 191. omnes statt omnem.

6) Zu S. 192. pabulo statt papulo.

Besuch

bei

Sem, Cham und Japhet.

Zweite Hälfte.

III. In der Mitzpe, den 24. Dezember.

Es ist morgen Christtag. Die mir von Kindheit so eigenthümlich liebe Stimmung, der warme Weihnachtshauch über die schneebedeckten Berge und Thäler hin und [illegible] an den [illegible] der [illegible] an den [illegible] und [illegible] mir so die Seele; er weckt alte Bilder [illegible] ganz klar noch fernere Zeit und nach [illegible], und diese andere Luft [illegible] und ihre [illegible] Gewalt. Weg der Natur und von der Kirche [illegible] muß ich mir diese heiligen Tage wieder zu dem [illegible] Worte zurückbringen und [illegible] nach [illegible] [illegible].

Am Abend des Christtages machten wir uns auf den Weg nach Bethlehem. Der kein romantischer Aufenthalt [illegible] ich längere Zeit mit einigen Andern, weil der Rest der Gesellschaft noch erwartet werden mußte. Wenn man einer Gesellschaft in der Art angeschlossen ist, mag man es machen, so ist es dem Einzelnen, wie wenn er [illegible] dem Willen nicht fügsame Glieder [illegible] wäre, die er nachschleppen muß ohne [illegible] zu sein. Ein junger Franzose, [illegible] gelehrter, [illegible] betrachte ihn als eine besondere [illegible], wie am Weg nach Beth-

III. In der Wiehre, den 24. Dezember.

Es ist morgen Christtag. Die mir von Kindheit so eigenthümlich liebe Witterung, der warme Westwind, weht über die schneebedeckten Berge und Fluren hin und singt sein Lied in den Orgelpfeifen der Pappelallee an der Dreisam und haucht mir in die Seele; er weckt und hebt die Phantasie zum Flug nach ferner Zeit und nach Süden, wo diese mildere Luft herströmt und ihre Wärme bringt. Von der Natur und von der Kirche erinnert will ich nun diese heiligen Tage wieder zu dem heiligen Land zurückkehren und die Reise nach Bethlehem erzählen.

Am Abend des Ostertages machten wir uns auf den Weg nach Bethlehem. Vor dem romantischen Jaffathor hielt ich längere Zeit mit einigen Andern, weil der Rest der Gesellschaft noch erwartet werden mußte. Wenn man einer Gemeinsamkeit in der Art angeschlossen ist, wie wir es waren, so ist es dem Einzelnen, wie wenn er um zwanzig halblahme dem Willen nicht fügsame Glieder vervielfältigt wäre, die er nachschleppen muß ohne von ihnen gefördert zu sein. Ein junger Europäer, herrisch gekleidet, redete mich an und bemerkte mir als eine besondere Merkwürdigkeit, wie am Weg nach Beth-

lehem ein Ort sei, wo viele Todtenköpfe liegen; Ibrahim Pascha habe dort einige hundert Bauern tödten lassen um ein Exempel zu statuiren. Einige Wochen später während der Fahrt nach Kairo fragte mich ein Herr, der auch aus Palästina kam, ob ich bei der Wanderung nach Bethlehem nicht im Grabmal der Rachel gewesen sei. Beide verriethen dadurch ihre Confession, letzterer daß er ein gläubiger Jude sei, ersterer daß er ein Aufgeklärter und über Beschneidung oder Taufe hinaus sei; denn obschon Jeder wußte, daß die Geburtsstätte Christi das Ziel unserer Reise nach Bethlehem sei, äußerte doch keiner mit einem Wort das geringste Interesse für eine christliche Merkwürdigkeit.

Ich habe einmal einen Hund betrachtet und so recht die Armuth dieses Thieres gefühlt, daß es nichts von Gott seinem Schöpfer weiß, und lebt und verlebt ohne je Theil an ihm zu bekommen. Wenn aber der Hund seiner Natur gemäß keine Augen für Gott hat, wie der Wurm nicht für die Sonne, so verschließt der Mensch oft freiwillig seine Augen für Gott und wühlt sich mit Leib und Seele in die Erde hinein und will seine geistigen Anlagen nur verwenden für die Angelegenheiten des Fleisches oder des Mammons oder der Hoffart. Die Unseligkeit und Verantwortung einer solchen freiwilligen Blindheit fühlt sich am deutlichsten an solchen heiligen Stätten, denn wer ohne Christus ist, nachdem Christus Mensch geworden und verkündigt ist, und wer den in der Jugend überkommenen christlichen Glauben als unbequem abstreift und darauf tritt, der ist eigentlich auch ohne Gott; „Niemand kommt

zum Vater als durch mich"; der Gott des Juden war im Alten Testament unvollständig, und ist jetzt, nachdem er sichtbar und lebendig herausgetreten ist in seinem Sohne, eine abgelegte Hülle; und der Gott des Rationalisten ist ein geschnitztes Bild aus Phantasie, Hochmuth und weichlichem Behagen lügenhaft zusammengeleimt und modern angestrichen.

Der Weg von Jerusalem nach Bethlehem ist steinigt und zieht sich über Berghöhen fort. Nach einer Stunde etwa kamen wir zu einem griechischen Kloster, dem h. Elias geweiht. Es ist mit hohen festen Mauern umgeben, um in dieser Bergeinsamkeit gesichert zu sein vor gewaltsamem Eindringen räuberischen Volkes. Wir machten keinen Versuch Einlaß zu erhalten. Später führte uns der kümmerliche Weg an dem Grabmal der Rachel vorbei. Es ist ein gemauerter Würfel in der Größe eines einstöckigen Hauses, worüber statt des Daches eine Kuppel von Stein sich wölbt. Den Eingang verschließt eine eiserne Gitterthür, durch welche man in das leere Innere sehen kann. Da die Türken bekanntlich die Personen des Alten Testamentes auch in Ehren halten, so wird an diesen Ort von Juden, Türken und Christen gewallfahret. Ja die Türken halten es für heilsam auch im Tode in der Nähe dieses Grabmales zu liegen; obschon kein bewohnter Ort ganz nahe ist, sieht man Türkengräber umher; früher benützten die Türken das Innere des Monumentes als Moschee; jetzt haben die Juden den Schlüssel dazu. Zwar ist dieses Gebäude allerdings nicht uralt, aber aus den frühesten Zeiten schon hat man Nachrichten, daß hier

das Grab Rachels verehrt wurde und nur das Denkmal, welches früher eine Pyramide war, ist zeitweise erneuert worden. Man kann also wohl annehmen, daß dieses die Stelle ist, von welcher Moses in der Genesis redet 35. 17: „Und es geschah, als Rachel schwer gebar, sprach die Hebamme zu ihr: Fürchte nichts, denn auch dieser ist dir ein Sohn. Und es geschah, als ihr die Seele ausging, denn sie starb, da nannte sie seinen Namen: Ben Oni (Sohn meines Schmerzes) und sein Vater nannte ihn Benjamin. Und Rachel starb und wurde begraben auf dem Weg nach Efrat, das ist: Bet-Lechem. Und Jakob stellte eine Säule auf ihr Grab, das ist die Säule des Grabes Rachels bis auf diesen Tag." Diese Stelle ist somit in gewisser Beziehung die eigenthümlichste in der Welt; es ist hier ein Weib auf der Reise am Weg gestorben und begraben und ihr Grab wird schon vierthalbtausend Jahre bewahrt und verehrt und zwar zugleich von den Bekennern dreier ganz verschiedenen Religionen, von den Christen, den Juden und den Türken; und man kann mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß auch in der fernsten Zukunft, vielleicht bis ans Ende der Welt, diese Grabstelle nicht verloren gehen und vergessen werde. Es ist nicht wohl denkbar, daß solches ein Zufall ist — es muß ein geheimnißvoller Grund sein, daß Gott dieses so gefügt hat — vielleicht auch deßhalb, weil sie die Mutter des ägyptischen Josephs war, dessen Schicksal Vieles von Christi Leben und Person vorbildete.

Der erste Anblick eines Ortes, wie Bethlehem, macht einen seltsamen Eindruck auf die Seele; es ist wie wenn plötzlich das Bild, welches schon in der Kindheit der Seele vorgestellt und eingeprägt wurde, aus der innerlichen Vorstellung heraustrete und nun zu einer äußern Wirklichkeit sich verwandelte — es kommt einem vor wie eine alte Heimath, ja wie ein materiell Stein gewordener Theil der eigenen Seele; und sie fliegt mit dem Blick grüßend schon ferne dem Ort entgegen.

Bethlehem lag vor uns auf einer Anhöhe; die Gegend ist viel besser angebaut, besonders mit Oelbäumen, als wir es in Palästina bisher gesehen hatten. Es war schon Abend als wir in die Stadt einritten. Eine große Zahl der Einwohner saßen und standen feiertäglich gekleidet umher, denn es sollen gegen zweitausend Katholiken in Bethlehem sein, wohl mehr als in irgend einer Stadt des Landes. Weil es gerade Ostern war, hatten sie ihre beste farbenfrische Kleidung an; ihre Tracht in den langen weiten Gewändern ist aber sehr malerisch. Noch viel schöner aber war die auffallende Freundlichkeit, mit welcher uns die Leute empfingen. Große und Kleine grüßten uns theils, theils zeigten sie in sanftem heitern Lächeln ihre Freude, daß so viele Christen aus dem Abendland hierher kommen. Besonders fiel mir die Schönheit der Leute auf; sie ist ausgezeichneter und allgemeiner, als ich sie in irgend einem Ort von Palästina sah. Juden dürfen keine in Bethlehem wohnen, gewiß nicht ohne Fügung Gottes, so wie auch in Nazareth nicht. Es muß aber für einen Christen aus Bethlehem das Bewußtsein ein eigenthümliches Gefühl erwecken,

der leiblichen Abstammung nach denselben Geburtsort mit dem Heiland der Welt haben, ein Landsmann von ihm zu sein; auch in dieser Beziehung war mir der Anblick dieser schönen freundlichen Bewohner von Bethlehem interessant. Bethlehem muß selbst dem Menschensohn in seiner Verherrlichung die fast einzig liebliche Erinnerung von der Erde sein. Dort kamen die Hirten und Weisen ihm als Kind zu huldigen; die Bewohner von Bethlehem haben nicht wie die von Nazareth und Jerusalem ihn verfolgt; ja die Kinder von Bethlehem waren seinetwegen die ersten Märtyrer. Darum mag über diesem Ort jetzt noch und immer ein freundlicher Segen des Herrn ruhen.

Bevor wir im Kloster ankehrten, wollten wir vorerst den Ort besuchen, wo die Engel den Hirten erschienen waren. Derselbe liegt eine kleine halbe Stunde von Bethlehem entfernt in einem anmuthigen grünen Thal. Wir ritten einen felsigen Weg hinab und kamen dann an die Kapelle, wozu die Höhle eingerichtet ist, in welcher die Hirten sich befanden, als der Engel ihnen die frohe Botschaft verkündigte. Man steigt etwa zwanzig Treppen hinab. Ich zweifle nicht, daß dieses der richtige Ort war; denn seit jener Zeit sind gewiß die Christusgläubigen bis auf den heutigen Tag in Bethlehem nicht mehr ausgegangen, weßhalb auch die Wissenschaft des Ortes nicht ausgehen konnte, den die Hirten ihren Nachkommen zeigten, daß dort die himmlische Erscheinung zu ihnen gekommen und geredet habe. Später war von der Kaiserin Helena eine Kirche über dieser Höhle gebaut; die Höhle ist geblieben, die Kirche aber längst

zerstört; nur Steintrümmer und am Boden abgebroche-nes Gemäuer zeigen noch ihren Ort. Ein alter Araber, den ich in seinem Turban für einen Mohamedaner hielt, zündete Lichter an, zeigte uns die christliche Aus-schmückung und fing dann zu unserer Ueberraschung an der geheiligten Stelle an uns in lateinischer Sprache vorzubeten das Vaterunser, den englischen Gruß und den Glauben.

Ein Haufe junger Leute, welche uns von Bethlehem aus begleitet hatten, hielten unsere Pferde, bis wir aus der Höhlenkapelle zurückkamen. Es war schon tiefe Dämmerung geworden, als wir uns auf die Rückkehr nach Bethlehem machten; schon leuchteten angezündete Lichter von der Höhe herab; die Stadt sieht kastellartig aus, wie wenn sie aus lauter alten Burgen bestünde. Eine milde weiche Luft war über das Thal ausgegossen, der reine Himmel funkelte mit seinen stillen Sternen herab, als wollte er uns leise mahnen auch still zu sein. Da sahen wir, wie wenn die Christnacht auf's Neue angebrochen wäre, neben unserm Weg Schaaf-heerden lagern und Hirten, die dabei wachten. In Rüh-rung und Freude fühlte es die Seele, Gott zeige uns hier nicht nur den Ort, wo die heilige Nacht, Weih-nacht, sich ereignet hat, sondern wie ein Vater freund-lich den Kindern ein schönes Bild zeigt, so ließ uns Gott auch dort Hirten und Heerden sehen, ein Bild, wie es in jener Nacht hier gewesen ist.

Als Kind hatte manche Weihnacht ein sogenanntes Krippelein mir die Geschichte des Festes auf anmuthige Weise erzählt. Alles was nur eine Kinderphantasie zur hellen Flamme anfachen kann, war da zu sehen: die Engelerscheinungen und der Stern in der Höhe; ober den kristallfunkelnden Felsen die Stadt Jerusalem mit ihren Thoren, Thürmen und Zinnen; unten der Stall mit dem Kinde, Maria und Joseph, den anbetenden Hirten und Weisen — und allerlei Volk, Marktleute, selbst Jäger und Wild belebten die Wege, welche sich den Berg hinaufschlängelten. Das war für die Kinderseele. *) Jetzt in

---

*) In den Häusern der Vornehmthuenden besonders scheint die Krippe von dem Christbaum ganz verdrängt zu sein. Dieß ist nicht ohne Bedeutung. Bei dem Krippelein wird vorzugsweise die Phantasie des Kindes in Anspruch genommen und dem Religiösen zugewendet, und einem unverdorbenen Kinde kann man auf der ganzen Welt mit nichts eine größere Freude machen. Am Christbaum hingegen wächst nur Futter für die niedere Sinnlichkeit und Selbstsucht; die Phantasie geht leer aus, und statt, wie es doch gerade an Weihnacht sein sollte, den Geist des Kindes auch der Bedeutung des Festes, dem neugeborenen Heilande zuzuführen, führt der Christbaum gänzlich davon weg; denn die Seele des Kindes ist dann obenaus angefüllt mit Gedanken und Anschauen der erhaltenen Geschenke; bei manchen auch mit Verdruß, Neid und Zanken. Ein Kind, dem der Christbaum lieber ist als ein Krippelein, ist schon inwendig gemein und schlechter geworden. Wie niedrig der Christbaum steht und seine Freude daran, das zeigte besonders grell eine vornehme Dame in Karlsruhe, deren Eheherr es mir selbst erzählt hat. Sie hatte keine Kinder, und so wurde denn, wie es oft bei Reichen ohne Kinder und ohne Christenthum geschieht, die An-

reifern Jahren wollte mir der gütige Gott in anderer Weise, der Wahrheit näher, abermals eine Christnacht oder ein lebendiges Andenken daran vorführen.

Wenn es sich thun hätte lassen, allein zurückzubleiben und die Nacht in jenem Hirtenthal einsam betrachtend zuzubringen, dieß hätte gewiß noch viel mächtiger auf die Seele gewirkt, als das Uebernachten in der h. Grabkirche. Denn so heilig daselbst auch die Stätten sind, so sind sie eben doch alle gleichsam unsichtbar geworden durch Ueberbau und Marmorverkleidung, während jenes Thal noch Weide ist und Heerden und Hirten dort weilen und derselbe Himmel sich darüber wölbt, wie vor 1856 Jahren, als die Engel ihren Lobgesang dort sangen. In jenem Thal eine Nacht zubringen, da müßte der Seele die verschlossene Vergangenheit aufgehen, wie die Jerichorose in der Weihnacht. Ja ich wüßte auf der ganzen Welt mir nichts zu denken, was mächtiger und tiefer das Christenherz in jene heilige Nacht zurückführen könnte, wie wenn man Alles erlebe, was dort geschehen ist, als wenn man Nachts in jenem Thal an einem Hügel säße und zugleich die Musik hörte, welche ich heute im Hochamt gehört habe. Es war die Pastoralmesse von Abt Vogler, eines der größten musikalischen Kunstwerke auf der Welt. Im Credo winden sich die

---

lage zur Kindesliebe bei ihr bestialisch. Sie wendete dieselbe den Katzen zu. An Weihnacht nun mußten auch die an Kindesstatt angenommenen Katzen einen Christbaum haben; der Unterschied bestand nur darin, daß statt Zuckerbrod — Bratwürste daran gehangen wurden.

lieblichsten Melodien des Oboe wie Blumengeflecht um den Gesang, gleichsam wie wenn ein Hirte an der Höhe säße und über das Thal hin die süße Freude an dem holden Kind und eine leise Klage und Elegie über dessen schmerzliche Zukunft in Musik austönen wollte. Bei dem Incarnatus est ex Maria virgine greift die Musik mit einer unerhörten Gewalt in die Brust und wühlt wie ein kundiger Bergmann das Gold der süßesten Lust und Trauer aus dem dunkeln Schacht der Seele. Es ist darin die Jungfrau Maria und das Kind Jesus und die Liebe Gottes in wunderbaren Tönen gemalt. Zuweilen schien alles Volk von der Musik erfaßt zu werden, in ungewöhnlicher Stille schauten selbst gemeine Leute aus ihren Gebetbüchern auf und hörten auf diese unbeschreibliche Musik; ja Vielen mag an dieser Musik eine Ahnung aufgegangen sein von himmlischem Jubel und ewiger Seligkeit. (Ein Kind, welches sehr still und eingezogen in der Kirche sonst sich benimmt, schaute bei dem Incarnatus zu der Dame auf, die es bei sich hatte und sprach: „Das ist aber schön!" Die Dame antwortete: „so werden die Hirten gesungen haben." Das Kind erwiederte treffender: „nein, die Engel." —) Wo dann der Gesang sich dem Crucifixus est zubewegt, begleiten ihn die schönen Hirtenmelodien der Oboe immer noch, aber wie zerrissen und in Stücke zerschlagen. Eine ganz überirdische Herrlichkeit erscheint aber in dem Da pacem. Anfänglich kommt es einem vor, als wolle eine ganze Welt von Tönen jubelnd aus der Tiefe hervorbrechen und der Componist bemühe sich nicht sowohl sie hervorzubringen, als vielmehr sie zu

bewältigen und zurückzudrängen. Zuerst wogte es dumpf, wie wenn die Vorhölle ihr Hoffen und Freuen aus dem Abgrund heraufsänge — dann hörte man wie Engel singen; und als käme der Sang immer wieder aus andern Himmelsgegenden, von andern Engelchören, so tönte derselbe Jubel immer wieder in andern Tonarten und stets wechselnder Stärke — und vertönte zuletzt in leisem Sang und unsichern Tönen, als tönte es noch von dem fernsten höchsten Engelchor im Himmel droben unbestimmt herüber.

Ich habe etwas umständlicher davon gesprochen, denn diese Pastoralmesse ist ein Bethlehem, eine prachtvolle Krippe aus Tönen — und es lohnt sich der Mühe ihretwegen weit zu reisen, wer seinem Gemüth Christi Geburt auf diese Weise gleichsam ansingen will lassen.

Als wir nach Bethlehem kamen, war es schon Nacht. Wir wurden sehr freundlich im Kloster aufgenommen, wo wir schon angekündigt waren und für uns zugerüstet war. Da wir den andern Tag noch mit Umweg über St. Johann nach Jerusalem zurückkehren wollten, so machten wir in der Nacht noch unter Anleitung des Guardians unsere Prozession und Andacht an den heiligen Stätten. Jedem von uns wurde eine Kerze gegeben und dann führte uns der Pater in die große Kirche.

Diese mag wohl die älteste christliche Kirche sein im heiligen Lande. Es ist nicht wohl zu denken, daß die Geburtsstätte des Herrn, zumal da seine Mutter wäh-

rend der Verbreitung des Christenthums noch lange gelebt hat, verloren gegangen sei. Die Sage, daß daselbst schon im ersten Jahrhundert oder im Anfang des zweiten ein Bethaus oder Kirche gebaut und vom Kaiser Hadrian im Jahr 137 zerstört worden sei, hat deßhalb wesentliches Gewicht. Ich erinnere vergleichend nur an den Sterbeplatz der verhältnißmäßig unbedeutenden Rachel, welchem seit deren Tod bis auf den heutigen Tag in Palästina und im Gedächtniß der vielen Generationen niemals das Denkmaal ausgegangen ist. Weniger gewiß ist, daß Hadrian dem Adonis einen Götzentempel auf jener Stelle erbauen ließ. Im fünften Jahrhundert ließ der prachtliebende Kaiser Justinian, der Erbauer des weltberühmten und ältesten Domes, der Santa Sofia in Konstantinopel, die Basilika, welche Konstantin daselbst gebaut hatte, niederreißen, und nun einen so herrlichen Tempel, wie selbst in Jerusalem damals keiner zu finden war, erbauen. Fast, scheint es, sollte sein Bauwerk in Bethlehem dasselbe seltene Glück haben wie die Aya Sofia, daß sie heute noch, lange nach tausend Jahren, überdauernd steht. Wenigstens ganz zerstört ist die Kirche, so weit man weiß, seither nicht mehr worden, wohl aber wurde Erneuung des Daches und manche stückweise Bauten daran vorgenommen. Bethlehem als offener Ort hatte nicht das entsetzliche Schicksal von Jerusalem, das siebenzehn Mal erstürmt und zerstört worden ist; deßhalb blieb auch die Geburtskirche dessen, der auch von den Türken als Prophet geachtet wird, ungefährdet.

Allerdings ist von der goldigen Mosaik und all der

übermäßigen Pracht, welche alte Schriftsteller preisen, außer dem Chor wenig mehr zu sehen. Das Schiff der Kirche, achtzig Fuß breit mit vier Reihen von je eilf oder zwölf hohen Marmorsäulen, ist eine öde vernachlässigte Vorhalle geworden, von deren Seitenwänden manche Marmorsteine ausgebrochen und verschleppt worden sind. Im siebenzehnten Jahrhundert begingen die Griechen auch noch eine greuelhafte Judassünde an dem Tempel; sie rissen von dem Blei, womit das Dach gedeckt war, herab und verkauften es zum Kugelgießen an die Türken, welche damals gegen die Christen in Kandia Krieg führten. Dieser ruchlose Kram ist um so unbegreiflicher, da die Griechen sonst gern große Kosten zur Verherrlichung heiliger Stätten verwenden. Der Chor des Ganzen ist nun die eigentliche Kirche; derselbe ist vom Schiff durch eine bis zur Decke reichende Mauer abgesondert, wie die h. Geistkirche in Heidelberg.

Der Chor selbst hat einen schönen großen Hochaltar. In dem Querbau, durch welchen Schiff und Chor aneinander grenzen, steigt man nun ziemlich tief hinab in die Grotte, welche als die Geburtsstätte Christi verehrt wird. Sie mag die Größe eines mittelgroßen Schulzimmers haben und enthält drei Altäre. In der östlichen Seite dieser Grotte ist eine Nische, in welcher ein Altar von Marmor sich befindet; dieser Altar ist unten offen, wie ein Tisch. Innerhalb desselben ist ein Stern in die Marmorplatte eingelegt, welche den Boden bildet; dieser Stern ist jetzt bloß von andersfarbigem Stein, sonst war er von Silber und hatte früher sogar Strahlen aus Diamanten und sonstigen Edelsteinen. Darüber

hängen von der innern Altardecke herab mehrere stets brennende Lampen. Hier ist die Stelle, wo der Heiland der Welt zuerst als Mensch den Erdboden berührte.

Nicht weit davon ist ein Altar, welcher die Krippe zudeckt, in welche Christus gelegt worden sein soll; und der dritte Altar bezeichnet die Stelle, wo die drei Weisen aus Morgenland den neugeborenen König anbeteten. Diese beiden Altäre sind gleichfalls stets beleuchtet und jeder hat ein gutes Gemälde, wovon eines die Anbetung der Hirten, das andere die Anbetung der Weisen darstellt.

Unter allen Stätten, welche im heiligen Lande besucht und verehrt werden, ist wohl keine, wo man zweifelloser glauben darf, daß es die richtige ist, als gerade die Geburtsstätte des Herrn. Selbst Tobler, der keinen erdenkbaren Zweifel irgendwo unberührt liegen läßt, bestreitet dieses nicht.

Mancher gläubige Christ wünscht so gern an jener Stelle zu knieen, wo das Kind gelegen ist; und wem es zu Theil wird, wie uns, an jener Stelle zu knieen, der wünscht wie die Mutter und Joseph und die Hirten und die Weisen aus Morgenland auch das lebendige Kind vor sich selbst zu sehen. Und mancher frommen Seele ist schon der Gedanke gekommen, das allerhöchste Glück in diesem Leben wäre das, einmal, wie Simeon im Tempel, das Kind auf die Arme nehmen und küssen zu dürfen. Dieser Wunsch ist natürlich, aber immerhin ein Zeichen von der Unvollkommenheit unseres Glaubens; denn der Herr hat uns in der katholischen Kirche wirklich dieses Glück gegeben und ganz leicht

erreichbar gemacht. In jeder h. Messe siehst du denselben, der in Bethlehem in der Krippe lag, auf dem Altar liegen; in der Krippe lag er in der demüthigen Gestalt eines armen wehrlosen Kindes, auf dem Altar in der demüthigen unscheinbaren Gestalt einer Hostie, und dennoch, dort wie hier, verborgen gegenwärtig mit all seiner göttlichen Macht und Hoheit. Und so oft dein Herz Sehnsucht nach Christus fühlt und du dich im Sakrament der Buße gereinigt hast, darfst du mehr noch als Simeon, der das Kind im Tempel auf seine Arme nahm, du darfst ihn in dein Herz aufnehmen, weßhalb er in Gestalt einer Speise sich uns darstellt. Das ist der Grund, warum bei den Heiden im Anfang des Christenthums das Gerücht ging, die Christen äßen ein Kind; und weßhalb die Kirchenväter sagten, wir seien Christophoroi (Christusträger).

Vor mehr als 1400 Jahren ward ein sehr berühmter Mann, nachdem er zu Rom und andern großen Städten gelebt hatte, der Welt gründlich müde und zog nach Bethlehem, um dort an der Geburtsstätte des Heilandes auszuleben. Eine kleine enge Zelle war seine Wohnung, eine rauhe Bedeckung sein Kleid, ein wenig Brod und Kräuter seine Nahrung. Außer dem Gebet brachte er seine Zeit mit Studiren und mit Schreiben zu, und zwar ist eines seiner Werke, nämlich die Uebersetzung der heil. Schriften in die lateinische Sprache diejenige, welche die katholische Kirche als die beste und sicherste gebraucht

und empfiehlt. Mehr als dreißig Jahre lebte er in Bethlehem und starb daselbst. Er hatte sich selbst eine Grabhöhle in der Nähe der Krippe des Herrn aushauen lassen, damit auch sein Leichnam dort ruhe, wo sein Herz und sein Leben ruhte. Diese Stätte wird jetzt noch gezeigt, sie ist eine größere Höhle, zu welcher ein Gang von der Kirche aus führt. Jener Mann war der h. Hieronymus. Nun ist ein Altar mit seinem Bildniß in dieser Höhle, die Ueberreste hingegen des berühmten Kirchenvaters wurden später nach Rom gebracht. Die Werke des h. Hieronymus, jetzt in fünf großen Foliobänden gesammelt, gelten nach fast anderthalbtausend Jahren für so wichtig, daß wohl jede Universitäts- und bessere Klosterbibliothek sie besitzt und jeder Lehrer der geistlichen Wissenschaften sie kennt, und daß sie stets gelesen und geachtet sein werden, so lange das Christenthum auf Erden dauern wird. Selbst das leere Grab dieses Gottesgelehrten wird von Allen besucht, die nach Bethlehem wallfahrten. Wie steht es hingegen mit den Werken, dem Leib und dem Nachruhm unserer Gelehrten? Ihre Werke werden in der Gegenwart von der Partei und den hörigen Blättern hochgepriesen, nach fünfzig Jahren kaum mehr benannt; ihr nicht selten an Verweichlichung und Erbärmlichkeit gestorbener Leib wird, wie es einem Ehrenmann geziemt, solenn begraben, aber früher noch als der Hügel mit dem Einbrechen des morschen Sarges sich senkt oder das hölzerne Kreuz vermodert, ist sein Grab vergessen. Dieser verschiedene Ausgang am Ende läßt sich ziemlich einfach erklären. Der h. Hieronymus hat vor Allem das Reich Gottes

gesucht, das Andere, unsterblicher Ruhm, wurde ihm beigelegt; hingegen unsere meisten Gelehrten suchen vor Allem Wissenschaft und sehr oft selbst diese nur als Mittel zu etwas Niedrigerem, nämlich Gelehrtenruhm; darum wird ihnen nichts beigelegt von oben, und nach kurzem Glitzern zerrinnt ihre Glorie, und mit ihrer Seele? — Swedenborg will in seinen Visionen die Seele Luthers gesehen haben; sie sei in ein enges Behältniß eingethan, und ihr Stein, an dem sie wälze und ewig brüte, nage und schreibe, seien die Worte „sola fides, sola fides. Der Glaube allein, der Glaube allein". Deßgleichen mag manches Gelehrten Seele auch an dem, was auf Erden seine Religion und Seligkeit war, jenseits seine Qual und Hölle finden, sei es die sola ratio oder sonst ein Wissen, das in der Ewigkeit so wohlfeil und werthlos ist, wie Glasperlen und Scherben. Man kann selbst bei Sterbenden diese Verbissenheit des Geistes oft bemerken, indem sie sich mit Worten und Gedanken ihres eitlen Forschens in den letzten Zügen abquälen — das ist ihr letztes Gebet, und „wie der Baum fällt, so liegt er" sagt die h. Schrift.

In derselben Höhle wird auch die Grabstätte der zwei berühmten Frauen Paula und ihrer Tochter Eustochium gezeigt. Ein schönes Gemälde an der Wand stellt beide im Tod dar, die Mutter in schwarzem Pilgerkleid, die Tochter mit Rosen um das jungfräuliche Haupt. Vom höchsten Adel und Reichthum, verließen sie ihre Vaterstadt Rom, um wie Hieronymus hier an der Geburtsstätte Christi durch ernste angestrengte Frömmigkeit und Tugend ihrer Seele die volle Ausgeburt für den Him-

mel zu erringen. Während sie ihren großen Reichthum verwendeten, um durch Errichtung einiger Klöster frommen Personen Gelegenheit zu geben hier auch ein gottseliges Leben zu führen; und während sie auch reich an Geist und Wissenschaft waren, wie selten eine Frau, so hielten sie sich selbst in Nahrung, Kleidung und Arbeit so demüthig und hart, wie man nicht die geringste Magd hält.

Wenn man sonst in Grabhöhlen, Gruften oder Katakomben tritt, befällt einem oft ein unheimliches Gefühl, das Entsetzen vor dem Tod wandelt den Leib und der Schrecken vor dem Gericht den Geist an. An den Ruhestätten dieser Heiligen aber fühlt man sich eigenthümlich wohl und getröstet; es ist einem, wie wenn die Nähe ihrer leiblichen Ueberreste ein Schutzort gegen alle böse Gewalten seien, welche dem Leib und der Seele des Menschen nachstellen. Hier könnte gewiß manches furchtsame Mädchen die ganze Nacht allein zubringen ohne Bangigkeit zu fühlen. Ich habe auch sonst schon in der Nähe heiliger Leiber ein seltsames Wohlbefinden, wie das Einströmen eines sonnigen Aethers gefühlt — hingegen verbreitet selbst die höchste Pracht, welche den fürstlichen Leichnam auf einem Paradebett umgiebt, — ich will nur das Gelindeste sagen — wahrhaftig keinen Trost für die Zuschauer.

Die übrigen Höhlenkapellen, wie z. B. die des h. Josephs, der unschuldigen Kinder u. s. w. übergehe ich, da sie mir doch etwas zu unsicher vorkommen und im Verhältniß der Hauptorte zu bleich sind, um tiefern Eindruck zu machen. Auch hier wird jeden Tag Pro-

zession gehalten an den wichtigsten Altären, in den Höhlen und Kapellen und werden bezügliche Hymnen gesungen. Ich führe sie hier nicht auf, weil wir sie nicht mitmachten, indem wir vom Guardian allein in der Nacht an alle heilige Stellen geführt wurden, und den andern Morgen, nachdem die Geistlichen celebrirt hatten, aufbrechen wollten.

Als wir am Montag nach dem Morgengottesdienst aus der Kirche ins Kloster zurückkehrten, warteten in der Vorhalle eine Menge Bethlehemiten auf uns, welche Jerichorosen, Rosenkränze, Kreuze und Perlmutterarbeiten verschiedener Art zum Verkauf uns anboten. Einzelne Gebilde waren wirklich schön, aber im Preis auch wesentlich höher. Die Leute kommen von Bethlehem auch nach Jerusalem, um dort zu verkaufen, wenn Pilger dort sind; gewöhnlich setzen sie sich dort in den Hof der Casa nuova oder auf den Vorplatz vor der h. Grabkirche. Manchmal sucht sich Einer damit zu empfehlen, daß er versichert ein christiano cattolico zu sein. Den Perlmutter, welchen sie verarbeiten, beziehen sie vom rothen Meer. Das Kloster hat ein großes Magazin voll solcher Arbeiten; die einheimischen Katholiken bekommen dadurch Gelegenheit zum Verdienst, und der Fremde kann mit großer Auswahl und recht billig mancherlei Gegenstände zum Andenken mit sich nehmen. Da übrigens der Troß der lateinischen Schullehrer in Teutschland gewöhnlich bei Anlaß der Reformationsgeschichte nicht ermangelt, der Jugend die Lüge von römischem Ablaßkram einzupfropfen, so will ich hier beiläufig bemerken: Es ist allerdings solchen Rosenkränzen und

Kreuzen, welche auf dem h. Grab geweiht sind, insofern Ablaß zugesagt, als der Besitzer würdig an bestimmten Tagen die h. Sakramente empfängt u. dgl.; allein in den zu Jerusalem gedruckten Bestimmungen heißt es ausdrücklich, ein so geweihter Rosenkranz verliere diesen Anspruch an Ablaß, sobald derselbe gekauft werde. Deßhalb sind auch all die frommen Gegenstände im Magazin des Klosters nicht geweiht, sondern erst wenn man sie auf irgend eine Weise erworben hat, mag man sie weihen lassen, was stets unentgeltlich geschieht.

Noch gingen wir in die sogenannte Milchgrotte. Es ist außerhalb von Bethlehem, aber ganz nahe, eine Höhlenkapelle, wo jeden Samstag ein Franziskaner die heil. Messe liest. Die Sage, weßhalb dieser Ort verehrt wird, ist nicht ganz gleichmäßig; uns wurde gesagt, als Herodes die Kinder zu tödten befahl, habe Maria im ersten Schrecken die Milch verloren und sich hierher geflüchtet; daselbst sei die Milch wieder geflossen, und davon der Name. Daran knüpfte sich der weitere Glaube, daß der Abfall vom Felsen dieses Ortes eine Heilkraft habe; wenn man nämlich Wasser darauf schütte, werde es ganz weiß und werde Milch unserer Frau genannt. Dieses Wasser bewirke die Absonderung der Milch bei Frauen, die dessen bedürfen. Auch mohamedanische Frauen holen fleißig von diesem kreidenweichen Kalkstein zu erwähntem Zweck. Ob etwas und wieviel an diesen Ueberlieferungen wahr ist, weiß ich nicht; um das Gestein der sichern historischen Wahrheit rankt sich gern üppig das Epheu der poetischen Sage. Wie aber insbesondere das Türkenvolk biblische Reste, insofern sie sich mit dem

Koran vertragen, mit eigener Vorliebe phantastisch umspinnt und dann seine wunderliche Erträumung recht herzhaft glaubt, davon sah ich einmal ein starkes Denkmaal am Bosporus. Auf dem höchsten Berge des asiatischen Ufers ist ein Kloster und Wallfahrt der Türken, weil dort der Prophet Josua oder Jonas begraben liegen soll. Oben angelangt wollten wir auch das Grab sehen, welches wie ein langer schmaler Garten mit einer Mauer umfangen ist. Als uns aufgeschlossen wurde, sahen wir hier ein brachliegendes Stück Feld von fünfzig Fuß Länge, um welches ein breiter Fußweg führte. Hier soll der Leichnam des Propheten liegen und zwar das fünfzig Fuß lange Grab nicht nur einfach einnehmen, sondern zweifach, indem man seinen hundert Fuß langen Leib wie ein Rasiermesser um- oder zusammenlegte. Dieses Grab sehen die Türken zugleich für sehr wunderthätig an. Ich sah viele Kaffetäßchen darauf stehen und an einem Steckengeflecht oder Gatterwerk eine Menge Zeugläppchen hängen. Ersterer bedienen sich die türkischen Weiblein, indem sie Erde von dem Riesengrab hineinthun, Wasser zuschütten und solches trinken, was gegen die Unfruchtbarkeit gut sein soll. Die Zeugläppchen hingegen trägt man an sich, wenn man mit Fieber oder Zahnweh behaftet ist.

Bevor wir von Bethlehem abziehen, will ich noch eine moralische Merkwürdigkeit anführen. Bethlehem ist gleichsam berühmt wegen der Keuschheit des weiblichen Geschlechtes oder vielmehr wegen der ernsten Sorgfalt der ganzen Bevölkerung, daß keine bezügliche Schandthat im Ort vorkomme. Wenn je eine weibliche Person

sich vergeht, so muß sie mit ihrem Blut und Leben dafür büßen; das Volk übt selbst Justiz an ihr aus. P. Geramb erzählt eine Geschichte, wornach eine schöne Wittwe schon auf starken Verdacht hin an einen öffentlichen Platz geschleppt und von ihrem eigenen Vater daselbst getödtet wurde. Tobler ergeht sich nun darüber: „Wahre Tugendhaftigkeit ohne Freiheit ist unmöglich. Wo ist aber Freiheit möglich, wenn schon der Verdacht so leicht tödten kann? Mit gleichem Rechte könnte man den Dieb, der im Kerker sitzt, einen braven Mann heißen, weil er dort nicht stiehlt." Abgesehen von der Logik dieses Vergleiches, welcher allenfalls auf die gefallenen Personen in einem Schweizer Zuchthaus sich anwenden läßt, nicht aber auf die unverdorbenen Jungfrauen zu Bethlehem: so liegt das Achtungswerthe nicht bloß darin, daß sich Mädchen vor dem Laster sorgfältig hüten, sondern ganz besonders darin, daß die ganze Bevölkerung dieses Laster bis zum Tod verabscheut und die ganze Gemeinde sich beschimpft glaubt, wenn solches unter ihnen vorkommt.

Es gibt eine hohe selbst vor Gott äußerst kostbare That, welche kein Engel erreicht, und eine sehr große Sünde, zu welcher kein Teufel sich versteigt; beide gehören nur dem Menschengeschlecht an und sind die zwei Pole seiner höchsten Höhe und tiefsten Versunkenheit. Jenes ist das Martyrthum, dieses die Unzucht, die Hingabe des Leibes an Qual und Tod aus Glauben und Liebe zu Gott, und das Untertauchen von Leib und Seele in den Abtritt thierischer Wollust. Es scheint, der, dem alle Gewalt über Himmel und Erde übergeben

ist, wollte den Ort, wo er geboren ward aus der reinsten ewigen Jungfrau, möglichst rein erhalten von dem stinkendsten alles sittlichen Unrathes.

Als wir in Bethlehem fertig waren, ritten wir vorerst zu den Teichen Salomons. Dieses sind drei ausgemauerte Wasserbehälter, welche im Schooß von zwei ansteigenden Berghöhen hinter- und übereinander liegen; die Größe eines jeden derselben mag man sich durch den Vergleich vorstellen, wenn die ganze Bodenfläche, welche eine große Domkirche einnimmt, ausgegraben und ausgemauert wäre und zwar bis zu einer Tiefe von 40 Fuß. Der größte unter denselben hat mehr als 500 Fuß Länge und etwa 200 Fuß Breite. An jedem dieser Teiche ist eine ganze Seite zu Stufen oder Steinbänken geformt, welche bis in die Tiefe des Wassers hinabführen. Wann und von wem sie hergerichtet sind, weiß man nicht sicher; wenn auch Salomon schon diese Teiche angelegt haben sollte, so ist jedenfalls das jetzige Mauerwerk daran aus viel späterer Zeit. Nahe dabei steht ein Kastell, welches von Soldaten besetzt ist, welche, wie man uns sagte, zu wachen haben, daß die Bethlehemiten denen von Jerusalem das Wasser nicht abgraben. Es geht nämlich von diesen Teichen eine Wasserleitung bis nach Jerusalem; sie windet sich einige Stunden weit an den Bergen und über die Hügel hin in steinernen Kanälen, gleichsam eine Wasserader unter der Haut der Erde; zuweilen tritt eine kleine Strecke zu

Tag, so daß Steinumfassung und Wasser offen daliegen, um alsbald wieder unter der Oberfläche zu verschwinden. Ich sah vollständige Wasseranfüllung an solchen aufgebrochenen Stellen — der Kanal sah daselbst aus wie ein bis zum Rand voller Brunnentrog.

Ein Art Schwalbe, aber bedeutend größer als die unserigen, hatte sich bei ihrer Fliegenjagd über dem Wasser des Teiches zu tief eingelassen und war von dem Wasser erfaßt worden. Mit aller Anstrengung der Todesangst konnte sie sich, durch die Nässe zu schwer geworden, nicht mehr in die Luft erheben; ihr heftiger Flügelschlag bewirkte nur, daß sie nicht untersank und gleichsam halb in Wasser halb in Luft schwimmend dem Rand des Teiches zuruderte und ihn auch erreichte. Hier aber wartete ein arabischer Bursche auf sie — bei Mangel an Kraft und freier Bewegung konnte die Schwalbe nicht zugleich dem Wasserelement und dem Menschen ausweichen, und fiel somit letzterm in die Hände; alles übermäßige Ringen, um dem Wasser zu entgehen, führte letztlich nur in noch größeres Unheil. Fällt kein Sperling vom Dach ohne Wissen und Willen Gottes, so widerfuhr auch der Schwalbe nicht dieses Geschick von einem Unglück ins andere zu gerathen. Wie ein Stein, der in den ruhigen See fällt, auf dem Wasserspiegel fortlaufende Kreise beschreibt, die stets schwächer werden, je weiter sie sich vom Centrum bewegen — so stürzte die Sünde in die Menschheit, und die unaufhörlich aufwellenden Ringe sind die zahllosen Leiden, welche sich über alle Völker und alle Personen verbreiten — aber auch bis in die Thierwelt hinein

wellen sich diese Unglücksringe, und in zahllosen Variationen werden auch Thiere von Unheil ergriffen, desto gewisser und stärker, je näher sie dem Menschen stehen.

Von hier ging es durch abschüssige Steinberge nach St. Johann, wo eine schöne in italienischem Styl gebaute Kirche steht nebst einem Kloster und bei einem Dorf, welches größtentheils von Mohamedanern und von einer geringern Zahl Katholiken bewohnt wird. Hier soll die Wohnung des Zacharias und der Elisabeth gewesen und Johannes der Täufer geboren sein. Nachdem wir unsere Pferde dem herbeigelaufenen Jugendvolk zum Halten überlassen und uns im Kloster angekündigt hatten, gingen wir vorerst zu den Ruinen der Kirche von Maria Heimsuchung. Zacharias soll nämlich eine Viertelstunde weit von seiner gewöhnlichen Wohnung ein Landhaus gehabt haben; dort soll sich gerade Elisabeth aufgehalten haben, als Maria ankam sie zu besuchen; dort wäre sonach die Geburtsstätte des Grußes der Elisabeth und der ewigen Hymne Magnifikat. Hier sind nun Ruinen einer längst zerstörten Kirche und eines Klosters, mitten unter denselben sind schon mächtige Oelbäume aufgewachsen; doch steht noch so viel, daß eine Art Kapelle in dem Gemäuerrest zugerichtet ist, wo die Franziskaner das Fest Maria Heimsuchung durch eine heilige Messe feiern. Diese einsame Ruine am Bergabhang, von Baum und Busch und duftigen Kräutern lieblich geschmückt, machte auf mich einen un-

gemein anmuthigen Eindruck; wie ein sanftes einfaches Lied das Kind in der Wiege tröstet und ruhig macht, so machte diese ganze Umgebung die Seele ruhig und still, schläferte alles Widrige und weltlich Laute ein und weckte ein leises Sinnen, das im Innern gleichsam hervorrieselte wie eine kleine Quelle am sonnigen Bergabhang. Auch Andere äußerten sich, wie gern sie hier noch recht lange verweilen möchten.

In einem Bergwinkel am Weg dahin thront ein mächtiger Brunnen mit einem großen offenen Ueberbau, wie eine Kapelle oder Moschee zugerichtet; unten sind die Felder sorglich wie Gartenbeete zugerichtet, um das ablaufende Wasser allhin zuzuführen und den Gewächsen zu trinken zu geben. Die Christen nennen diesen Ort Marienquelle, weil Maria bei ihrem längern Besuche hier Wasser getrunken und geholt haben soll. Nun scheint dieser Ort ganz von den Türken besessen zu sein, die zu Gebet, Waschungen und müßigem Verweilen ihn ausgewählt haben. Wenn ich mich recht erinnere, so ließen sie uns nicht in den obern Raum steigen. Sie sollen überhaupt in St. Johann zu der schlimmern Sorte gehören, und das Kloster durch ihre Forderungen und Gewaltthätigkeiten viel geplagt worden sein. Ein Pilger, der vor einigen Jahren dort war, erzählte mir, wie kaum das niedere Pförtchen hinter ihm sich geschlossen hatte, als schon Steinwürfe daran polterten. In neuerer Zeit ist das Ansehen der Katholiken bedeutend gestiegen, weßhalb in Betracht der europäischen Konsuln und des christenfreundlichen Pascha in Jerusalem das Arabervolk weniger unsittsam und zuthätig

mehr sich erweist. Das Kloster ist wie ein Kastell vorsichtig und stark in Quadersteinen erbaut. Die Kirche, in ihrer jetzigen Gestalt von König Louis XIV. hergestellt, gilt darum bei Manchen für die schönste katholische Kirche in Palästina. Sie hat eine schöne Kuppel in der Mitte, Mosaikboden und in einer Vertiefung, wozu Marmorstufen führen, einen reichen Altar, unter welchem mit einem weißen Stern bezeichnet und von mehreren Lampen beleuchtet, die Stelle verehrt wird, wo Johannes geboren worden sein soll. Unter den schönen Gemälden, welche die Kirche zieren, ist eines von Murillo mit dem Bild des h. Johannes in der Wüste. Wie dieses Bild sind auch die Mönche des Klosters aus Spanien; sie nahmen uns wie in allen Klöstern höchst freundlich auf und setzten einen übermäßig guten Wein vor. Als wir uns wieder zu Pferd setzten, um noch rechtzeitig vor Sonnenuntergang und Thorschluß nach Jerusalem zu gelangen, so ereigneten sich am Geröll und den Felsplatten des scharf ansteigenden Berges mehrere Stürze von Reitern und von Pferden; es wäre unbillig der Stärke des Johannesweines die Schuld all dieser Fälle anzurechnen, indem die Pferde keinen davon bekommen hatten.

Den andern Tag sollte die Reise ans todte Meer angetreten werden. Hiefür stellen sich aber mehr und andere Erfordernisse in den Weg, als man bei uns zu Land braucht. Vor allem war an kein Wirthshaus oder sonstige

Herberge auf dieser Reise zu denken; folglich mußte Alles mitgeführt werden an Menschen, Thieren und Sachen, was zum Nachtquartier und Nahrung des Leibes nothwendig ist. Also ein Koch nebst Kochbarem, Geschirr und Herd, Mannschaft zur Bedienung für Mensch und Thier, Zelte und Liegerstätten. Damit aber wir sammt Zugehör nicht den herren- und gesetzlosen Beduinen in die Hände fielen, so mußte eine Bedeckung von Beduinen gedungen werden, die als Schutzwache uns begleiteten. Ein sogenannter Dragoman übernahm es um den arabisch theuern Preis, „25 Franken täglich für den Kopf", uns zu führen und zu verpflegen.

Als der vielgliederige Leib unserer Gesellschaft nach vielem Gered und Geläuf endlich beritten war, ging es zum Stephansthor hinaus; unten bei dem Garten Gethsemane warteten auf uns ein Scheik mit zwei oder drei gemeinen Beduinen, die mich mit ihren langen Lanzen an die Kosaken erinnerten. Diese wenige Exemplare konnten und sollten uns nicht durch Waffengewalt schützen, sondern ihre Gegenwart sollte nur den übrigen Beduinen zeigen, daß wir ihren Stamm und Botmäßigkeit anerkennen.

Zuerst kamen wir nach Bethanien. Dieses liegt etwa eine halbe Stunde weit von Jerusalem auf einem südöstlichen Ausläufer des Oelbergs. Jetzt ist es ein kleines mohamedanisches Dorf, wo zwischen den würfelförmigen armen Steinhütten Ruinen, Felsen, Oel-, Feigen- und andere Bäume sich durchziehen. An dem Eingang in das Grab des Lazarus steht jetzt eine Moschee, welche ehemals eine christliche Kirche war. Die Christen haben

deßhalb einen andern Eingang zum Grab in der Art gegraben, daß man jetzt ziemlich viele Stufen zum Grab hinunter steigen muß. In der Vorkammer ist ein Altar zugerichtet, wo jedesmal am Freitag der vierten Fastenwoche, dessen Evangelienabschnitt die Geschichte der Erweckung des Lazarus enthält, das Meßopfer gefeiert wird. Um drei Uhr in der Nacht geht eine Prozession von Franziskanern und Pilgern mit Fackeln in den Händen hinüber nach Bethanien. Wenn die h. Messen vollendet sind, steigt ein Franziskaner auf das ebene Steindach eines Hauses am Grab und singt feierlich das Evangelium, zuerst in lateinischer Sprache, dann in arabischer, welchem auch die Mohamedaner andächtig zuhören, indem sie auch an die Auferweckung des Lazarus glauben. Wenn man zum Grab kommt, sind alsbald überflüssig viele Mohamedaner darauf bedacht, dem Fremden ein Lichtlein anzuzünden, ihn hinab zu begleiten und ein Bakschisch von ihm entgegen zu nehmen.

Von Bethanien ging es ein schmales Thal hinab, dem ein Brunnen mit altem Gemäuer im Schooß liegt. Hier soll Christus mit den Aposteln öfters geruht haben. Solches mag wohl geschehen sein, da die Quellen dort zu Land sehr selten sind und gewöhnlich Jahrtausende lang standhaft wie die Felsen an ihrer Stelle bleiben.

Von hier ging unser Weg allmälig in ganz ödes Berggeländ, während die Sonne (9. April) so heiß brannte, als man es im Juli bei uns finden und empfinden mag. Ein Häuflein Engländer mit gehöriger Bedeckung ritten in einiger Entfernung vor uns einher; da hetzte uns unser Dragoman auf, im Trapp

und Galopp die starke Bergsteige hinauf zu rennen, um die Engländer zu überholen. Es gelang. Und was war der Preis des Wettrennens? Ein leerer Schatten, dort aber ein preiswürdiges Gut; nämlich es war oben im Bergsattel eine Stelle, wo ein vorhängender Fels ein Stück Schatten gewährte, was wir alsbald besetzten, um dort zu ruhen und einen Imbiß zu nehmen, während die Engländer in heißem Sonnenschein sich lagern mußten. Diese Britten hatten ihren Kopf ganz türkisch eingethan, zierliche Turbane von neuem farbigen Zeug aufgesetzt. Ich habe das schon manchmal wahrgenommen, je schwächer und wackerloser das Innere eines Menschen ist, desto leichter und veränderlicher macht er Alles nach, was ihm Fremdes oder Neues begegnet, während der tüchtige Mensch hiefür zu stark und zu stolz ist, um sich anstecken zu lassen.

Auf dem Weiterritt brannte die Sonne in die schiefen nackten Bergwände wie in einen großen Hohlspiegel, als sollten wir gründlich gedörrt werden. Es zeigte sich ein bleiches Stück vom todten Meer; unserm Weg zur Seite spaltete sich der Berg senkrecht zu einer außerordentlichen Tiefe, worin ein kleiner Bach sich eingefressen hat und in ewigem Schatten sich windet. Die Gegend von Jericho tauchte auf und darin eine grüne Strecke voll Baum und Busch, die mitten in dieser ausgebrannten Oede das Auge und Herz lieblich anlachte. Dieser scharfe Gegensatz eines pflanzenreichen saftigen Erdstriches mitten in einer Wüstenei wird durch die Elisäusquelle hervorgebracht. Sie fließt unmittelbar am Fuße eines niedern Berges heraus und zwar so

stark wie ein kleiner Bach. Ihre Mündung selbst ist mit uraltem Mauerwerk eingefaßt. Es ist die Quelle, von welcher das zweite Buch der Könige Cap. 2 wörtlich also berichtet: „Und die Männer der Stadt (Jericho) sprachen zu Elischa: Sieh doch, die Lage der Stadt ist gut; aber das Wasser ist schlecht und das Land ist entvölkernd. Da sprach er: Holet mir eine neue Schüssel und thuet Salz darein! Und sie holten sie ihm. Und er ging hinaus an den Quell des Wassers und warf Salz hinein und sprach: So spricht Jehova: Ich heile dieses Wasser, nicht mehr soll daraus entstehen Tod und Entvölkerung! Und das Wasser wurde geheilt bis auf diesen Tag, nach dem Worte des Elischa, welches er geredet."

Da viele Stunden weit in dieser Gegend oft kein trinkbares Wasser zu finden ist, so wurde diese Quelle für den geeignetsten Platz erachtet daselbst das Nachtlager aufzuschlagen. In unserm naßkalten Vaterland kann man sich nicht in die Freude hineindenken, die der Reisende im Orient empfindet, wenn er eine frische Quelle irgendwo antrifft. In Jerusalem selbst trinkt man Regenwasser aus Cisternen, und dieses muß zum Theil gekauft werden; und auf der Reise wurde das Wasser in Schläuchen von Bockshaut mitgetragen; zuweilen hatte es alle Eigenschaften, die ein Wasser nicht haben soll, es war alt, warm und grau und schwammen Thierhaare drin; dennoch wurde es getrunken. Darum eilten jetzt Alle zu dem frischen Bach, der so reichlich die Umgegend segnete; man freute sich selbst für die Pferde, daß diese nach langem heißen Ritt nun so

schönes süßes Wasser bekamen. Auffallend war mir, als ich später an der entgegengesetzten Seite des Berges ins Thal hinabstieg, dort keinen Tropfen Wasser anzutreffen; und es ist mir jetzt noch unerklärlich, wie aus dem nicht großen Berg, gerade von der Seite her, wo nur nackte ausgebrannte Felsberge emporstarren, ein so starkes Wasser hervorströmen kann.

Man hat im Orient nicht die Winterzeit wie bei uns, aus welcher dann der Frühling aufsproßt und all' die Frühlingsfreude, mit der wir die neugeborene Natur begrüßen. Was aber bei uns der Wechsel der Zeit bewirkt, das hat man im Orient durch den Wechsel des Raumes in nicht geringerer Stärke. Wie man dem Morgenländer schwer das Frühlingsgähren in der Landschaft und in der Brust begreiflich machen könnte: so begreift der Abendländer, der nie im Orient gewesen, nicht die süße Freude, welche man empfindet, wenn nach tagelangem Wandern durch nacktes ausgebranntes Gestein plötzlich eine Oase, eine quellengesegnete grüne buschige von Vögeln durchjubelte Erdstrecke sich darbietet; die Freude ob diesem wonnigen Anblick selbst wirft ihre Wellen bis in die Seele des müden verlechten Pferdes hinein.

Hier war es, wo wir zum erstenmal im Freien übernachten sollten. Ich meinte, wir würden ganz einfach auf dem Erdboden liegen, womit ich wohl zufrieden gewesen wäre, wenn nicht zahllose schwarzgefleckte rothe

Käfer auf der vermeintlichen Liegerstätte durch ihr Wuseln angezeigt hätten, daß sie an unserer Gegenwart eben so wenig Freude hatten, als wir an der ihrigen. Allein dieß waren überflüssige Sorgen. Zu meiner Verwunderung war in der Art für Bequemlichkeit gesorgt, daß mir ein derartiger Luxus mitten in der Wildniß für unrecht und unanständig vorkam. Unter den zierlichen Zelten wurden auf eigenen Schragen für einen Jeden Bette mit allem Zugehör hergerichtet, so daß die meisten in derselben Weise kleiderlos sich zur Ruhe legten, wie solches zu Haus im Schlafzimmer geschieht. Das größte Zelt war zum Speisesaal verwendet; eine runde Tafel darin war so vollständig für unsere ganze Gesellschaft gedeckt mit Tellern, Gläsern, selbst silbernen Löffeln, wie man es nur in einem guten Gasthaus begehren kann. Ein italienischer Koch mit aller Ausrüstung zu seinem Geschäft stellte ein europäisch kunstgerechtes Gastmahl her. Auch an einem Schauspiel sollte es nicht fehlen. Es war eine Anzahl von Beduinen aus der Nachbarschaft gekommen und hatten sich unsern beigesellt um ihnen Beistand im Kochen und Essen zu leisten. Sie brachten einen lebendigen Bock zu uns in das Speisezelt, dann schlachteten sie denselben alsbald und richteten ihn an einem großen Feuer zu. Einem der Beduinen schien die Sache umständlicher, als sein Appetit billigen konnte; er riß dem aufgehängten Thier ein Stück Eingeweide aus dem Leib und verzehrte es ohne weitere Zuthat. Die wilden Gestalten waren zum Theil von dem Feuer glühendroth beleuchtet, zum Theil, weil es finstere Nacht war, kohlschwarz, und ge-

währten einen außerordentlich malerischen Anblick; es erinnerte an kühne Nachtstücke auf alten Gemälden. Als diese Gestalten genug gekocht und gegessen hatten, führten sie ein wunderliches Spiel auf. Sie stellten sich in eine Reihe auf mit einem gegenüberstehenden Vormann, welcher über dem Kopf einen bloßen Säbel schwang. Nur die Füße blieben stehen, sonst war Alles an ihnen unaufhörlich in Bewegung. Sie bückten sich manchmal, wie wenn sie auf den Boden hocken wollten, warfen den Kopf hin und her, grinzten einander an; dabei ließen sie fortwährend ein wortloses thierisches Grunzen hören, das zuweilen durch ein aus tiefer Kehle heraufgestoßenes „Ululu" unterbrochen wurde. Die Gestalt und das Gebaren dieser Leute machte den Eindruck halb von wilden Thieren, halb von Wahnsinnigen; alle Spur von Vernunft war gründlich beseitigt. Es wurde die treffende Bemerkung von einem meiner Zeltkameraden gemacht: sie sähen aus, wie wenn Hyänen sich auf die Hinterfüße stellten. Ueberhaupt schienen mir die Beduinen unter allen Orientalen, welche ich sah, bei sonst schönem Kopfbau am meisten etwas Raubthiermäßiges in ihrer Physiognomie recht deutlich ausgeprägt zu haben.

Die Beduinen und die Bedienungsmannschaft übernachtete außerhalb der Zelte bei den Pferden. Es war eine schöne Sternennacht, aber es war nicht so still wie gewöhnlich in einer Schlafkammer. Man hörte unaufhörlich die Frösche vom nahen Wasser, die Rollschellen der weidenden Pferde ließen sich zeitweise hören, da und dort wurde geredet, ein Araber bei den Pferden sang unaufhörlich in Mollmelodien näselnd Koranssprüche —

zuweilen fiel ein Schuß, sei es aus Muthwillen oder um anschleichende Schakale oder Menschen zu verscheuchen.

In aller Frühe wurden die Zeltschläfer vom Lager aufgejagt, und wer säumig war, mußte sich gefallen lassen, wenn ihm das Zelt über dem Kopf und Bett abgebrochen wurde. Die Mannschaft brauchte nämlich viele Zeit um Alles wieder zusammenzupacken, und sollte jedenfalls der Sicherheit wegen sich mit ihrem Gepäck nicht von uns trennen. Als wir aufgebrochen waren, kamen wir in der Gegend des ehemaligen Jericho zu einem Beduinendorf; die Wohnungen waren theils Lehmhütten, theils Zelte von schwarzem Zeug aus Kameel- oder Ziegenhaaren gefertigt. Die Leute schienen viel weniger neugierig, als solches bei uns der Fall wäre, wenn ein Ritt von zwanzig Fremden durch ein abgelegenes Dorf zöge. Ihr geistiges Leben scheint es nicht einmal bis zur entwickeltern Kindheit gebracht zu haben. So seien die Beduinen auch unter allen Mohamedanern am wenigsten religiös; sie kommen höchst selten in eine Moschee und fragen auch sonst nicht viel nach den Vorschriften des Korans. Es gibt auch christliche Stämme unter diesem Nomadenvolk, die es wahrscheinlich auch mit dem Christenthum so halten, wie jene mit dem Islam. Wenn Hoffmann mit dem adelsgelüstigen Beisatz „von Fallersleben" besonders von den Beduinen als Thema nimmt um Variationen auf der Versekunst darüber zu machen, so zeigt er darin, daß ihm der wahre Beduin ganz unbekannt ist. Dieser ist gleichsam nur die gedörrte Haut von einem Menschen; man kann ihn

nicht einmal einen mannsgroßen Buben nennen, denn hat er auch die knabenhafte Freude an sinnlich Glänzendem, an Flinten losschießen, und thut er gern groß mit körperlichem Geschick auf dem Pferd: so fehlt ihm doch die geistige Gewecktheit des erwachsenden Kindes, das durstige freudige Zuwenden zu Allem, wo es etwas zu sehen, zu hören, zu lernen gibt. Bloß mit der Natur verkehren scheint eben so heillos zu sein, nur in anderer Art, als sich der Natur entfremden und in lauter Civilisirung aufwachsen und ausranken. Jenes verwildert und verthiert, dieses verkrüppelt oder verteufelt.

Nach einem langen Ritt gegen Osten gelangten wir an den Jordan; der erste Anblick dieses Flusses gewährt mehrfältige Freude. Das reiche rauschende Wasser mitten in einem ausgebrannten Lande erzeugt längs der weitläufigen Krümmungen ein reiches Buschwerk, selbst ganze Haine, worin Wild sich aufhält und Vögel singen und nisten, so daß der Fluß, von einer Berghöhe betrachtet, wie eine ungeheure gelbgrüne Riesenschlange durch das Land sich windet. Dann aber ist dieses der Fluß, welcher durch das alte und neue Testament hinfließt, in welchem der Herr selbst von Johannes sich taufen ließ. Endlich scheint er als Naturbild eine Menschen- oder Volksgeschichte abzukonterfeien; er steigt vom ewigen Eis und Schnee des Libanon, vom zehntausend Fuß hohen Hermon herab, fließt in den See Genesareth und wieder heraus, steigt dann tausend Fuß tiefer, als irgend ein Fluß in der Welt, und geht dann unter im todten Meer, um nirgends mehr zum Vorschein zu kommen. So ist das Judenthum von großer

moralischer Höhe, von einem Hermon der Religion, von Abraham ausgegangen, und das Ende seines Ausganges, wohin jetzt wie bei keinem Volke der Welt so ausschließlich alle Judenseelen abfließen, das ist die Erdtiefe, das moralisch todte Meer, das Metall; sie gehen fast sämmtlich unter in Geldbegierde. Und wie in einem schrecklichen Medusenspiegel schaut Jerusalem sich selber im Bleiglanz eines Stückes vom todten Meere. Wäre Golgatha nicht überbaut, so sähe man wohl von dort das todte Meer, und dieß Todten-Aug der Erde stierte einst hinüber und schaute zu, wie der Gekreuzigte starb.

Da, wo wir den Jordan sahen, füllt er die senkrecht abschüssigen Ufer fast bis zum Rand an und ist so dicht mit üppigem buschigem Gehölz garnirt, daß man nur eine kleine Strecke übersieht und er wie aus unbekannter Waldestiefe hervorschießt um alsbald wieder in Wald umzubiegen. Mehrere von uns badeten am Ufer sitzend die Füße; einer rutschte neben mir hinab, wobei ihm das Wasser, während seine Füße auf den Grund kamen, bis zur Stirne reichte. Es ist trüb, indem es fortwährend feinen Schlamm aufwühlt; aber es klärt sich sehr bald ab, wenn man davon schöpft. Die Breite mag ungefähr der des Neckars bei Heidelberg gleichkommen.

Als wir nun aufbrachen, um das Grab des Jordans, das todte Meer aufzusuchen, ritten wir durch eine große sandige Ebene. Derselbe Reisegefährte, welcher kurz

vorher im Wasser Unglück gehabt hatte, stürzte nun auch von seinem galoppirenden Pferd und wurde, da ein Fuß im Steigbügel blieb, eine Strecke geschleift und dadurch im Gesicht übel vom Stein und Sand zerkratzt und am Arm verletzt. Und wie wenn alle Elemente ihm nachstellten, so wurde er bei einer andern Gelegenheit, ähnlich dem Absolon, von den Zweigen eines Baumes am Kopf gefaßt, während das Reitthier unter ihm durchging. Es ist mir schon oft vorgekommen, daß, wie es Menschen mit scharfausgeprägtem Charakter gibt, auch das Lebensgeschick mancher Menschen einen ausgeprägten eigenthümlichen Charakter, gleichsam eine individuelle Physiognomie hat. Der Eine hat fast überall und allzeit Mißgeschick, einem Andern glückt fast Alles, selbst im Spiel, so daß er sich darauf verlassen kann; Manche aber gerathen häufig in sonderbare, selbst scherzhafte Lagen, wie wenn sie einer ironischen muthwilligen Macht zum Spielzeug übergeben wären. Während aber bei einzelnen Menschen die Schicksale ihres ganzen Lebens eine gleichbleibende Farbe haben, so trifft solches bei Andern nur einzelne Tage ihres Lebens, in welchen Freude auf Freude, oder Leid auf Leid zusammenströmen. Den Grund hievon auszurechnen, dazu fehlt das nothwendige Rechnungsglied der Zukunft.

Wir kommen nun an das todte Meer. Die meisten Leser werden hievon schon Beschreibungen gelesen und wie gewöhnlich eine sehr düstere Vorstellung davon haben. Da ich es nun wesentlich anders gefunden habe und deßhalb auch anders darstellen werde, so will ich die Bemerkung hier vorausschicken, daß ich das Folgende

nicht aus der Erinnerung schreibe, worin etwa mehr oder weniger auch Widerspruchsgeist hineindiktirt haben könnte, sondern ich habe an Ort und Stelle Aufzeichnungen gemacht und gleichsam auf das Papier kopirt, was sich unmittelbar meinen Sinnen darstellte.

Wir fanden eine ganz angenehme Temperatur und frische Luft, obgleich es gegen Mittag ging, als wir am Ufer ankamen. Der Anblick des Sees hatte eher etwas Freundliches, als Düsteres; die Farbe des Wassers im Sonnenschein glich dem Bodensee, nur streifte die Bläue etwas ans Grün. Das Wasser zeigte ziemlich starke Brandung, obschon nur ein leichter Nordwind ging. Mehrere Stellen der Wassergrenze waren mit starkem Schilf bewachsen; mannigfache Vegetation, selbst Nadelholz bedeckte einen Theil des Gestades; ich hörte im Gebüsch einen Vogel pfeifen, und während man sonst in Palästina zuweilen einen Tag lang reiten kann ohne einen einzigen Schmetterling zu sehen, so erblickte ich gerade in der Nähe des todten Meeres einen solchen. Wir hatten überhaupt im Westen von Jerusalem Gebirgsstriche durchzogen, welche bei weitem todter und von der Sonne verwüsteter aussahen, als die Umgebung des todten Meeres von Norden aus. Anderseits ist wahr, daß an manchen Niederungen streckenweise Salzüberzüge von abgedunstetem Seewasser sich zeigen, daß keine Fische im Wasser sind und daß das Wasser, so unschuldig es auch dreinsieht, ganz grimmig herb ist; es machte mir auf der Zunge beinahe die Empfindung, wie wenn ich von einem Insekt gestochen würde. Ferner ist wahr, daß Asphalt vom Wasser ausgeworfen

wird; ich nahm ein Stückchen mit, schwarzglänzend wie die Hoffart des Teufels.

Woher kommt es nun, daß andere Reisende so schauerliche Beschreibungen machen, während wir es lange nicht so arg fanden? Abgesehen davon, daß Manche zu anderer Jahreszeit und von anderer Seite den See besucht haben — im Sommer muß allerdings die Hitze daselbst, 1300 Fuß unter der eigentlichen Meeresfläche, höllisch sein —, so sehen die Meisten Vieles mit andern Augen an, wenn in ihrer Phantasie schon ein Bild davon vorräthig ist; dann meinen manche Fromme auch der Bibel einen Dienst zu thun, wenn sie Orte biblischer Erzählung mit etwas dicken Farben koloriren. Ich bin entgegen überzeugt, daß man mit reiner Wahrheit für die Dauer mehr den Glauben fördert, als mit rhetorisch geschwollenen Schilderungen. Gerade in Betreff des todten Meeres glaube ich ungeachtet mir es nicht so schwarz vorkam dennoch, daß dort das Gericht über die fünf Städte gekommen ist, wie die Bibel erzählt. Das ist eben die Art Gottes, daß er nicht wie jene Starkfärber den Menschen durch stereotype Wunder den Glauben mit Gewalt aufnöthigen will, sondern er läßt zuweilen Wunder wie Sternschnuppen niederblitzen und wieder erlöschen, aber unveränderlich stellt er der Welt das Wort seiner Offenbarung hin; jeder soll daran wählen und sich zum eigenen Gericht entscheiden für den Glauben oder den Unglauben. Gott will, daß der verbissene Unglaube überall eine Hinterthüre, gleichsam ein Mausloch habe, wohin er sich vor dem ihm widerwärtigen Licht der Offenbarung flüchten kann.

Vom todten Meer wendete sich unsere Reise zum Kloster Saba. Jetzt erst, da wir in die Berge kamen, fing eine Wüste an, wogegen das Gestade am todten Meer fast ein Garten ist. Es ist schwer einem abendländischen Leser diese entsetzliche Kahlheit anschaulich zu beschreiben; man befindet sich hier in einer Welt, wovon zwei Reiche der Natur, das Pflanzenreich und das Thierreich, ganz ausgeschlossen sind. Wie wenn das letzte Gericht und der Erdbrand schon vorüber wären, und nun die leere ausgeglühte Brandstätte als Grabstein über allem ausgetilgten Leben zurückgelassen wäre, so sieht es hier aus. Steil und glatt senken sich die Bergwände zu spitzwinkligen Thälern zusammen — aber oben und unten ist gleichmäßig nichts als der todte gelbliche Fels, Stein und Staub. An den Lenden der Berge klettert mühsam und kümmerlich ein schmaler Fußweg hin — dieses war der Pfad für unsere Pferde — wer Schwindel hat, der wird dort große Beängstigung leiden. Später zeigten sich zuweilen Abhänge und Thalstrecken, die ziemlichen Pflanzen- selbst Graswuchs hatten. Eine wunderbare Klarheit besitzt die Atmosphäre über diesem wasserlosen Gebirg. Einmal, als ich schon mit einigen Andern in ein Thal hinunter vorausgeritten war, sah ich oben am felsigen Rückgrath des Berges die übrigen Reiter so scharf ausgeschnitten in der Luft, wie wenn sie von bengalischem Feuer beleuchtet wären. Auch hier stürzte auf einer schiefen Felsplatte ein Pferd; sein Reiter hätte elend verunglücken müssen, wenn es ein wenig früher neben schroff abgesenkter Tiefe geschehen wäre.

Endlich zeigte sich ein ziemlich ordentlich hergestellter Weg, wie wir noch nirgends in Palästina gesehen hatten — es war der Weg des Klosters Saba. Dieses tauchte nun bald aus der öden wilden Bergschlucht hervor, wie wenn es sich messen wollte mit den aufgereckten Felshäuptern des Bergreigens, welcher die Schlucht umfängt. Zahllose Höhlen sind in die schroffen senkrechten Bergwände eingenischt; es sind die Wohnungen von mehr als tausend Einsiedlern, welche einst hier ein wunderbares Leben führten. Jetzt schweben und weben die Vögel der Wildniß dort. Erst als der Asmodi Chosroes aus Persien einbrach und die Einsiedler ermordete, wurde das Kloster gebaut. Dieses ist von außen eine kühne kriegsbereite Festung. Ueber ungeheuer hohem Gemäuer von Quadersteinen liegen einige Fuß hoch Steine aufgeschichtet ohne alle Bindung, damit die Beduinen bei gewaltsamer Ersteigung der Mauer von diesen Steinen geworfen und verrathen würden. Auf einem hohen Thurm steht Tag und Nacht eine Wache — auf den Thurm hinauf kann man nur durch einen am Seil herabgelassenen Korb gezogen werden; vom Wächter ziehen sich Schnüre zu elf kleinen Glocken im Kloster hinab, um dort aufzulärmen, wenn Gefahr sich naht. Wir selbst bekamen erst Einlaß, nachdem ein Empfehlungs-Schreiben des griechischen Patriarchen aus Jerusalem vorgezeigt worden war. Innen ist ein wundersames Gemisch von Kirchen, Kapellen, Wohnungen, Treppen, Gängen, Terrassen, Höfen, Gärtchen — und aus der Tiefe ragt ein hoher Palmbaum in die Höhe.

Die griechischen Mönche zeigten uns Alles bereitwil-

lig; in einer Kirche liegen große Beigen von Menschengebeinen und Schädeln, sie seien von den hingeschlachteten Einsiedlern. Unter den vielen Gemälden der Bethäuser daselbst übertrafen mehrere bei weitem an Schönheit die, welche ich bisher in griechischen Kirchen gesehen habe. Was mir aber an den gemalten Gesichtern mißfiel, waren die langen schmalen Nasen, die alle, wie nach einem Modell gefertigt, den Eindruck der Langweile machten und etwas an Schafe erinnerten, denen bekanntlich auch nach griechischer Form Nase und Stirn linealgerade ineinander laufen. Man bot uns in einem Gastsaal Erquickung an, namentlich Kaffe; unser Dragoman hatte uns aber angewiesen nichts anzunehmen, vielweniger im Kloster zu übernachten, indem es daselbst üblich sei den Fremden mehr als doppelte Rechnung zu machen. Wir gingen deßhalb Abends wieder heraus, wo vor dem Klostergemäuer in einem Felsthälchen unsere Zelte zugerichtet wurden.

Ich legte mich etwas entfernt von der Gesellschaft auf einen Felsen; um mich sah ich nichts als die nackte Bergwand und über mir den wolkenlosen blauen Himmel. Da drängte sich mir die Ahnung auf, wie ein eigenes Seelenleben sich entwickeln müßte, wenn man in solcher Einöde lebte; die Seele müßte hier sich selber inne werden und den Himmel mit ihren Gedanken durchdringen in einer Art, wie es im Geflimmer und Getös des Weltlebens niemals vorkommt. Und wenn dann der Tag voll Betrachtung und Gebet ausdämmert, und die Nacht mit ihren unendlichen Sternen aufzieht, und die Glocke vom Kloster her läutet, und die

Felswände in Resonanz die Glockentöne wiedergeben: da müßte wohl Uebernatürliches durch die Seele geistern, es müßten auch in ihr Sterne aufziehen und eine Glocke läuten, wie ein leiblich Auge nimmermehr sieht und ein leiblich Ohr nimmermehr hört.

Den andern Morgen kehrten wir nach Jerusalem zurück; unser Weg führte uns größtentheils dem wasserlosen Bett des Baches Kidron entlang. Die einst kräftige Fluth hat manchmal zwei Fuß tief den Felsboden ausgefressen, an Erdstellen aber wühlte sich das Wasser selbst ein sechs Fuß tiefes Bett. Jetzt springen und tummeln sich Heuschrecken darin, und der Schakal mag ihn als Hohlweg benützen um ungesehen heranzuschleichen. — Gegen Jerusalem hin zeigte sich frühlingsartig in den Thälern viel Grünes. Einmal kamen wir an einem Dorf von lauter Beduinenzelten vorüber; es war daselbst nichts als Thierisches zu sehen, außer den zigeunerhaften Araberfamilien nur Pferde, Esel, Kameele, Ziegen, Hunde und Hühner. Zuweilen zeigt sich am Bergabhang eine Heerde schwarzer Geisen mit seltsam kleinen Köpfen; der Hirt dabei ist regelmäßig mit der Flinte bewaffnet und sitzt leer an Leib und Seele auf einem Stein, wie ein Sperber auf der Lauer. Einmal ritt ich in schmalem Thal voraus, ein Scheik und ein Mohr ritten friedlich vor mir her; vier bewaffnete Beduinen kamen entgegen, gaben die Hand und grüßten. Diese Zuständlichkeit, als einziger Japhetite mit

den Söhnen des Sem und Cham in engem Thal der heiligen Stadt entgegenzureiten, sprach mich lieblich an und ich fühlte mich so heimisch darin, als sei ich solches schon längst gewöhnt. Ueberhaupt bin ich so für das Wandern und die Fremde innerlich construirt, daß mir auf dieser Reise wie auch auf andern tagelang nicht einfiel, wo ich her bin, und nicht nur der Leib, sondern auch die ganze Seele ist aus den vorhergehenden Orts- und Zeitverhältnissen herausgehoben; während ich anderseits auch zu Haus in halber Reisebereitschaft lebe, indem ich mich vor vielerlei Apparat und Hausbequemlichkeiten scheue.

Wir langten gegen Mittag in der Stadt und dem Kloster an, und hielten nun außer dem Tag unserer Ankunft noch einen vollen Rast- und zugleich Abschiedstag in Jerusalem. In der Frühe ging ich wieder in die Geißelungskapelle um die h. Messe dort zu lesen. Meine Andacht in dieser lieblichsten Kapelle von ganz Jerusalem hat ein sehr freundliches Andenken bei mir zurückgelassen. Hintennach erfahre ich aus Toblers Topographie von Jerusalem, daß er diesen Platz nicht für die wahre Geißelungsstelle anerkennen könne, obschon er keinen andern anzugeben weiß, und die Freigebigkeit des bairischen Fürsten könne deßhalb von der „Lichtwelt" keinen Dank ernten. Was soll ich jetzt machen? —

Wenn das Kind, welches nach Weihnacht in die Schule kommt, freudevoll erzählt, was ihm Alles das liebe Christkindlein gebracht habe; und wenn der von Gelehrtheit und Erleuchtetheit überfließende Unterlehrer, wie der Habicht auf einen Zaunkönig, auf diesen „unsinnigen

Aberglauben" losstürzt und dem Kind den Kopf zurechtsetzt und abwascht — wer hat zuletzt recht? Das Kind hat zuletzt in seiner Einfältigkeit tiefere und gründlichere Wahrheit ausgesprochen, da letztlich die Geburt des Christkindes und der Glaube daran ihm diese Geschenke gebracht hat, während der Unterlehrer eigentlich nur jene Aufklärung an den Tag gelegt hat, welche zu blöd und seicht ist, um die Poesie einer Wahrheit und die Wahrheit einer Poesie zu erfassen. Wenn Herr Tobler mir sagt, vor der Lichtwelt könne jene Kirche nicht bestehen als Ort der Geißelung: so werden wir, die wir in der gemeinten Lichtwelt kein Bürgerrecht beanspruchen, zuletzt in anderer Art das Richtige doch getroffen haben. Für uns ist dieses der wahre Ort der Geißelung Christi, gerade weil an diesem Ort sich gleichsam unaufhörlich die Wolken der Andacht sammeln, welche die Christen der Geißelung Christi zuwenden. Darum war und bleibt jener Ort für meine Verehrung der rechte, sollte auch die wirkliche Stelle, wo der Herr sich für unsere Sünden schlagen ließ, eine halbe Viertelstunde entfernt unter Gassenpflaster oder Gemäuer unbeachtet liegen. Der Geist ist es, welcher Leben gibt; der Buchstabe tödtet — aber auch der pure Stein tödtet. Und es gibt auch eine Lichtwelt, in welcher alles Lebendige todt wird. In der Wüste scheint die Sonne blendend hell, aber es gedeiht nichts, nur der dürre Fels und trostloser Sand reflektirt unfruchtbar die Sonnenstrahlen; und oben auf den höchsten Alpen, wo die Schneeregion bald beginnt, da ist es auch äußerst hell; aber was beim Erlöschen der Vegetation dort noch üppig gedeiht, das ist die

Distel und der Eisenhut. Auch in einer gewissen Lichtwelt gedeiht am feistesten die moralische Analogie von Distel und Eisenhut — worin besteht sie?

Später ging ich mit einigen wenigen Begleitern noch einmal auf den Oelberg, der mir so besonders lieb geworden war. Von dort schauten wir zum letztenmal die Stadt an, welche wie kein anderer Ort der Welt einmal der Kampfplatz zwischen Himmel und Hölle war, und wo das Senfkorn in die Erde gelegt worden, welches jetzt als mächtiger Baum seine Zweige über Welttheile ausstreckt.

Nachmittags machten wir einen Gang zu den Königsgräbern. Sie liegen gegen eine Viertelstunde weit nördlich von Jerusalem in weglosem Feld. Das Ganze ist ein unterirdischer Felsenpalast mit Kämmerlein und Steinbett für etwa vierzig Todte. Es ist ein großer Vorhof in den Felsen gehauen, der kein Dach über sich hat, und wozu ein weiter Bogen führt, der aber so nieder ist, daß man sich bücken muß um durchzugehen. Wahrscheinlich war die Höhe des Thores der Breite entsprechend, jetzt aber durch vielen Schutt gleichsam halb erstickt. Der Eingang in das Todtenhaus selbst hat über sich in Felsen gehauene Zierrathen, ein wunderliches Gemisch von altgriechischer (dorischer) Ornamentik und orientalischen Pflanzenarabesken. Um inwendig sich umzusehen braucht es angezündete Kerzen, die man von der Stadt aus dahin mitnimmt; die Särge sammt ihrem

Knochen-Eingeweide sind längst abhanden gekommen; fleißige Untersucher fanden noch abgeschlagene Marmorstücke davon und auch einen hohlen Sargdeckel; die steinernen Drehthüren sind weggesprengt.

Ich mit meinem nächsten Gefährten hatten keine Lust in dem naßkalten ausgeleerten Todtenkeller herumzutappen und die langweiligen ausgeleerten Sargnischen anzustarren. Wir legten uns lieber unter dem sonnigen Himmel an einen grasigen Hügel außerhalb des Vorhofes, während die andern in den finstern Steingemächern sich umthaten. Allmählig gerieth ich in einen oberflächlichen Schlaf. Da begegnete mir wieder, daß in dem Zwischenzustand unmittelbar vor dem Aufwachen ein Gedanke höchst klar und lebhaft in meiner Seele stand, wie ein Morgenstern bei Tagesanbruch. Als nämlich dort an den Königsgräbern der Schlaf zum Wachen hinüberdämmerte, nahm ich in mir noch deutlich den gleichsam abziehenden Gedankenrest wahr: „Und zu dem Glück wird ihm noch ewige Jugend auf Erden geschenkt. Was willst du aber dann mit dir selber machen?“ Die Veranlassung oder Entstehung dieses Gedankens wurzelte in der Bewußtlosigkeit des Schlafes. Aber unendlich wahr, als hätte der Geist Salomons oder sonst eines hier begrabenen Königs meiner schlafenden Seele den Gedanken eingesäuselt, redete das Eingesprochene fort in mir auch nach dem Wachen, wie der Mensch mit allem irdischen Glück überhäuft zuletzt doch unzufrieden bleibt, er weiß zuletzt mit seiner eigenen Person allein nichts Rechtes anzufangen; denn die Menschennatur ist so erschaffen, daß

sie ihre Ergänzung und ihr Vollleben erst in Gott findet, wie im Meer der Delphin; darum stellt sein eigenes Wesen erst zufrieden, wer sich Gott zukehrt, gleichsam auf ihn sich wirft.

Am Abend nach fünf Uhr gingen wir insgesammt noch einmal in die h. Grabkirche, um vor unserer Abreise dort den letzten Abschied zu nehmen. Ich war mit Einigen vorausgegangen, und zwar dießmal durch die Gasse, welche zunächst auf die Gerichtsstätte führte, somit von den letzten Schritten des Herrn begangen wurde. Die Gasse geht vorbei an abscheulichen Steingemächern, worin Unrath aller Art, namentlich Aas herumliegt, so daß diese greulichen Löcher ein Bild der Hölle gewähren. Es ist wie wenn sich der Böse vor die heilige Stätte gelagert hätte und ihm über dieses Stück Weg Gewalt gegeben sei ungehindert auszuüben, was ihm eigen ist. Als wir in die Kirche kamen, machte gerade die armenische Priesterschaft ihren Umgang an den h. Stätten. Ihr Gesang hatte weder Rhythmus noch Melodie, sondern kam uns wie ein unordentlicher Lärm vor, der gleichsam absichtlich nur solche Laute und Lautverhältnisse aufsuchte, welche das Gehör ärgern und stören. Zugleich hörte man von der katholischen Kapelle her die Franziskaner beten und singen.

Es wäre schon erträglich, daß so verschiedene Kulte neben einander den Heiland verehren, wenn die Mannigfaltigkeit bloß in Nation und Herkommen gegründet

wäre, aber dabei das Band des Glaubens und der Liebe zur innern Kircheneinheit vereinigte, wie solches auch wirklich stattfindet zwischen den römischen Katholiken, Maroniten, unirten Griechen und Armeniern. Aber in der Disparitas, wie man sie unter den verschiedenen Glaubensbekennern in der h. Grabkirche findet, liegt wo nicht Feindlichkeit, jedenfalls Entfremdung und Kälte, somit Beleidigung Christi. Und während Armenier und Franziskaner rücksichtslos neben einander ihren Kultus übten, lagen unterdessen die Türken, die Herren des Kirchenthores, umher und rauchten neben ihren Kaffekannen.

Als wir später Alle beisammen waren, hielten wir unter Begleitung des Pater Wolfgang einen Umgang an den heiligen Stätten, den letzten; an jeder wurde etwas gebetet und aus einem teutschen Passionslied die bezüglichen Strophen gesungen, so an der Säule, wo Jesus angebunden war, am Platz der Annagelung, am Standort des Kreuzes, an der Stelle, wo die Mutter den Leichnam des Sohnes auf den Schooß nahm, an dem Stein, wo Christus gesalbt wurde, am heiligen Grab. Mehrere Türken, wahrscheinlich die Effendi vom Thor, standen zu uns und hörten dem teutschen Gesang der abendländischen Pilger zu; es war schöner ehrerbietiger Ernst in ihrem Gesicht und ihrer Haltung wahrzunehmen. An der letzten Station, am h. Grab, wendete sich Pater Wolfgang zu uns und sprach davon, wie wir uns jetzt von Jerusalem für immer zu verabschieden meinen und doch wieder einmal nach dem Ausspruch des Propheten an diesem Berg, im Thal Josa-

phat, uns versammeln werden. Die Gnade des Herrn und ein christlicher Wandel möge bewirken, daß wir dort Alle zur Rechten gestellt werden. Es sei jetzt zum erstenmal seit den Kreuzzügen, daß an diesen heiligen Stätten wieder teutsches Lied und Gebet gehört worden; es sei ein Zeichen, daß in Teutschland neues religiöses Leben erwacht sei und sich rege. Wir möchten nun zu Haus, erfüllt von heiligen Erinnerungen, weiter verbreiten und anregen, was sich hier in uns belebt habe u. s. w. Dann wendete er sich in innigem Gebet gegen das h. Grab und flehte alles Gute auf uns herab. Seine Worte waren für uns eine Gutthat und eine Freude — darum erwiederten Viele sein „Amen" mit einem lauten „Vergelt's Gott".

Den andern Morgen war im Klosterhof großes Getümmel; christliche und mohamedanische Mannschaft mit Pferden und Mauleseln war versammelt, um uns und unser angewachsenes vielfältiges Gepäck aufzuladen und von dannen zu führen. Wie es bei dem Arabervolk üblich ist, wurde übermäßig viel geschrieen und sinnlos umhergerannt, und es dauerte sehr lang, bis das was fortgehen und das was bleiben sollte auseinandergeronnen war. Wir nahmen Abschied mit Handschlag und Kuß von den teutschen Franziskanern, die sich so gut und herzlich gegen uns erwiesen hatten — und wenn Manche von uns mit einigem Gefühl von Trennungsleid Jerusalem und das Kloster verließen, so mögen die teutschen Mönche

noch schmerzlicher sich gesehnt haben, mit uns in die Heimath ziehen zu können. Einige derselben, namentlich auch Pater Wolfgang, begleiteten unsern Zug, da eine Versetzung, wie üblich, stattfinden sollte. Durch eine lange Winkelgasse mit hohen Mauern wurde unsere gegen 40 bis 50 Pferde starke Gesellschaft wie durch einen Trichter zu einem schmalen langen Zug auseinander gezogen. Vor die Stadt gelangt ging es nun über eine weite Strecke, wohin nordwärts früher die Stadt sich ausdehnte; zwischen Schuttsteinen und Gerstenfeld und ausgetretenem Straßenboden klüftet zuweilen plötzlich eine alte Cisterne oder durchbrochenes Gewölb ihre Mündung in die Höhe und droht dem unbehutsamen Wanderer oder Pferd jämmerlichen Fall.

Wo die letzte Anhöhe sich auf- und abbiegt, hielten wir und kehrten uns stadtwärts, um zum letztenmal Jerusalem anzublicken. Stets dort bleiben hätte ich nicht mögen; der natürliche Mensch findet sich dort unbehaglich, die heimathlichen Gewöhnungen sind gestört und unbefriedigt, alle Bequemlichkeiten und Lebensabwechslung fehlen, die Gegend selbst ist gleichsam aus Wassermangel in Gant gerathen und sieht hungerig und zerfetzt drein; einsame Spaziergänge im Freien sind aber unmöglich, da am hellen Tag für den Einzelnen keine Sicherheit ist. Den Christen aber mag es in die Länge auch nicht wohl dort sein; das katholisch-christliche Leben ist eben doch in Jerusalem eingeschrumpft auf das Kloster und ein paar hundert katholische Araber, und diese sind bis zum Ersticken dick umrankt von Türken und Juden und mancherlei feindlich gesinnten Sekten, und selbst an hei-

ligen Stätten dampft und lodert oft Zwietracht wild in die Höhe. In dem Wallfahrer überwiegt wohl die Freude und Andacht am heiligen Grab bei weitem das Aergerniß; bei längerm Aufenthalt würde aber der Eindruck der Neuheit matt werden, hingegen die erkältende Wirkung des unschönen Lebens mehr und mehr ans Herz dringen. Diese Stadt hat dem Heiland nichts als Leid gebracht, und seine Gnade leuchtet auch jetzt nicht darüber, mag auch der einzelne fromme Christ reich begnadigt werden, wenn er sich an jener Brandstätte des göttlichen Phönix in Andacht versenkt. Darum wird der Wanderer beim Abschiedsblick auf Jerusalem Gott loben und danken, daß er es sehen durfte, aber mag ihn auch preisen, daß er in die ferne Heimath zurückkehren darf. Nur der Oelberg scheint einem wie das bleiche Antlitz eines lieben frommen Freundes noch anzulächeln und Aug' und Herz grüßt ihm entgegen und möchte ihn einst wiedersehen.

Etwa drei Stunden von Jerusalem kamen wir an ein armseliges Dorf el-Bireh; mitten unter den grauen Steinhütten der Mohamedaner ragt in hohen Spitzbogen noch ein Stück vom Chor einer zerstörten christlichen Kirche empor, wahrscheinlich von den Kreuzfahrern erbaut. Es soll an diesem Ort gewesen sein, daß Maria und Joseph die Abwesenheit des Kindes Jesus bemerkten, als sie von Jerusalem wieder nach Nazareth zurückkehren wollten. Eine Schaar Engländer beiderlei

Geschlechts kamen in entgegengesetzter Richtung hergeritten. In solchem Land und solcher Gegend sieht man selbst Engländer als seine Landsleute an, weßhalb man auch einander grüßte.

Während es noch ziemlich hoch am Tag ging und wir kaum fünf Stunden geritten waren, fand es unser Dragoman förderlich, schon die Zelte aufzuschlagen, da er unsere Reise nach Nazareth mit Gewalt auf vier Tagreisen auseinanderzustrecken bedacht war, wie mancher Advokat den Prozeß. Wir sollten in der Nähe eines elenden Dorfes liegen bleiben, das an der Stelle zu stehen sich rühmt, wo Jakob seinen Traum von der Himmelsleiter hatte; man nennt es Bethel. In der weiten Vertiefung, wo wir lagerten, war ein Brunnen und stehendes Wasser und viel Gras; zum Theil war der Platz mit angemauerten Erhöhungen umfangen. Die Töchter von Bethel kamen zum Brunnen um Wasser zu holen; sie hatten sämmtlich blaue Röcke an mit weißen, aber keineswegs saubern Ueberhängen. Die Mannen von Bethel aber hockten sich in einiger Entfernung auf den Boden und betrachteten und besprachen uns mit zäher Ausdauer; ich weiß nicht ob sie noch am Tag sich erhoben und von dannen gingen. Nach einiger Zeit kam der Scheik (Bürgermeister) von Bethel zu Pferd angeritten, begleitet von einem halben Dutzend Fußgänger; was seines Amtes war und was er wollte weiß ich nicht; vielleicht sollte unser Dragoman eine Lagersteuer ihm zahlen, oder er wollte nur diese Gelegenheit benützen, seine Bedeutung und Herrlichkeit uns Fremden zu zeigen. Ich bin leichtsinniger in Betreff

von Gefahren als viele Andere — aber es hätte für die Nacht sehr unheimlich ausgesehen, wenn unserer Leute nicht viele gewesen wären. Unser Dragoman ordnete besonders sorgfältig an, daß ja alle Koffer und sonstiges Gepäck unter die Zelte eingethan würden, sicher nicht bloß aus Besorgniß, daß sie bei dem starken Nachtthau sich eine Erkältung zuziehen.

Als wir in der Frühe des andern Tages alle Umständlichkeiten nahezu durchgemacht hatten, die es erfordert, um so viel Zeug und Volk vom Lager auf das Pferd zu bringen, da hatten sich schon wieder Gestalten, besonders weibliche, aus dem Dorf eingefunden, welche den Platz unsers Nachtquartiers sorgfältig inspicirten, ob wir nichts Brauchbares dort liegen lassen oder verloren haben. Einige von uns waren schon vorgeritten und warteten auf einem Hügel, bis die Andern kämen. Es war ein kalter unfreundlicher Morgen; der Rückblick auf das traurige Dorf zwischen Ruinen mächtigerer einst christlicher Gebäude und auf den verlassenen Lagerplatz, wo armselige Araber wie ausgehungerte Hunde am Wasserstein suchten, ob nichts übrig geblieben sei, gewährte in Miniatur ein Bild, was aus dem Land und Volk überhaupt jetzt geworden ist. Ein solcher Anblick weckt überhaupt die Frage: „was thut Gott mit solchen an Leib und Seele traurigen Menschen? warum läßt er sie überhaupt nur geboren werden?“ Eine vollgültige Antwort wird kein Sterblicher geben können; aber gewiß und auf jeden Fall: „Gott hat Recht“.

Je mehr wir in das Samariterland hineinritten, desto grüner wurde die Gegend im Vergleich zu Judäa, manche Strecken waren recht fleißig mit Oel- und Feigenbäumen angepflanzt; hingegen erreichten die Wege einen Grad von Schlechtigkeit, wie er mir im ganzen Leben noch nicht vorgekommen ist. Abgesehen von der steilen Senkung, so war mancher Weg nur eine vertiefte Rinne voll loser Steine, noch schlechter als das Bett eines steinigen Baches; wo aber fester Fels zu Tag trat, so war derselbe bisweilen fußtief ausgetreten und ausgeschwemmt, während die obern Ränder einander so nahe waren, daß das Pferd nur einen einzigen Fuß in die Vertiefung bringen konnte und bei dem Ausglitschen unfehlbar in dieser Steinfalle das Bein gebrochen hätte. Ein anderesmal legte sich eine große Felsplatte über den Weg, flach abgesenkt wie ein Dach. Ich sah zu wie ein Pferd mit seinem Reiter gleichsam darauf tanzte um Halt für den Fuß zu finden und endlich stürzte; mit andern als diesen arabischen Pferden wäre dort überhaupt nicht fortzukommen. Für die Lebenden hat keine Menschenhand auch nur einen Stein am Weg berührt, wohl aber für die Todten; man trifft daneben sorglich ausgehauene Felsengräber an. Ich weiß mich nicht zu erinnern, daß wir auf dieser ganzen Tagreise auch nur einem einzigen Wanderer begegnet wären außer einer Schaar türkischer Soldaten, welche nach Jerusalem zurückzogen; einer derselben grüßte den Pater Wolfgang freundlich als Bekannten; es wurde gesagt, diese Soldaten hätten das Geschäft gehabt, unbotmäßige Ortschaften zum Steuerzahlen zu bewegen.

Da wir gegen Mittag unser Frühstück zu uns nehmen sollten, wurde an einem Berg unter schattigen Bäumen Halt gemacht. Unser Dragoman speiste uns bei solchen Gelegenheiten regelmäßig mit hartgesottenen Eiern, dürrem Brod und übernächtigen Fleischstücken von einem unbekannten Thier; das Getränk, Wasser und Wein, wurde in Bocksschläuchen mitgeführt und in Zinnbechern kredenzt, welche wegen mannigfacher Contusionen und Alter eine schlechte mißvergnügte Physiognomie an sich trugen. Unten im Thal lag ein Samariterdorf; da wir nun dort wahrgenommen wurden, stieg allmälig einiges Volk zu uns herauf, um die Fremden und ihr Gebaren zu betrachten und nach Befund etwa zu überlegen, ob nichts zu machen sei. Als wir später durch den Rand eines andern samaritanischen Dorfes ritten, ließ unser Führer den Befehl ergehen, daß Alle beisammen sich halten und die Waffen bereit hielten, denn es sei gefährliches Raubgesindel hier. Wirklich sahen die Bursche und Kinder daselbst ganz besonders verwildert drein.

Als es gegen Abend ging, öffnete sich allmälig die Gegend zu einer Thalweite von schönen Bergen umstanden. An der Haide eines Bergabhanges, woran wir hinritten, hörte ich den Gesang eines Vogels, der mir noch niemals zu Gehör gekommen war, und doch fühlte ich in mir die vorbereitete Anlage solches zu hören, wie wenn der Ton zu mir gehörte; denn die Menschenseele ist vom Schöpfer mit der ganzen Natur in Bezug gesetzt und für einander eingerichtet. Wie daher für diesen neuen Vogelgesang in meiner Seele,

ohne daß ich es vorher wußte, schon eine stille Saite gespannt und gestimmt war, die nun an- und mittönte: so mag noch unendlich Vieles in der Seele vorbereitet liegen, welches erst dann sich regt, wenn eine neue Erde und ein neuer Himmel auf die Seele einwirken. Es ist überhaupt ein höchst fader Spiritualismus, wenn man die Seligkeit lediglich in abstrakt geistige Vergnügen setzen will. Jede Menschenseele ist eine concentrirte Welt, ein Auge und Ohr, worin alles Licht und aller Ton von Himmel und Erde und Hölle einfallen kann. So neu mir aber jener Vogelgesang war, so stimmte er darin mit unsern Singvögeln überein, daß ein Ausdruck süßer Unschuld darin lag. Die Singvögel sind, wie manche Frühlingsblumen, die lieben freundlichen Kinder der Natur; wie in mancher Blume der Blick eines harmlosen Kindes, so liegt oft im einfachsten Ton des kleinen Singvogels die kindliche Stimme desselben und weckt manchmal beim Erwachsenen, der einsam es hört, Wehmuth, Vorwurf und Schmerz, daß er nimmermehr zu dieser Schuldlosigkeit und diesem süßen Gemüth zurückkehren kann.

Bevor wir um das Bergeck bogen, führte uns Pater Wolfgang abwärts in ein Thal, wo mitten im Feld zerbrochenes Quadergemäuer von üppigem Kräuterwerk umsponnen lag. Es ist hier der Brunnen, an welchem der Herr die Samariterin anredete. Einst war der Brunnen von einer christlichen Kirche überbaut;

türkischer Fanatismus hat sie längst umgeworfen; aber der tiefe Brunnen mit seinem Wasser ist geblieben, d. h. eine mit Stein gefaßte Oeffnung, wo das Wasser nur mit einem sehr langen Seil erreicht werden kann. Es gibt in diesem regenarmen Lande fast nichts, was so sicher einen historischen Platz bezeichnet, als ein Quellbrunnen, weil dieser als seltenes kostbares Gut von der Umgegend in Ehren gehalten wird, wie wenn bei uns irgendwo ein ewigfließendes Weinfäßchen im Freien niedergelegt wäre.

Nachdem der Franziskaner einige Erläuterungen gegeben hatte, las er aus der Bibel das Kapitel Joh. 4. von der Samariterin am Jakobsbrunnen, welche Lesung dann mit einem kurzen gemeinsamen Gebet geschlossen wurde. Die Umschau in diesem fruchtbaren gut angebauten Thal wäre außerordentlich schön; auf einer Seite desselben steht der Berg Garizim mit einer Moschee oben, auf der andern der Berg Ebal; aber was auch hier zur vollen Schönheit, wie in ganz Palästina, fehlt, das ist der Wald; an allen Bergen schaut das nackte Gestein zwischen der zerrissenen frühlingsgrünen Bekleidung heraus. In einiger Entfernung hat dieses Thal noch ein anderes biblisches Denkmaal, nämlich eine Art kleiner Kapelle, von den Mohamedanern über dem Ort gebaut, wo die Gebeine Joseph's aus Aegypten begraben sein sollen.

Nach einem halbstündigen Ritt kamen wir in die wunderliche Stadt Naplus, das ehemalige Sichem. Die sehr lange Hauptgasse ist so schmal, daß wir einzeln hinter einander reiten mußten — statt der Trottoirs

läuft auf jeder Seite ein anderthalb Fuß hoher aufgemauerter Fußweg an den Häusern hin, auf welchem sehr zahlreiches Türkenvolk ging, stand und saß. — Allein in dieser bedeutend großen Stadt (sie soll gegen 15,000 Einwohner haben) war kein Quartier für uns; es wohnen nur Türken, Juden, Griechen und Protestanten, aber keine Katholiken in Naplus; nur die Franziskaner fanden Herberge bei einem unirten Griechen ihrer Bekanntschaft. Wir mußten also zum andern Thor wieder hinausreiten, um dann auf einem großen freien Platz vor der Stadt unser Lager aufzuschlagen. Es waren aber daselbst sehr viele müßige Stadtleute und Kinder, denen wir ein höchst erwünschter Gegenstand der Schau- und Redelust wurden. Wir befanden uns hier ganz in der nämlichen Situation, wie wenn eine Seiltänzergesellschaft auf dem Karlsplatz bei Freiburg sich niederläßt und sich daselbst anschickt unter mitgebrachter Behausung ein Mahl und Nachtlager herzurichten, während die Kindsmägde, kleine und große Jugend, galante Soldaten und Sonntagsspaziergänger von Freiburg sich noch daselbst sonnen und ergehen. Bei dem Durchreiten hatte ich in der Stadt die Fronte einer prächtigen alten Kathedrale gesehen; ich hätte wohl Lust gehabt sie genauer zu betrachten; aber es war nicht rathsam Abends noch allein in diesen ganz eigentlich wildfremden Türkengassen umzugehen. Es wohnen auch mehrere Familien darin, welche noch ganz der ursprünglich samaritanischen Sekte angehören, an bestimmten Tagen auf den Berg Garizim wallfahrten und dort Opfer von Lämmern bringen. Sie wollen

auch eine Thora, nämlich die fünf Bücher Moses haben, welche von einem Enkel des Aaron geschrieben sein sollen.

Die Nacht lief ruhiger ab als fast zu befürchten war. Wie sonst der frühe Morgen in einer katholischen Stadt durch vielfältiges Glockengeläute begrüßt wird, so machte sich die Stadt Naplus durch ein so ungeheures und aushaltiges Hundegebell bei anbrechendem Tag bemerklich, als wäre die ganze Stadt von lauter Hunden bewohnt. Es scheinen bei den Hunden an einzelnen Orten auch gemeinsame Gewohnheiten aufzukommen und eine Generation sie der andern zu überliefern, so in Naplus, daß die gesammte Hundeschaft gleich einem Hahn den aufziehenden Morgen anbellt. Solches ist bei den Hunden im Orient um so leichter, daß sich ein gemeinsames Herkommen bildet, weil sie alle gleicher Rasse sind und sich deßhalb mehr als Korporation oder ein Körper fühlen und benehmen, als solches bei unsern civilisirten und unendlich verschiedenen Hunden der Fall ist.

Sodann fing das Morgengebet unserer arabischen Mannschaft an, welches regelmäßig in endlosem heftigem Zank-Geschrei bestand, so oft sie in der Frühe die Zelte abschlugen und Pferde und Gepäck zurichteten. Ich ließ mich bereden die übrige Zeit, bis Alles aufgepackt war, zu benützen, um in der samaritanischen Synagoge den altersberühmten Codex zu schauen. Wir wurden eilig zu zweit oder dritt von einem Araber unseres Gefolgs durch höchst wunderliche Gassen, einmal durch einen oberirdischen von Gemäuer gebildeten Tunnel geführt. Als wir endlich zur Synagoge kamen, stellte sich ein

großer alter Mann mit weißem Bart uns als Rabbi der Samaritaner dar; bevor er uns eintreten ließ, mußten wir wie bei den Moscheen die Stiefel ausziehen; bevor sodann das alte Pergament gezeigt wurde, mußten wir im Voraus ein Bakschisch erlegen. Die Synagoge ist ganz schlecht, mit einigen alten Judenteppichen belegt; der Codex zeigte aber keine bestimmte Spuren von außerordentlichem Alter; er reicht vielleicht kaum in das Mittelalter; möglicherweise hat es auch den alten Rabbi gelüstet uns ungläubigen Gojim für ihr schlechtes Bakschisch nur einen gewöhnlichen Codex zu zeigen, wie sie in jeder Synagoge gebraucht werden, und den uralten im Schrein zu behalten.

Als wir auf unsern Paradeplatz zurückgekommen waren, hatte sich dort eine große Anzahl von Aussätzigen eingefunden, von denen wir sehr zudringlich und unermüdet angebettelt wurden. Dieselben haben außer ihren verkrüppelten Händen, die sie einem entgegenstrecken, gewöhnlich auch verzogene hälftig geschwollene Gesichter. Gestern hatte mir das Gewissen ein gemeinsames Unrecht vorgeworfen; wir waren über Fruchtfeld geritten, um zum Jakobsbrunnen zu kommen — ein Mohamedaner hatte uns Vorwürfe gemacht; mehr konnte er ungeachtet seiner Lanze gegen unsere ansehnliche Zahl nicht ausrichten. Dieß veranlaßte mich, daß ich den Aussätzigen der Stadt jedem eine kleine Gabe als Restitution schenkte. Ein Weib, dem ich schon gegeben hatte, kam hernach noch einmal und bettelte mich standhaft an, als hätte sie noch nichts empfangen, sei es aus Vergeßlichkeit oder aus liebenswürdiger Unbefangenheit.

Auch hier sah ich wieder den grellen Gegensatz zwischen schöner Natur und dem physisch und moralisch verlumpten Menschen, der doch zum Fürsten über die Natur bestimmt war. Die zankenden Araber, die schmutzigen Juden und entstellten Aussätzigen noch in den Augen und im Sinn, ging ich an den Rand unsers Lagerplatzes, wo derselbe in scharfem Abschnitt sich in ein kleines Thal absenkt, das von einem Bächlein getränkt ist. An diesem nahrunggebenden Busen der Erde saugte ein frisches Wäldchen von Busch und Baum, wie ich es noch nirgends in Palästina so grün und fröhlich gesehen habe — und während man von der Höhe her den Lärm der Araber und die Rollschellen der Maulthiere vernahm, so hörte man aus der Tiefe der Waldgärten den Frühlings- und Morgenjubel zahlloser Singvögel.

Das Samariterland scheint böses wildes Volk zu produciren; als endlich der Zug in Gang kam und wir an einer großen Wasserleitung vorbei waren, erging schon wieder der Befehl unseres arabischen Herzogs, wir sollten sämmtlich nahe beisammen bleiben, es sei in dieser Gegend nicht geheuer. Zunächst wurde von der Richtung nach Nazareth abgelenkt, um Sebaste, das frühere Samaria, aufzusuchen. Es zeigte sich eine schöne freie Bergkrone von einer hochragenden Ruine besetzt. Als wir daselbst aufritten, zeigte sich oben vorerst ein unkultivirter Boden reichlich mit den schönsten

blauen Lilien bewachsen. Es ist das einzig Schöne, was diese einst so prachtvolle Berghöhe besitzt. Auf dieser Höhe soll auch Johannes der Täufer begraben sein; ich wüßte keine Pflanze, welche schöner seine edle reine Gerechtigkeit, seinen gerade zum Himmel strebenden Charakter sinnbildete, als die blaue Lilie. Sie ist der rechte Schmuck, womit die Natur seine Grabstätte alle Jahre bekränzt.

Statt unmittelbar ins Dorf zu reiten, wendeten wir uns vorerst ins weite Feld; dort fanden wir eine sehr große Menge großentheils aufrecht stehender Steinsäulen von ehemaligen Arkaden, Theater, Tempel u. s. w.; das war Alles, was von der alten Sünderin Samaria noch übrig ist. Herodes hatte nämlich in ähnlicher Buhlerei mit Griechenthum, wie bei uns gefranzöselt wird, daselbst in griechischem Styl sein Sebaste, eine glänzende Stadt, aufgeführt. Jetzt steht droben eines der elendesten Dörfer auf Erden. Statt der Häuser haben Manche eine Art großen Backofen aus Stein und Dreck geformt mit einer einzigen Oeffnung, durch welche man nur vierfüßig hinein- und herauskriechen kann. Ich sah einmal solche Wohnungen, welche kegelförmig zusammenlaufend an dem Boden nur sechs Fuß im Durchmesser hatten. Die Kleidung der Bewohner war diesen Höhlen entsprechend. Das Männervolk war ganz müßig, nur zeigten Viele einigen Sinn für Betriebsamkeit, indem sie uns alte aufgefundene Münzen zum Verkauf anboten; unser Dragoman traute ihnen jedoch mehr zu und ordnete an, daß der Sicherheit wegen nur die Hälfte vom Pferd steige und die andere Hälfte Aufsicht und Hut

halte; selbst ein Pferd hätte das Gewissen dieser Samariter vielleicht ohne Beschwerde verschlucken und verdauen können.

Mitten aus diesem Schutt der längst zerstörten Stadt und diesen Schwalbennestern von Lehmhütten ragt höchst großartig und edel die Ruine eines gothischen Domes empor und schaut majestätisch weit ins Samariterland hinaus. Es sind die Ueberreste der herrlichen Kirche, welche einst die Johanniter ihrem Patron zu Ehren hier erbaut haben. Sie ist in großen Quadersteinen gebaut und man muß sich wundern, wie die Zerstörungswuth nur so viele zähe Ausdauer haben konnte, beträchtliche Stücke davon niederzureißen. Aus der Tiefe des von zerbrochenem Gemäuer umfangenen Kirchenraumes ragen zwei hohe Palmen empor, und eine kleine Moschee hat sich in ein Stück des mächtigen Chors eingenistet. Das Türkenvolk begehrte hundert Piaster für den Einlaß dahin; so viel Geld wog schwerer, als unsere Schaulust; wir saßen auf und ritten eine steile Steinhöhe hinab unseres Weges weiter, ohne die Moschee mit unserer Gegenwart entweiht zu haben.

Unsere Leute waren allmälig wieder leichtsinniger geworden; der Zug ging aus dem Leim; nach Laune der Reiter oder auch der Pferde blieben manche weiter zurück, einer und der andere, auf dem Sattel weniger in seinem Element, war abgestiegen und begleitete sein Pferd zu Fuß. Da sprengten etwa vier oder fünf Mann Beduinen seitwärts aus dem Feld und zeigten bei den Nachzüglern ihr Räubergelüst; einer hielt seine Lanze quer über den Weg, da gerade jener Pfarrer,

welcher früher so große Furchtsamkeit affektirt hatte, zu Fuß nachgezügelt kam, — jene Furchtsamkeit hatte ihn aber jetzt plötzlich verlassen, wie Andere in ähnlichen Fällen sonst der Muth, und er marschirte gerade so ruhig auf die Lanze zu, als bemerke er sie gar nicht, — da hob der Beduine seine Lanze auf und ließ ihn passiren. Hingegen zwei Handwerker aus Nazareth, welche auch die Charwoche in Jerusalem zugebracht und sich unserm Zug angeschlossen hatten, wurden geradezu angegriffen; der Beduine begehrte von dem einen seine Pfeife oder er steche ihn todt. Man hörte nun rufen, weßhalb wir Alle im vordern Zug hielten und unsere Pferde zurückwendeten — als solches die Beduinen sahen, ritten sie lachend davon.

Gegen Abend kamen wir in ein enges grünes Thal, welches sich später öffnete — und wir sahen in der Ferne schon unsere Zelte aufgeschlagen. Während wir nämlich auf Samaria geritten waren, hatten unsere Mucker, der eigentliche Train, einen kürzern Weg eingeschlagen, um uns mit einem paraden Lager zu erfreuen, als wir ankamen. Da der grüne Platz, wo wir uns ansäßig niederließen, unmittelbar an den Ort Dschinin stieß, so bildeten wir die eigentliche Vorstadt davon. Dieser Ort scheint noch wilder und christenloser zu sein, als Naplus. Es kamen mehrere Türken heraus, um uns und unser Thun und Lassen zu beobachten. Einer unserer Begleiter hatte das Geschick durch

Geberdensprache und einige Flickworte eine politische Unterhaltung mit ihnen zu führen, worin jene ihre Zufriedenheit zu erkennen gaben, daß wir keine Moskow (Russen) seien, indem allen Moskow die Köpfe abgeschnitten werden müßten. Unser Dragoman, welcher seine Landsleute kennen mußte, hielt unser Nachtlager dießmal für so gefährdet, daß er aus Dschinin selbst Mohamedaner als Wachmannschaft in Dienst nahm. In der Nacht hörte man Schakale schreien, unmittelbar vor den Zelten zeitweisen Lärm und schießen; übrigens habe ich bei dergleichen Vorkommnissen nicht die geringste Furcht, theils weil ich durch vieles Reisen für Gefahren gleichgültiger geworden bin, theils aus der religiösen Ueberzeugung, daß mich Gott überall hat, wenn er mich auslöschen will, und überall zu schützen weiß, wenn er mich erhalten will. Die letzte und einzige Gefahr für unser Leben ist eigentlich nur in Gott selbst und in seinem Belieben.

Den andern Morgen ließen sich unsere Wächter ein Zeugniß ausstellen, daß unter ihrem Schutz die Nacht uns dem Morgen unverletzt überliefert habe und daß die tapfere Wache uns nicht nur nicht selber beraubt, sondern auch vor Raub Anderer bewahrt habe. Während unten Kaffe gesotten und getrunken wurde und das gewöhnliche Getümmel beim Zeltabschlagen, Pferdesatteln und Kofferaufpacken verführt wurde, stieg ich auf eine Anhöhe, zu deren Füßen wir geschlafen hatten. Es war oben, wie es mir schien, eine Begräbnißstätte für vornehmere Mohamedaner; ein breites thür- und fensterloses Gemäuer, welches den Gipfel krönte, wird wohl ein Tod-

tendenkmal sein sollen, und auch sonstige Gräber und Ruinen lagen auf der unangebauten Höhe umher. Unten sah ich eine Heerde austreiben; den Rand des Dorfes bildeten mächtige Kaktushecken und üppiges von einem kleinen Bach getränktes Gebüsch, daraus jubelten die Vögel in großer Freude; aus dem Dorf selbst hörte man lebendige Uhren, eine Menge Hähne verkündigten die Zeit. Ueber die Moschee und ihre Kuppel breitet die Palme ihre edlen Zweige, leicht von Luft durchweht. Es ist fast unbeschreiblich, wie schön die Empfindung ist, welche ihr Anblick erweckt, wie wenn sie ein Rest aus dem Paradies, etwas Geheiligtes wäre. Wollte man sie mit Musik vergleichen, so wäre sie im Gegensatz zu unsern Bäumen, was die einfache und tiefe Musik der Oratorien von Händel gegen die Musik neuerer Komponisten.

Weiterhin breitete sich ein großes Thal von mächtigen Bergen umfangen aus; fehlte nicht der Wald, so wäre es eine außerordentlich schöne Gegend. Hier stieß mir wieder das unverdauliche Geheimniß des Menschseins auf. Drunten im Ort haust ein armes finsteres Volk von Mohamedanern; Weibsleute treiben sich am Lagerplatz um und suchen Verlorenes und sammeln den Mist von unseren Pferden; und um mich liegen Gräber und drunten die Gebeine unerlöster Menschen. Wie es mit dem Befinden ist, so mag es hier auch mit dem Wohlgefallen Gottes sein. Der Vogel freut sich so frisch und voll; und den Menschen wandelt selten eine ausfüllende Freude an. Gott hat gewiß auch ein Wohlgefallen wie wir, und noch mehr als

wir an dem unschuldigen süßen Vögelein, denn er hat es so lieb geschaffen; aber an dem trüben Menschen, an dem unerlösten, nicht wiedergebornen, kann Gott kein Wohlgefallen haben, so wenig als wir an dem Spiel auf einem wüst verstimmten Klavier Wohlgefallen haben können. So hat Gott den Menschen nicht geschaffen, und so lange dieser nicht im Christenthum geheilt wird, trägt er das Brandmaal des Teufels an sich. Aber was thut Gott mit den Millionen christusfremden Seelen, welche alle Jahre ins Jenseits hinübergehen? — Der Rationalist präparirt sie in verschiedenen Sternen, bis sie hell und geruchlos werden; eine Sorte von Christen hingegen läßt sie ohne Bedenken kurzweg insgesammt zur Hölle fahren und ewig brennen; die meisten aber haben je nach ihrem Glauben eine fertige sichere Auskunft. Zuletzt wird hierin wohl die vernünftigste und christlichste Ansicht die sein, daß es unmöglich ist zu berechnen, was Gott im Haushalt der Ewigkeit mit so vielen unsterblichen Seelen thut. — Gott aber sprach zu dem Jonas: „Dir ist leid um die Kürbisstaude, mit der du keine Mühe gehabt, die du nicht groß gezogen, die als Kind einer Nacht entstanden und als Kind einer Nacht verwelkt ist; und mir sollte nicht leid sein um Ninive, in welcher mehr als zwölf Myriaden Menschen sind, die nicht wissen zwischen der Rechten und der Linken, dazu vieles Vieh?"

Dschinin liegt an der Grenze von Samaria und Galiläa. Sobald wir eine Strecke weit von dem Hü-

gellager abwärts geritten waren, kamen wir in eine große Ebene, die von Esdrelon; sie scheint äußerst fruchtbar zu sein, indem sie reich mit Gras und üppigen Kräutern bewachsen war, wie wir bisher noch nirgends in Syrien und Palästina gesehen hatten. Dennoch liegt sie brach und herrenlos, und auf einer Strecke von sechs bis acht Stunden, welche wir durchritten, trafen wir nicht ein einziges Haus. Nur einmal kamen wir an einem Beduinenlager vorüber, die der guten Weide wegen daselbst ihre schwarzen Zelten aufgeschlagen hatten. Alles hatte ein armes wildes Aussehen; so ein Beduinenweib erinnert unwillkürlich an ein weibliches Thier; vornehm hingegen sahen die weidenden Rosse drein. Ein arabisches Pferd, wie es hier frei umhergeht und nie in einem engen finstern Stall eckig wird, ist das Schönste und Beste, wozu es die Pferdekreatur bringen kann; es hebt sich gewissermaßen zu einer fast menschlichen Ebenbürtigkeit, während das Beduinenweib mit Kind und Mann viel tiefer steht, als die Menschennatur angelegt und bestimmt ist. Uebrigens kann das arabische Pferd in Europa gewiß nicht seine Tugenden fortpflanzen, weil es hier stets im Freien athmet, im Abendland hingegen das Stallleben seine ganze Natur degradirt.

Da wir später bei einem kleinen Teich und einem Rest längst zerstörten Gemäuers Halt machten, um unser gewöhnliches Mahl zu verzehren, wuschen ein paar Beduinen Schaafswolle in dem trüben unreinen Wasser. Ein hiebei beschäftigter Mann war vollständig nackt und schien weder vor uns noch vor einem Bedui-

nenweib in der Nähe an der Gehörigkeit seines Aufzugs nicht im Geringsten zu zweifeln; er war unbefangener, als bei uns ein Hutfräulein wäre, wenn im Freien ihre Hand nicht von einem Handschuh überzogen wäre.

Als wir bald aufbrechen wollten, umkreiste uns ein Beduine, wie eine Katze den gefüllten Melkkübel, und rückte allmälig mit seiner Anforderung heraus, wir hätten für unser Dasein Tribut zu zahlen, und er könne nicht dulden, daß wir den Boden zum Ausruhen benutzt haben, ohne eine Abgabe zurückzulassen. Da sein Ansinnen weder Verstand noch Anklang bei uns fand, wollte er einem Franziskaner seinen Strohhut als Faustpfand aus der Hand reißen; dieser aber, bekannt mit der Naturgeschichte und Behandlungsweise arabischer Wüstensöhne, erhob seinen Stock, worauf der Beduine sich an Andere wandte, aber eben so vergeblich. Da kam er endlich mit einem dicken Bengel und holte aus, als wolle er einen oder mehrere von uns traktiren, wie Kain den Abel. Unser Dragoman, gedeckt durch den Hintergrund unserer Bewaffneten, riß ihm den Hebel aus der Hand und schleuderte ihn weit hinweg. Wir aber ritten davon und ließen den ismaelitischen Steuereinnehmer trostlos und öde im grünen Gras stehen mit seinen vergeblichen Gedanken.

Später zeigte sich gegen Osten der Tabor. Er ist hoch und hat eine ungemein schöne edle Gestaltung, vergleichbar der Längenseite einer Ellypse. Besonders auffallend ist seine Absonderung von dem übrigen Gebirg; er ist ein Berg, wohin die ganze Gegend schauen kann. Seine Einsamkeit, Höhe und sanfte Form macht einen sehr wohlthuenden ernstlieben Eindruck. Nachdem

wir nun den ganzen Tag stets in gerader Linie von Süd nach Nord geritten waren, stellte sich uns ohne allen Uebergang ein streng aufsteigendes Felsgebirg in den Weg. Nachdem die Pferde mit uns ein beträchtliches Stück hinaufgeklettert waren, zeigte sich ein fröhliches Bächlein, das erste Wasser seit dem kleinen Sumpf, woran wir am Morgen uns gelagert hatten. Mein Pferd konnte dem ersehnten Trank nicht beikommen, weil sich das Wasser eine tiefe Rinne im Kalkfelsen ausgefressen hatte. Allein der Durst macht auch das Pferd erfinderisch; ungeachtet ich im Sattel blieb, ließ es sich wie ein Kameel auf die Kniee nieder, trank und stand dann wieder auf. In ziemlich großer Höhe öffnete sich nach einigen Windungen ein grünes Thal, rings von Berghöhen umfangen, wie man es oft im Schwarzwald trifft, nur mit dem Unterschied, daß kein Nadelholz zu sehen ist und öfters nackte Felsen aus dem Grün hervorbrechen. An der nördlichen Seite dieses Bergkessels, etwas darüber erhöht, indem es an der Bergwand aufsteigt, liegt Nazareth, und dem Orte voran die Kirche, welche über der Behausung Mariens gebaut ist. Als wir anlangten, wurde ein Theil von uns im Kloster, die Andern in der Casa nuova, der Herberge des Klosters, untergebracht. Letztere ist neu und sehr anmuthig gebaut.

Es ist wirklich erstaunenswerth, wie wir auf dem langen, langen Wege von Jerusalem bis Nazareth zuweilen kaum in einer halben Tagreise einen Ort fanden und fast niemals einem Wanderer begegneten. Ein einzigesmal erinnere ich mich, einige Leute auf dem

Felde pflügen gesehen zu haben. Der Pflug war das einfachste Ding, was man sich denken mag, vergleichbar einem großen Hobel, insofern ein Stück Eisen in den Boden eingreift und an einer rückgebeugten Handhabe dirigirt wird. Die zwei jämmerlichen Kühe hatten ein ungeheuer langes Joch auf dem Nacken liegen, gleichsam einen dicken Rebstecken. Der Pflüger führte eine Stange mit einem Stachel daran in der Hand und telegraphirte damit den Zugthieren von hinten die Aufforderung, daß sie tapferer sich anstrengen möchten. Die Kühe sind sehr klein und haben kaum Euter wie eine Geise. Wir bekamen auch niemals in Jerusalem einen Tropfen Milch zum Kaffe zu trinken.

Je mehr man von Jerusalem nach Norden vorrückt, desto grüner wird das Land; in Samaria sahen wir zuweilen auch streckenweise gehörigen Anbau, besonders Gerste und Oelbäume; hingegen Wald ist nirgends zu sehen, weder auf Berg noch im Thal. Auch kann ich mich nicht erinnern, auf dieser Strecke je ein Rebstück zu Gesicht bekommen zu haben, da doch der Wein, oder insofern in Samaria nur Mohamedaner wohnen, die Trauben hier ausgezeichnet gedeihen müßten. Nur in der Richtung von Ramla nach Jerusalem begegneten wir etwa zwei oder drei Weingärten; sie waren nicht groß und die Stöcke schienen in Betracht ihrer Dicke uralt zu sein — die Leute mögen wohl zu lebenswelk sein um neue zu setzen, oder lassen sie es wohl bleiben aus dem Grunde, weil der Eigenthümer keine Sicherheit hätte die reifen Trauben selbst zu herbsten.

Einer unserer ersten Gänge war in die Kirche; dieselbe ist in italienischem Styl gebaut. In der Nähe des Einganges steigt man mehrere Marmortreppen hinab in eine Kapelle, deren Decke und Wandung aus Fels besteht. Dieser Ort wird als das Zimmer verehrt, wo der Engel Maria die Botschaft brachte; die Häuser in Nazareth haben nämlich öfters ganze Kammern in die vom ansteigenden Berg gebildete Felswand eingehauen. Jetzt steht an der Stelle ein schöner Altar, dessen Höhlung mit mehreren silbernen Lampen stets beleuchtet ist und auf dem Marmorboden mit goldglänzenden Buchstaben die Inschrift: „Verbum caro hic factum est.“ An einer Rückwand der Kapelle ist eine steinerne Säule in der Mitte durchgesägt; hier soll der Engel gestanden sein, als er den Gruß brachte. Oben in der Kirche steigt man wieder weiter hinauf, wo der reiche Hauptaltar und hinter demselben der Chor der Franziskaner sich befindet.

An allen heiligen Orten hatte mich bisher das Anschauen der ganzen Gegend oft inniger und wärmer erbaut, als die kleine Stelle, wohin man ein biblisches Ereigniß ein- und abgegrenzt hat; in gleicher Weise hat mich der Anblick von Nazareth und seiner Umgebung tiefer angesprochen, als die kleine Kapelle der Verkündigung. Die ganze Gegend ist gewiß die richtige Stelle und ein ganzer Ort mit seiner Landschaft füllt auch das Gemüth genügender aus, als eine kleine durch Marmor überzogene Fläche, an deren Aechtheit noch der Zweifel nagt und die Andacht stört. Dessenungeachtet habe ich an jenem Altar über der Inschrift in Freudig-

keit und Dank die Messe von Mariä Verkündigung gelesen, welche hier jeden Tag des Jahres gelesen werden darf.

Wie wenn Nazareth auf den Fremden, der zum erstenmal hier übernachtete, selbst während des Schlafes gleich dem Mondschein Einfluß übte, so fand ich beim Erwachen eine Betrachtung in der Seele vorräthig, nämlich es fiel mir auf, wie Gott dieser auserlesenen Jungfrau so unermeßlich Schweres zugesandt habe; es müsse somit zum Gedeihen und zur Verherrlichung des Menschen gehören mit Kreuz heimgesucht zu werden. Deßgleichen sei diese Jungfrau unter dem ganzen Geschlecht die von Gott bevorzugteste; der Welt gegenüber aber war und blieb sie ein unbedeutendes gewöhnliches Weib aus der ärmeren Klasse. In späterer Zeit ist dieß freilich groß anders geworden; Millionen Menschen grüßen sie jeden Tag und jede Nacht vielmal, und es geht im ganzen Jahr keine einzige Minute vorüber, wo nicht das Gebet des englischen Grußes von der Erde zum Himmel steigt. Und an der Stelle, wo die arme Jungfrau einst wohnte, da stehen jetzt herrliche Altäre, Lampen und Kerzen brennen, Silber- und Goldschmuck glänzt, der Maler schmückte die Marmorhalle, der Weihrauch steigt und Gesang und Orgelton preisen Gott; und selbst den edelsten Trank bekam diese Erde zu trinken, das Blut von Martyrern wurde hier vergossen; ein Sultan früherer Zeit hat in wildem Fanatismus hier die Mönche ermordet.

Eine katholische Araberin hat dem Muttergottesbild zu Nazareth ein Schwert von reinem Gold geschenkt;

es liegt darin eine edle Poesie. Die Frau kann sich mehr, als wir, in den Schmerz der Mutter Jesu hineinfühlen, und die Araberin mehr als naßkalte Abendländer. Aber auch daß jener unermeßliche Schmerz Mariä beim Leiden Christi in unermeßliche Verherrlichung sich umgewandelt hat, das ist treffend symbolisirt, indem jetzt das zweischneidige Schwert, welches ihr Herz einst durchdrang, in Gold verwandelt und der kostbarste Schmuck ihres Bildes ist.

Bei unserm Umhergehen in Nazareth wurde Pater Wolfgang von Vielen sehr freundlich begrüßt und angeredet; er war nämlich früher Guardian zu Nazareth gewesen und scheint sich ein gutes Andenken im Ort gepflanzt zu haben. Auf zwei Personen wurden wir bei dieser Gelegenheit besonders und zwar in entgegengesetzter Weise aufmerksam gemacht. Ein Mann grüßte, aber keineswegs freudig; es war der nämliche, von dem ich früher schon erwähnt habe, daß er vom Kloster als Geschäftsführer entlassen, zur protestantischen Confession übergetreten sei. Die protestantischen Missionsgesellschaften haben nämlich auch einen Prediger in Nazareth aufgestellt für alle christlichen Seelen, welchen mit protestantisch reiner Lehre beizukommen ist; Juden hat es nämlich keine in Nazareth. Wahrscheinlich hat der Prediger auch dießmal an die Missionsregenten berichtet, wie jetzt wieder ein reicher Mann, ein Mann von Ansehen, mit der ganzen Familie übergetreten sei; aber

von dem edlen Beweggrund des Mannes und der Freiwilligkeit der Familie wird er wohl nichts berichtet haben. Ob die protestantische Gemeinde zu Nazareth noch mehr Seelen in sich faßt, als den erwähnten Nathanael und die Familie des Predigers, weiß ich nicht.

Eine erfreulichere Erscheinung war uns der französische Consul, ein alter Nazarener. Obschon derselbe griechisch nicht unirter Religion angehörte, so stand er doch mit Pater Wolfgang in sehr freundschaftlichem Verhältniß. Er zeigte viele Freude ihn wiederzusehen und bat ihm unsere ganze Gesellschaft ins Haus zu bringen. Auf Zureden des Paters nahmen wir die Einladung an. Wir wurden äußerst wohlwollend von der großen Familie aufgenommen und mit Sorbet und Kaffe gastirt. Pater Wolfgang rühmte uns, wie ein höchst musterhaftes Hausregiment hier geführt werde. Obschon drei verheirathete Söhne mit ihren Familien beisammen wohnen, so herrsche der schönste Friede und Ordnung, indem Alle dem alten Vater treuen Gehorsam leisten.

Wir gingen nun auch zu dem Marienbrunnen; derselbe ist etwa eine kleine Viertelstunde von Nazareth entlegen; dennoch gehen die Frauen und Töchter von Nazareth hinaus um Wasser zu holen, weil dieß die nächste Wasserquelle vom Ort aus ist und ohne Zweifel auch zu Zeiten Maria's war; darum wird angenommen, daß auch sie das tägliche Wasser daselbst holte. Das Frauenvolk in Nazareth trägt weite an den Knöcheln zusammengebundene Hosen, wie die Armenierinnen;

man sieht frische gesunde Gesichter unter ihnen, die uns Fremde zum Theil freundlich ansahen und grüßten.

Sonst zeigt man als christliche Merkwürdigkeiten zu Nazareth noch eine Kapelle, wo einst das Wohnhaus des h. Joseph gestanden sein soll; sie ist sehr ärmlich und liegt zwischen Türkenhäusern. Ein breites Felsstück in der Nähe der Maronitenkirche soll öfters Versammlungs- und Ruheort des Herrn mit seinen Jüngern gewesen sein. Es werden auch sonst noch einige Orte als biblisch besucht, z. B. wo die Synagoge gestanden sei, in welcher der Herr die Schrift erklärt habe u. s. w. Allein so interessant und erbaulich mancher Pilger dergleichen finden mag, so komme ich nicht über einen etwas schwachen und lauen Glauben in Betreff der Zuverlässigkeit hinaus.

Auf der Zinne, welche in verschiedenen Höhen das ganze Kloster statt des Daches bedeckt, hat man schöne Umsicht über Nazareth und sein Gebiet. Sehr weit geht jedoch die Aussicht nicht, denn die grüne Absenkung des Bergthales ist rings vom Gemäuer der Höhen umfangen. Es wehte mich an, die Jugend und das Stillleben Jesu habe hier die rechte Wiege gehabt. Der Blick ist genöthigt, wenn er nach der Brandung an den nahen Bergen noch weiter dringen und Anderes suchen will, zu dem Himmel sich zu heben. Ja dieses Hochthal von Nazareth ist die schönste Zelle der Welt, welche den Verkehr mit irdischem Getümmel absperrt; es ist eine Heimath, wie Maria eine Mutter war.

Da ich eines Morgens wieder auf der Zinne des Klosters stand, hörte ich einen großen seltsamen Lärm in einer Straße und immer näher kommen. Es war ein Leichenbegängniß. Ein junger Mensch von achtzehn Jahren, der einzige Sohn, war in der Frühe um sechs Uhr bei einem Bau gestürzt und ein Quaderstein ihm nach, und hatte ihm den Kopf zerschmettert. Um zehn Uhr denselben Morgen wurde er schon beerdigt. Die Leiche wurde zuerst in die Kirche getragen und dort die üblichen Todtengebete gehalten; der männliche Theil der Begleitung ging auch in die Kirche, vom weiblichen nur die Mutter. Das übrige Frauenvolk, selbst die Schwestern, durften nicht hinein, sondern mußten wartend in einem Vorhof stehen bleiben, weil durch ihr Gebaren sonst die Andacht gänzlich gestört worden wäre. In der Mitte der zahlreichen weiblichen Versammlung war gleichsam ein Kern von etwa dreißig Köpfen, welche mit lautem Rufen unaufhörlich den Todten priesen und den Jammer aussprachen, daß sie ihn verloren haben. Das Rufen war rhythmisch und hatte eine Art von Melodie; eine oder einige Personen sangen eine solche Formel vor, dann antworteten die übrigen in mehrfachen Wiederholungen. Zugleich klatschten Alle heftig und taktmäßig in die Hände und drehten sich insgesammt im Kreise herum, wie wenn jede auf einer rotirenden Scheibe stände. Ganz in der Mitte waren einige Mädchen bemerklich, welche ihre Haare entschleiert und gelöst herabhängen und ihre Brust entblößt hatten, sich oft an den Haaren rissen und sich selbst ins Gesicht und auf die Brust schlugen. Ueberhaupt je mehr

es gegen das Centrum der Menge ging, desto heftiger und wilder war der Affekt, und je weiter gegen die Peripherie, desto kälter schienen die Leute zu sein, so daß sie, ohne etwas zu sagen und sich zu bewegen, nur noch in die Hände schlugen. Zuweilen hörten die rhythmischen Klagen auf und es entstand ein heftiges Heulen in höchsten Tönen. Solches ging sehr lange fort, so daß mich wunderte, wie diese Personen ihr heftiges Bewegen, Schlagen und Schreien so aushalten können. Plötzlich kamen zwei Frauen, machten sich in der Mitte einen freien Raum, die Schaar der Uebrigen bildeten einen Kreis um sie. Die beiden Frauen aber begannen einen Tanz, den sogenannten Todtentanz. Jede ergriff die zwei Enden ihres weiten Doppelschleiers und machte schwebende wogende Bewegungen der andern gegenüber, und zwar mit einer edlen Grazie, wie ich es noch nie gesehen und man es eher von Griechinnen aus der Zeit des Perikles, als von Araberinnen erwarten hätte können. Dieser Tanz übte wie eine magnetische beruhigende Wirkung selbst auf die von wildestem Schmerz aufgeregten Schwestern des Verstorbenen; wo vorher heftigstes Rufen, Schreien und Schlagen gehört wurde, war jetzt lautlose Stille und Ruhe — nur wie Kohlengluth zeigte sich der Schmerz noch auf den erhitzten Gesichtern. Es muß aber in diesem Todtentanz etwas Heidnisches oder sonst Verdächtiges liegen, denn die Franziskaner geben sich ernstlich Mühe es abzuschaffen; ich sah daß später Einer auch auf den Haufen eindrang und den zwei Frauen abwehrte. Es wurde mir auch gesagt, daß diese Todtengebräuche ganz auf dieselbe Weise bei

Katholiken, Griechen und Mohamedanern hier geübt werden.

Als nun die Leiche gebracht wurde, der Priester, die Mutter und die Männer kamen, brach von Neuem das Toben grimmigen Schmerzes los. Der Kirchhof war unmittelbar am Kloster unter der Terrasse, wo ich stand. Der Todte wurde von der Bahre genommen und eingehüllt in weiße Leinwand in eine Art Grabhöhle geschoben. Dann warfen die männlichen Leichenbegleiter das Grab zu, indem einer dem andern die Hacke aus der Hand nahm, um auch Theil zu haben an dem Liebesdienst — den Todten zu beerdigen. Mehrere Männer umarmten und küßten den lautlosen Vater des Verunglückten; es war eine stumme Scene, welche aber bei dem kältesten fremdesten Zuschauer, wenn noch ein Mensch in ihm war, tiefe Theilnahme erwecken mußte. Nun setzte sich die Mutter auf das Grab; ihre Kleider aufgerissen, ihre schwarzen und grauen Haare wild herabhängend; in unerträglicher grimmiger Pein kreiselte sie öfters wie wahnsinnig heftig Hände und Vorderarme um einander. Hier hat die entsetzlichste Wahrheit des Schmerzes alle dortigen Todtengebräuche und ihre Bedeutung überfließend ausgefüllt. Man denke sich eine Mutter, welche vor einigen Stunden noch ihren einzigen Sohn frisch und kräftig zur Arbeit gehen sah, sitzt jetzt auf seinem Grab. Und doch hat eine andere Mutter aus Nazareth unendlich Herberes noch gesehen und ertragen mit ihrem einzigen Sohn!

Als ich an einem andern Tag in der Frühe wieder an dem Kirchhof vorbei ging, sah ich die Mutter mit

mehreren Frauen wieder am Grab sitzen und trauern und klagen — ich möchte fast sagen: sie saß noch dort; denn wenn auch ihr Leib Nachts im Wohnhaus und Bett lag — ihre Seele ist gewiß Tag und Nacht am Grab des Sohnes sitzen geblieben. Es war am 18. April 1855; vielleicht ist sie ihm jetzt nachgegangen; denn dieß war ein Schmerz, der schon den Menschen erwürgen kann. Und im Orient ist die Liebe der Mutter zum Sohn wohl noch größer, als selbst bei uns.

Da ich in Konstantinopel oder vielmehr in Pera den ersten Ausgang machte, begegnete mir auch ein Leichenzug. Wie bei dem Leichenbegängniß in Nazareth der Seelenschmerz seine Wirklichkeit ganz grimmig herausschäumte, so war hier fast Alles falsch, was die Lebendigen hören ließen und was man an der Leiche sah. Es waren Armenier. Das Kreuz wurde vorausgetragen; drei Priester im Ornat begleiteten die Leiche, und sangen dabei einen wunderlichen unordentlichen Näselgesang. Ich ging dem Zuge nach auf den Gottesacker. Die Leiche wurde ohne Sarg auf einer offenen Tragbahre getragen; der Leichnam schien eine junge Frau gewesen zu sein, und noch nicht lange gestorben, die Hände waren noch biegsam; im Mund steckte ein Büschel weißer Wolle. In dem nicht tiefen Grab stand ein Türke als Todtengräber. Nachdem die Bahre niedergestellt war, wurden ohne weitere Ceremonien der Todten die Kränze abgenommen; auch der Zopf, welcher ihr Haupt geziert hatte, war nicht angewachsen und wurde der Todten gleichfalls entrissen, vermuthlich um auch Andern, Lebendigen und Todten, noch ferner als Verschönerung zu dienen. Ein

vornehmer Rock, mit welchem die Todte bekleidet zu sein schien, war eben so falsch wie der Zopf, insofern derselbe nur aufgelegt war und nun abgehoben wurde, damit er nicht im Grab vermodere, so daß ihr nur eine schlechte Bedeckung blieb. Dieselbe Fürsorge wurde den Pantoffeln der Todten zugedacht. Eines der Klagweiber ergriff die Pantoffeln und steckte sie in den Busen; andere Weiber glaubten mehr Anrecht auf jene Pantoffeln zu haben, und so entstand ein hitziges Gezänk vor dem Angesicht der Todten und des Priesters, welche letztere beiden geduldig warteten, bis die Plünderung und der Zank vorüber war. Nachdem der Rechtsstreit über die Pantoffeln damit geendigt hatte, daß die erste Besitzergreiferin ihre Beute herausgeben und einer andern geben mußte, wurde die Todte aller Zierde baar ohne Sarg in das Grab gelegt, der Priester goß ein kleines Glas rothen Wein über sie. Die Klagweiber schrieen nun etwa zwei Minuten lang und zwar mit einigen Wasserthränen, hörten miteinander auf, dann lief Alles auseinander und überließ die Todte dem Türken.

Es drängte sich mir eine Betrachtung eigener Art bei dieser Gelegenheit auf. Zwei Männer küßten ernst und fromm die Todte, bevor sie in's Grab gelegt wurde; die Klagweiber hingegen plünderten den Leichnam und zankten vor Priester, Kreuz, Leichnam und Grab um zwei ledernen Pantoffeln, und krischen aus aufrichtigem Herzen ein Zankgeschrei; hernach kehrten sie zu ihrem Geschäft zurück, verführten ein Klaggeheul und vergossen für Geld bestellte Zähren, nach Belieben vorräthig. Welch ein Geschlecht!

Der andere Tag war dazu bestimmt auf den Tabor und nach Tiberias zu reiten. Der Weg führte zuerst an einer gelinden Berghöhe hin; dann in ein Thal mit üppigem Gras bewachsen und hernach am Tabor hinauf.

Schon mehrere Tage vorher, als wir durch die große Ebene Esdrelon ritten, schauten wir zur Rechten den schönen edlen Berg, wie er einsam gleich einem Hochaltar der Natur sich zum Himmel hebt. Nach zwei Stunden etwa befanden wir uns an seinem Fuß. Der Berg ist hoch und sieht von der Seite, wo wir aufstiegen, wie punktirt aus, indem er reichlich mit immergrünen Eichen bewachsen ist, die jedoch allenthalten so weit auseinander stehen, daß kein eigentlicher Wald sich bildet. Als wir höher hinaufkamen, gab ich mein Pferd ab und ging allein voraus — ich traf noch einen andern Vorausgegangenen. Wir suchten auf der mit Kräutern und Blumen höchst üppig bewachsenen Höhe rothe Immortellen, die in ungewöhnlicher Schönheit am Gipfel des Berges zu finden sind. Dann kamen wir ganz oben an mächtige weitläufige Ruinen, wie wenn eine ganze Festung daselbst zerstört worden wäre. Auch waren einmal Kirchen, Klöster, Häuser, Befestigungen da oben; der Türke ist schon lange mit seiner Verwüstung darüber gefahren, und nun ist es wieder einsam, unendlich einsam da. Zwischen Felsen und Gemäuer ist noch ein Gewölbe übrig, das nach Westen sich öffnet; dort wurde ein Altar zugerichtet, das Kloster zu Nazareth hatte alles Nöthige dazu mitgegeben, und zwei h. Messen, die eine von einem Benediktiner, die andere

von einem Franciskaner, wurden gelesen. Wo ist ein Dom in der Welt, der diese Herrlichkeit und diese Weihe besäße, wie der Bergesdom, der Tabor, wo wir jetzt unsern Gottesdienst hielten! Schon seine Naturschönheit ist eine der größten in der Welt, und es ist nicht möglich, die große Herrlichkeit von Galiläa, seine prächtigen Gebirge bis zum Meer hin, wie sie vom Tabor aus erscheinen, zu beschreiben. Und dazu kommt noch die Heiligkeit der Stätte — auf diesem Boden ist, wie nirgends auf der Welt, Himmel und Erde, tausendjährige Vergangenheit und Gegenwart ineinander geflossen — die drei Apostel der Zukunft auf dem Boden, die großen Apostel des alten Testamentes in übernatürlicher Erscheinung, der Gottmensch in himmlischer Verklärung, und vom Himmel die Stimme des ewigen allmächtigen Vaters. Einen solchen wunderbaren Ort gibt es sonst nirgends, er ist die Brandstätte einer himmlischen göttlichen Illumination. Auch ist keine Stelle, wo je die Person Christi hingekommen, so schön und frisch geblieben, als dieser Berg Tabor; und so geziemt es auch der einzigen Stelle auf Erden, wo Er einen Augenblick das Bettlergewand seiner Knechtsgestalt ablegte, wo die Gottheit aus der Wolke des Menschenleibs hervorbrach und Er sich als den Sohn des Königs der Welt zeigte. Darum mag sich der, welcher jetzt zur Rechten des allmächtigen Vaters sitzt, diesen schönen Berg als einzigen Ort herrlichen Andenkens auf Erden so schön bewahrt haben.

Und wie wenn Gott selbst dafür sorgen wollte, daß wir auch solchen Orgelton und Glockenton hätten, wie

er sich für den mächtigen Tempel, wo wir unsern Gottesdienst hielten, geziemt, so hörte man das ferne Rollen des Donners, und als die h. Messen beendigt waren, brach ein großes Gewitter los. Während sich die übrigen Begleiter unter das Gewölb flüchteten um sich vor dem Regen zu schützen, stellte ich mich allein auf einen hervorragenden Felsen und hatte die unbeschreibliche Freude, einsam und allein auf dem Tabor zu stehen während eines majestätischen Gewitters. Ich habe damals Einiges aufgezeichnet von dem, was außer mir und in mir vorging. Ich schrieb: „Dich bet' ich an, Ewiger! und danke Dir unendlich für das hohe Glück hier zu stehen. Es donnert in den Wolken, und ein naher Singvogel zwitschert in den Zweigen; der Wind braust durch Busch und Kräuter, und weithin im Westen ruht schönster Sonnenschein über dem Bergland. Viel tausendmal seist Du auch von mir gepriesen, wie Dich die ganze Natur hier preist — am herrlichsten ein Duett von zwei Donnern, ein Wechselgesang von Süden und von Norden. Gewiß wird diese Stelle, wo Dein Sohn stand, an Dem Du Dein Wohlgefallen hast, auch Dein Wohlgefallen haben. Es glastet mir der Blitz ins Aug — ich stehe hier am höchsten Punkt des höchsten Berges — wenn er mich träfe? Nur wenn Gott will — es wäre ein schöner Tod, hier vom Blitz heimgeholt zu werden. Ach, nur käme ich leer und nackt. Ich habe zu wenig Ihn gehört. — Wie schön und sanft verfließen im fernen Westen Wolken, Berge und Sonnenschein, während hier Nordwind saust und Donner poltert und Blitze zucken. Der Regen stürzt vom

Himmel, und aus dem Auge die Thräne über die unermeßliche Güte Gottes, daß ich hier einsam im Gewitter stehe."

Es ging einen andern steilern Weg herab, der, durch den starken Regen schlüpfrig gemacht, selbst den Pferden manchmal Besorgniß zu verursachen schien. Später kamen wir in eine große Hochebene, welche äußerst reich mit Gras und Kräutern und ungesäeten Fruchtähren bewachsen war, aber herrenlos im Frühjahr grünt und im Sommer verdorrt. Wunderlich sahen große Strecken aus, indem Tod und Leben zugleich über sie ausgebreitet lag; sie waren nämlich mit frischem üppigem Frühlingsgrün bewachsen, und darüber ragte ein weißes Todtenfeld von sehr hohen ausgedorrten Disteln, gleich gebleichten Gerippen, empor.

Nach langem Ritt, da es schon stark Abend wurde, öffnete sich plötzlich eine Aussicht nach unten. Wir nahten uns dem Rand der Bergebene; in steiler Absenkung windet sich ein Steig in die Tiefe, und dort lag der See Genesareth und die Stadt Tiberias. Der Anblick von der Höhe drang mit der Gewalt zweifacher Freude auf uns ein; die Naturschönheit des Sees und seiner Bergumgebung freute den Menschen, und der Gedanke: „es ist der See des Herrn" den Christen; es war wie wenn kalter Nebel sich zertheilt und linder Westwind und Sonnenschein zugleich den frierenden Wanderer erwärmen. So nahe wir uns am Ziel glaubten, hatten wir den-

noch lange zu thun, bis wir in's Thal und zur Stadt gelangten. Vor dem Thor stand ein Jude im Kaftan, zog seine turbanartige Kopfbedeckung ab, machte ein abendländisches Kompliment und grüßte: „Guten Abend, ihr Herrn!" Wir waren überrascht am See Genesareth in teutscher Sprache angeredet zu werden, und erfuhren später, daß gegen fünfhundert Juden in Tiberias teutsch nicht nur reden können, sondern die teutsche Sprache als Familiensprache im Haus fortführen.

Wie gewöhnlich wurde unser Lager an einem freien Platz neben der Stadt zugerichtet; allein es regnete und windete. In einem Nachbarzelt wurde gejammert, daß der Regen durchschlage und das Bettwerk netze. Einige Juden wußten Rath, einer der ihrigen führe eine Herberge für Fremde. Dazu aber hatte Niemand Appetit. Unterdessen kam ein christliches Anerbieten. Seit wenigen Jahren ist eine kleine Wohnung und Kirche in Tiberias, wo ein Franziskaner mit einem Diener haust. Dieser trug uns seine zwei Zimmer zum Uebernachten an. Die Mehrzahl stimmte dafür, und so wanderten wir in finsterer Nacht durch böse verworrene Gänge dahin. Unsere achtzehn Köpfe starke Pilgerschaft belegte den Boden der beiden Zimmer dergestalt vollständig, wie man kaum die Todten auf einem zu klein gewordenen Kirchhof legt. Es war mir eine geplagte Nacht vorzüglich wegen der bösen Luft, welche von Odem und Dunst so vieler schlafenden Leiber dergestalt gesättigt war, daß ein Gewitter davon entstehen hätte können, wenn der Raum nicht zu klein gewesen wäre. Ich stand deßhalb sehr früh auf, während die Uebrigen noch schliefen,

und stieg auf das flache Steindach des Klösterleins. Ganz nahe lag der See. Da sah ich einen sehr gut gekleideten Türken, einen noch jungen Mann, der am Ufer seine religiösen Waschungen verrichtete und dann seine Gebete. Der einsame gewissenhafte Türke unten am See predigte, ohne es zu wissen, einem einsamen Christen auf der Höhe der Klosterzinne, und predigte weiterhin durch diesen manchem Leser im Abendland, wir sollen das tägliche Gebet doch auch für eine so wesentliche Tagespflicht halten und solchen Ernst damit machen, wie dieser Mohamedaner, der in höchster Frühe an den See geht um dort seine Morgenandacht zu verrichten.

Später gingen wir in die kleine Kirche; die Franziskaner hatten darin übernachtet um uns ihre sonstige Wohnung zu überlassen. Sie ist dem h. Petrus geweiht; an dieser Stelle soll geschehen sein, was das Altargemälde aus Portugal darstellt, nämlich die Uebergabe der Schlüssel an Petrus. Es liegt eine schöne katholische Poesie darin, daß dort ein Priester täglich das h. Meßopfer darbringt, und Christus ganz einsam im Sakrament jetzt weilt. Der Heiland lebt nun dem Volk verborgen, als Einsiedler da, wo sonst der Ort seiner größten Thätigkeit war. Der Priester und sein Diener sind nämlich die einzigen Katholiken in Tiberias; sonst ist die Stadt von Juden und Türken bewohnt, welche gegen die Christen sehr übel gesinnt sein sollen. Als der Pascha erlaubte, daß eine katholische Kirche erbaut werde, wollten die Juden mit Gewalt den Bau hindern; der Pascha legte deßhalb Militär in die Stadt um die gewaltthätigen Juden im Zaum zu hal-

ten, und zwar sechs Mann. Der Pascha hatte sich in Betreff der aufzubietenden Macht nicht geirrt, die tausend Mann starke Jüdenschaft wagte nichts mehr gegen den Bau. So spaßhaft die schnelle Beruhigung ist, welcher beim Anblick der sechs Soldaten über das rebellische Judenvolk kam, so hat es auch eine sehr ernsthafte Seite. Die Jünger des Herrn waren sehr furchtsam; als aber durch den h. Geist das Christenthum sie innerlich erfaßt hatte, fürchteten sie keine Macht der Erde mehr. Die Juden hingegen waren früher sehr tapfere Männer; seitdem sie aber das angebotene Christenthum zurückgestoßen haben, sind sie so feig geworden wie kaum eine Nation auf Erden, ganz genau wie in ihren eigenen Schriften des alten Bundes verheißen ist, daß Zehn vor Einem fliehen und alle das Kniezittern haben.

Als der Morgen gegen den Mittag stieg, gingen wir an den See; er ist in seiner ganzen Länge von Bergen umgeben; am nördlichen Ende aber fließt der Jordan hinein, am südlichen heraus. Ich las erst heute in einem Artikel über den See, daß das Wasser des Jordans sich nicht mit dem Wasser des Sees Genesareth vermische, sondern fließe viele Stunden weit hindurch um am andern Ende wieder so nüchtern und unbenetzt wie ein Schwan hinauszuschwimmen, als er hereingeflossen ist. Diese Behauptung kommt mir so unsinnig vor, als wie wenn Einer versicherte, das Wasser, welches man in ein Faß voll Wein oben am Spunden hineingösse, fließe ohne den Wein zu berühren unten am Hahn als pures Wasser wieder heraus. Das Wasser des Sees ist dunkelgrün wie der Ocean. Hier scheint mir

das Gericht Gottes grellere Spuren zurückgelassen zu haben, als am todten Meer. Kaparnaum ist ein verödeter Steinhaufen, deßgleichen Bethsaida; und ungeachtet die Umgegend fruchtbar und der See voll Fische ist, so ist in Tiberias nur ein einziger Kahn zu finden, und dieser ist ziemlich neu — vorher scheint gar keiner existirt zu haben. Alle Einwohner von Tiberias scheinen selbst nur Ruinen von Menschen zu sein, ohne Wille, ohne Muth und Kraft. Und als wollte die Natur selbst diese abschütteln, so zerstörte vor zwanzig Jahren ein heftiges Erdbeben den größten Theil der Stadt. Der weite herrliche See, einst mit unendlich fruchtbarem Gestade umfangen, vom Landesstrom durchflossen, einst das Auge von Kanaan genannt, geziert mit fünfzehn Städten, umrahmt von edelgeformten Bergen, liegt jetzt verlassen von Menschen da. Der sinnliche Anblick ist jetzt noch schön, der geistige hingegen ist traurig und weckt Schwermuth. Das todte Meer möchte ich in dem Eindruck, den es macht, mit einem längst ausgedorrten Todtengerippe vergleichen, und den See Genesareth mit dem Leichnam eines erst vor mehreren Tagen verstorbenen Menschen. Vor letzterm schaudert der Lebendige zurück; ersteres stört einen weniger.

Wir mietheten die Barke und ließen uns in den See rudern; der Franziskaner aber zog die teutsche Bibel heraus und las uns die Stücke vor, welche die Thaten Christi auf diesem See erzählen. Die heiligen Worte machten um so mehr Eindruck, da die ganze Weite des Sees durchaus einsam war; kein Dampfschiff oder moderne Häuser hinderten die Phantasie an

gegenwärtigem Ort der Begebenheit auch deren Zeit sich zu vergegenwärtigen. Später ging ich mit einigen Wenigen in Tiberias umher; es ist fast ganz eine Judenstadt, und demgemäß sieben Synagogen darin und unmenschlich viel Koth in den Gassen.

Eine Frau, etwas hoffärtig gekleidet, die zu einer Hausthüre herauskam die Fremdlinge zu betrachten, hatte ihre Nase, d. h. die eine Nasenwand, mit einer goldenen Zierath, ähnlich wie ein niedliches Hemderknöpfchen, durchbohrt. Die Ungewohntheit dieses Anblickes störte zwar etwas, dennoch sah ich dem Ding an, daß es nach einiger Gewöhnung recht wohl gefallen könne und zwar mit mehr Recht, als die karikaturmäßigen Abgeschmacktheiten der Gebildeten im Abendland Wohlgefallen finden, wenn es nur Mode aus Paris ist. — Dieses ist überhaupt eine der schönern Seiten des Orients, daß man den unwürdigen hastigen Wechselbalg der Moden nicht kennt, sondern in wahrhaft edler Ruhe einfach an die Vorfahren sich hält in Kleidung, Wohnung und Lebensart. Der fortwährende Modewechsel gleicht einem nervösen Gesicht, in welchem durch unaufhörliche Zuckungen und Grimassen alle Schönheit zerstört wird; er ist aber auch, abgesehen von seiner unsittlichen Quelle und unsittlichen Früchten, treffende Versinnlichung, gleichsam Barometer der Charakterlosigkeit eines Volkes, eines Geschlechtes und eines Standes. Und zwar scheint dieses Auftauchen neuer Moden und wieder Verdrängtwerden durch noch neuere immer heftiger zu werden, wie die Tanzmusik am letzten Fastnachtsball, wenn es der Mitternacht, dem Aschermittwoch, dem Ende zugeht.

Im Orient ist große Stetigkeit wie in Allem so auch in der Bekleidung und im Schmuck. Schon der Prophet Jesaias spricht von goldenen Nasenzierden und von Fußschellen und klirrendem Gang (Kapitel 3). Wie erstere in Tiberias, so sah ich letztere auch auf einem Schiff. Das Kind orientalischer Eltern hatte daselbst die Füße ober den Knöcheln mit silbernen Spangen wie mit einem starken Armband umfangen, und diese waren mit silbernen Rollschellen besetzt. Auch ein anderer ganz allgemein verbreiteter Schmuck wird aus dem alten Testament stammen. Vornehmere Frauen flechten ihre Haare in zahllose kleine Zöpfe, in welche selbst wieder Goldmünzen eingeflochten sind; eine kleine Goldplatte schmückt den Scheitel — so daß ihr reiches schwarzes Haar und die vielen Goldmünzen darin aussieht wie ein Stück Nacht mit ihren Sternen und dem Mond. Hingegen auf der Gasse trägt das weibliche Volk, vom kleinen Mädchen bis zur alten Frau, eine Art Kopf- und Gesichtsbordur von aneinander gereihten oder geschuppten Silbermünzen. Personen, die keinen ganzen Rock anhaben und bettelarm daherkommen, tragen an ihrem Kopf nicht selten mehr als vierzig und fünfzig Silberthaler als Gesichtseinfassung. Dieses Geld ist oft so abgeschliffen, daß man ihm wohl ansieht, es sei von den ältesten Generationen fortgeerbt.

Einer von unsern Begleitern hatte ein silbernes Kreuzchen verloren; später kam ein Jude, der es gefunden, und bot es einem Andern unserer Leute zum Verkauf an. Als mir ein zweiter Jude solches später erzählte, bezeichnete er das Kreuzchen mit der Benennung

„ein Stückele Silber". Entweder war ihm der Name Kreuz unbekannt oder, was wahrscheinlicher ist, er fürchtete seine Lippen unkoscher zu machen, wenn er jenes Wort ausspräche. Ein anderer Jude hatte sich noch am Abend bei unsern Zelten eingefunden um zu fragen, ob Niemand etwas zu flicken habe, er sei ein Schneider. Die meisten Juden, welche teutsch sprechen, sollen aus Galizien stammen.

Während der Nacht waren Sturm und Regen ganz übel mit unsern Zelten umgegangen; einige waren ganz zu Boden gerissen, ungeachtet unsere Mannschaft dort übernachtet hatte. Sonst soll in Tiberias eine große Hitze herrschen, weßhalb die Häuser gewöhnlich noch eine Strohhütte auf der Dachfläche haben, um dort als dem kühlern Ort zu übernachten. Die Türken der Stadt — gegen zweihundert an der Zahl — seien bösartig gegen die Christen; und wenn ich mich nicht irre, mußten Einer oder Zwei unserer Gefährten die Flucht ergreifen, als sie vor den Ringmauern der Stadt auf einige Türken trafen.

Als endlich wieder Alles zu Pferd geladen war, ging es einen andern Weg nach Nazareth zurück. Auf dem Hügel einer weiten Bergfläche wurde uns der Ort gezeigt, wo die Brodvermehrung geschehen. Wir hielten daselbst; der Franziskaner las das betreffende Evangelium von Johannes Kap. 6 und wir beschlossen die Lesung mit einer kurzen Andacht. Der Ort stimmt jetzt noch ganz mit der Erzählung der Bibel

überein; es war viel Gras da, und wie wenn noch Brosamen von damals übrig geblieben wären, so wuchsen im Gras und zwischen dem Felsgestein hervor viele schöne Fruchtähren, die Niemand gesäet hat und Niemand erntet. Im Thal unten sahen wir Beduinen und Schafheerden — tiefer her schaute der See zu uns herauf und von Westen der Tabor herüber. Auch wir aßen hier unser Morgenbrod.

Nachdem wir etwa eine Stunde auf den Berghöhen weiter geritten waren, wurde wieder auf eine stärkere Erhebung zur Seite aufmerksam gemacht, jenes sei der Ort, wo Christus die Bergpredigt gehalten habe. Mehrere von uns und ich auch hatten keine Lust noch besonders hinaufzureiten; wir setzten daher unsern Weg fort, während die Uebrigen die etwas entfernte Höhe hinaufritten. Als sie uns nach einigen Stunden wieder eingeholt hatten, theilten sie uns mit, daß die Aussicht auf dem Berg der acht Seligkeiten noch schöner sei, als selbst auf dem Tabor. Bei mir war es Eigensinn und Trägheit gewesen, was mich um jene Aussicht gebracht hatte. Es ist wohl die gnädigste Strafe von Gott für eine Verfehlung, nur mit dem Verlust eines neuen Gutes belegt zu werden. Eine kleine Entschädigung fand ich darin, etwas einsamer als sonst eine Zeitlang durch die grüne Berglandschaft von Galiläa reiten zu können. So schön ich aber auch dieses Stück von Palästina sah, so geht es dem Boden wie den weiblichen Schönheiten im Orient. Pater Wolfgang sagte, schon im Mai verdorre Alles; denn von da an regne es gewöhnlich nicht mehr bis im October.

Da die ganze Gesellschaft wieder beisammen war, gelangten wir nach Kana. Dieses Dorf liegt anmuthig in einem Thalkessel, lieblich an einer Berghöhe ansteigend. Wie wir den Ort der Brodvermehrung mit wild und frei wachsenden Fruchtähren geschmückt fanden, so rankte hier am Ort des Weinwunders neben der Ruine einer zerstörten christlichen Kirche eine einzige junge Rebe ungestützt und fröhlich in die Höhe, von Abendsonnenschein ihr glänzendes Laub durchleuchtet. Katholiken gibt es keine mehr im Dorf; in der kleinen griechischen Kirche dort zeigt man einen großen Krug, der noch von jener Hochzeit zu Kana übrig geblieben sein soll. Nur ist es ein schlimmer Umstand, daß der anmaaßliche Krug nicht von Stein ist, sondern aus Thon gebrannt.

Wir waren nur noch durch einen Berg von Nazareth getrennt, als wir in ein Thal kamen, gar grün und frisch und mit Bäumen angepflanzt, und an der Oeffnung des Thales von Westen schauten ferne Berge blau herein und duftiger Schein der absinkenden Sonne — es war so vaterländisch schön, wie ein Sommerabend im lieben Neckarthal; nur die Türkenjungfern, welche da Wasser holten, brachten einen zur Besinnung, daß wir weit weg von Teutschland seien.

In Nazareth blieben wir noch einen Tag weiter. Vormittags machten einige Wenige von uns einen Ausgang auf ein mohamedanisches Dorf, eine kleine Stunde

von Nazareth entfernt. Nicht weit davon liegt nämlich ein kleines Gebäude mit einer Zurichtung, daß die h. Messe dort gelesen werden kann. Es soll nämlich dort das Haus gestanden sein, wo Zebedäus gewohnt, somit Jakobus und Johannes geboren und gelebt sollen haben. Wenn man nun bedenkt, daß der Heiland die Jünger daher genommen hat, wo er sich selbst gerade aufhielt: so läßt sich wohl annehmen, daß er an andern Orten und in andern Ländern eben so wohl Männer gefunden hätte, aus welchen Apostel gemacht werden konnten. Somit war es lediglich Gnadenwahl, daß gerade die wirklichen genommen wurden, und was sie so groß gemacht hat, war der h. Geist, wirksam auf menschlich gutem Boden. Ja selbst das Verlassen des Eigenthums ist es nicht, was so große Auszeichnung verdiente; im Orient, wo der Mensch unendlich einfacher und genügsamer lebt als bei uns, ist es nichts außerordentlich Großes. Der Herr spricht somit nur seine übermäßige Güte aus, wenn er dem Petrus auf die Frage, was ihnen für das Alles, was sie verlassen haben, zu Theil werde, die himmlische Herrlichkeit verheißt — einen Königsthron für eine Schale Wasser.

Bei der Rückkehr gährte ein Gewitter am Himmel; ein Mädchen und ein Knabe, beide noch nicht zehn Jahre alt, gingen auch nach Nazareth. Das Mädchen zeigte sich sehr lebhaft und zuthätig, küßte uns die Hand, wußte selbst seine arabische Sprache verständlich zu Schmeichel- und Bittreden zu verwenden, wir möchten ihm doch etwas schenken. Seine Ausdauer erreichte theilweise den Zweck. Der Knabe hingegen hatte zwei Zöpfe, wie bei

uns die Schwarzwäldermädchen, war stets ernst und ruhig wie ein ächter Orientale, vielleicht zu sehr vom Gefühl der Würde getragen, welches ihm seine mächtigen Stiefel erweckten, oder in großen Sorgen, daß sie ihm nicht dahinten bleiben, da sie ihm wegen ihrer Weitläufigkeit nicht haften wollten; er zeigte nicht die geringste Begehrlichkeit.

In Nazareth ist auch eine Kirche der Maroniten. Ich fand äußerste Armuth darin. Dessenungeachtet ist für das weibliche Geschlecht eine eigene vergitterte Vorbühne zugerichtet, wie bei den Türken. Der maronitische Priester, ein alter weißbärtiger Mann, lebt sehr einträchtig mit den Franziskanern und ging neben dem functionirenden Priester einher, als der verunglückte Jüngling begraben wurde. Er ließ unserer Gesellschaft ein Gesuch um Unterstützung durch die Franziskaner übergeben; und es wurde ihm bezeugt, daß er sehr dürftig lebe. Ueberhaupt zeigen die Maroniten insgesammt eine außerordentlich innige Anhänglichkeit an den Papst und die römische Kirche, ungeachtet sie Priesterehe und Kelch und andern Ritus beibehalten. So kann man oft auch im Kleinen ein ähnliches Verhältniß bemerken, nämlich, daß die Filialorte mehr Freude und Anhänglichkeit zur Kirche haben, als die Bewohner des Pfarrortes.

Es wurde mir gesagt, die Sitten, Gewohnheiten und Kleidung seien in Nazareth, und mannigfach auch sonst im Orient, bei Christen, Juden und Mohamedanern ganz dieselben. Ja dieses streckt sich bis in das Religiöse hinein. Man sieht Christen, welche in der Kirche die Schuhe ausziehen und den Feß oder Turban auf-

behalten, die zeitenweise den Boden küssen und die Hände betend ausbreiten, ganz wie der Mohamedaner es macht. Anderseits verführen auch Türken und Griechen ähnlichen Todtentumult, wie ich es bei der katholischen Leiche zu Nazareth sah. Während aber in Jerusalem und manchen Orten des Orients das Frauenvolk ohne Unterschied der Religion verschleiert ist, so sah ich in Nazareth fast keine einzige Person, welche ihr Gesicht verhüllt hätte.

Es war auch eine Hochzeit während wir in Nazareth waren; mir kam jedoch nichts davon zu Gesicht, als eine Wiege, welche ein Reiter höchst vorsorglich auf dem Pferd hatte und damit durch den Ort triumphirte. Die Mädchen heirathen schon mit zwölf bis dreizehn Jahren, und es bleibt bei der geringen Bevölkerung fast niemals eine ledig. Das Ledigbleiben ist so unlieb, daß zu Nazareth eine katholische Mutter, deren Sohn geistlich wurde, ihn beweinte, wie wenn er gestorben wäre, lediglich deßhalb, weil er wegen des Cölibates keine Nachkommenschaft haben werde. Bei uns wird ein junger Mann, der geistlich wird, zuweilen auch von der Welt bedauert, aber nicht sowohl der Nachkommenschaft wegen, als vielmehr der Eheseligkeit und des vorausgehenden Liebefrühlings wegen, worauf er Verzicht leiste. So meint die Welt. In Wahrheit gibt es aber schon in diesem Leben keinen glücklichern Menschen, als den katholischen Geistlichen, **wenn** er wahrhaft von Gottes- und Nächstenliebe durchdrungen ist. Sein Leben ist das edelste Künstlerleben; der Stoff, in welchem er arbeitet, sind unsterbliche Seelen — das Ideal, das er

darin ausprägt, ist Jesus Christus — und das Genie, welches ihn selbst begeistert, ist der heilige Geist — und seine Kunstwerke sollen einmal aufgestellt werden vor Gottes Thron ihm zum ewigen Ruhm. Frei von den mannigfaltigen Erbärmlichkeiten, womit das Eheleben den Mann oft quält und herabdrückt, hat der Seelsorger seine Familie an der Gemeinde. Er entbehrt aber auch das Edlere in der Ehe, eine reine Liebe nicht; im Gegentheil, außer einem Fürst vermag sich nicht wohl ein Mensch auf Erden die innigste Liebe so vieler Herzen zu gewinnen, als in einer Dorfgemeinde der rechte Geistliche. Und wenn er z. B. eine Kinderschaar in langem Unterricht und religiösen Uebungen allmälig für den Tisch des Herrn vorbereitet hat, und sie nun zum erstenmal so rein und heilig hinzutreten: so ist die Vaterliebe, die er empfindet, eine edlere und berechtigtere, als die der leiblichen Eltern; denn er ist der Vater ihrer Seelen geworden, insofern die höhere Wiedergeburt derselben durch ihn zu Stand gekommen ist. Wer so als Künstler des höchsten Ranges wirkt, dem wäre die Ehe ein Bleigewicht und ein Hemmniß, wie es selbst weltliche Künstler und Männer der Wissenschaft oder der That von vorragender Begabung gewöhnlich fühlen.

IV. Freiburg, Mariä Empfängniß.

Es wandelt mich zuweilen eine leise Freude an, fremd aller Reflexion, wenn ich daran denke, daß Maria allzeit sündenrein gewesen. Ich möchte die Empfindung mit der vergleichen, welche es weckt, wenn man in einer wolkenreinen Nacht die Mondsichel leuchten und über ihr den Morgenstern funkeln sieht. Nur ist jenes Schauen der stets Unbefleckten und das Wohlgefühl daran rein geistig und darum gleichsam feiner. Es wird sich demnach auch wohl geziemen, den heutigen Festtag damit zu feiern, daß ich im Geist zurückwallfahre an jenen lieben Ort, wo Maria gelebt hat, nach Nazareth, und zu einem schönen Augenblick, den auch ich dort gelebt habe.

Wir hatten einmal Nachmittags unter Führung unsers teutschen Franziskaners einen Gang gemacht an die felsige Bergwand, wo die Einwohner von Nazareth einst den Herrn hinabstürzen wollten. Es ist dort das Gebirg, worauf Nazareth liegt, gegen die große Ebene, woher wir gekommen waren, schroff abgeschnitten, so daß ein furchtbarer Sturz von der Höhe mehr nicht brauchte als einen einzigen Stoß. Wenn dieses wirklich die Stelle war, wohin die Juden den Herrn aus der

Synagoge von Nazareth her gewaltsam führten, so bezeugt diese Stelle recht grell die Verbissenheit und zähe Ausdauer des jüdischen Grimmes; denn man braucht nicht nur eine halbe Stunde um von Nazareth dahin zu gelangen, sondern es ist auch beschwerlich, ja beinahe gefährlich hinanzusteigen.

Es war schon Abend geworden als wir bei der Rückkehr in das Thal kamen, an dessen Bergwand Nazareth aufsteigend angebaut ist. Da wir nun in der grünen Thalfläche heimwärts gingen, läutete es von der Klosterkirche her die Betglocke. Wir blieben stehen, zogen die Hüte ab und beteten den englischen Gruß: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft, sie empfing vom h. Geist. Maria sprach: ich bin eine Dienerin des Herrn, mir geschehe nach deinem Wort. Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt. Gegrüßet seist du Maria, du bist voll der Gnade, der Herr ist mit dir, du bist gebenedeit unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes Jesus. Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt' für uns arme Sünder, jetzt und in der Stunde unsers Todes. Amen."

Der Gelehrte betrachtet mit großem Interesse den Ort, wo im Alterthum irgend eine merkwürdige That geschehen sein soll oder ein berühmter Mann gelebt hat. Und doch geht dieses Andenken nur auf Abgelebtes; aber schon der Umstand, daß der Ort nun vor den Augen wirklich dasteht, welcher bisher nur aus dem Buch einen schwachen Schatten in den Geist geworfen hat, erweckt ein eigenes Gefühl, als erlebe man eine Poesie, als

werden die Gedanken zu Grund und Boden wahr. Ungleich höher steht die Stimmung und Empfindung, welche wir im Thal von Nazareth erlebten. Wir beteten den alten Gruß, den wir nicht etwa wie die Stelle aus einem Klassiker in der Schule interpretirt hatten, sondern welchen zu beten wir von frühester Kindheit an gewöhnt sind, wie alle Katholiken, und hatten vor Angesicht den Ort, wo das geschehen ist, was wir beteten; und die Glocke, welche uns zu diesem Gebet mahnte, läutete von der Kirche her, die über der Wohnstätte Mariens, über der Stätte des englischen Grußes gebaut ist. In diesem Augenblick war uns die religiöse Wahrheit gleichsam auch Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt; war auch die Zeit vorüber, so stand doch der Ort nun vor unsern Augen, und Maria, der Engel, der h. Geist und das Wort sind ohnedieß niemals vorüber, sondern bleiben ewig gegenwärtig jeder andächtigen Christenseele.

Als ich heute im Hochamte, wo dem Fest zu Ehren eine Messe von Beethoven aufgeführt wurde, nach der Wandlung das Benediktus hörte, in welchem die süßesten Töne, die nur eine Menschenseele ersinnen und erfühlen kann, den Heiland, das Lamm Gottes auf dem Altare begrüßen: da führte diese Musik abermals mein Gemüth und Geist zurück nach Nazareth und erzählte mir von dem wunderbaren Leben, das die heilige Familie dort geführt haben müsse — wie Maria all die Freude und

Liebe, die nur eine Mutter an ihrem heranwachsenden Kinde haben kann, beseligte, und wie sie zugleich von Erstaunen und einer viel tiefern Ehrfurcht und Anbetung gegen das Kind durchdrungen sein mußte, als wir es sind bei der Wandlung oder sonst vor dem heiligen Sakrament. Denn der Glaube in der sündenreinen Magd und Mutter des Herrn war nicht trüb und grau wie der unsrige; ja ihr Glaube war mehr ein Schauen, wie man in dem Himmel schaut. Wir können es nicht einmal ahnen, wie die wunderbarste Musik aller himmlischen Gefühle und doch auch wieder unermeßlicher Schmerz und Klage unaufhörlich in stets neuen Melodien die Seele der heiligen Maria erfüllten, so oft sie das Kind ansah, ihren Sohn, die Frucht ihres Leibes und zugleich ihren Gott — und wenn sie die Armuth sah, welche sie ihrem Sohn und Herrn bieten konnte, und das Kreuz bedachte, an welchem Er sterben sollte. Ja es mag wohl vor ihren Augen geschehen sein, was in einem alten Gemälde abgebildet ist, daß nämlich der Knabe Jesus spielend neben seinem Nährvater Joseph, dem Zimmermann, ein kleines Kreuz zimmerte, wie andere Kinder in der Wahl ihrer Spielzeuge auch anzeigen, wozu sie später bestimmt sein mögen.

Nazareth ist das zweite Paradies. Denn seit der Erschaffung des Adam und der Eva und seit ihrer Sünde und Vertreibung aus dem Paradies waren nie und nirgends mehr auf Erden Menschen zu finden, welche ganz unschuldig und sündenlos waren, wie ursprünglich Adam und Eva. Zum erstenmal nach 4000 Jahren geschah es, daß Jahre lang in Nazareth

ein Weib wohnte, von Geburt an und ihr ganzes Leben lang vollkommen heilig und rein von aller Sünde; darum wird sie von der Kirche die zweite, bessere Eva genannt. Und es lebte daselbst der Sohn dieses Weibes, nicht nur unendlich heilig, sondern die Quelle aller Sündentilgung und Heiligkeit, durch Den alle Menschen von der Sünde erlöst werden können, wie durch Adam alle Menschen — die zwei Heiligen zu Nazareth ausgenommen — in die Sünde gebracht worden sind. Darum wird Er der zweite Adam genannt. Wenn daher Nazareth und seine Umgebung mit Recht ein zweites Paradies genannt werden muß, indem unsere bessern Voreltern, die Stammeltern unseres Geistes und der Wiedergeburt, dort wohnten, so besteht aber der Gegensatz: im ersten Paradies war Fülle aller Lust und dann der Sündenfall; im zweiten Paradies ist keine besondere Erdenlust, aber unerschütterliche heilige Treue zu Gott.

Dennoch hat die Lage von Nazareth auch im Sichtbaren etwas Eigenthümliches, was für das Paradies gottseliger Seelen wohl sich eignet. In beträchtlicher Gebirgshöhe öffnet sich ein grünes Thal, rings umfangen von weiter aufsteigenden Bergwänden, wie man es oft im Schwarzwald trifft, nur mit dem Unterschied, daß auf den Höhen umher kein Nadelholz zu sehen ist. So leben nun die Menschen von der Welt hier abgeschlossen; das Stück Erde, das sie sehen, ist klein, und will der Blick weiter schweifen, so gleitet er an die nahe Bergwand hin und gleitet zur einzigen sichtbaren Oeffnung hinauf zum weiten Himmel. Das Hochthal von Nazareth ist eine Patene, ein Speisekelch, empor-

gehalten gegen den Himmel, und drin die lebendige Hostia Jesus Christus. Hier hatte seine Jugend und Stillleben die rechte Wiege und den rechten Uebergang, der Erde noch ferner, dem Himmel noch näher.

Wenn man aber auf eine der umliegenden Höhen steigt, bekommt man eine der schönsten Fernsichten der Welt. Gegen Süden liegt die große viele Stunden lange Wiesenebene von Ephraim, gegen Osten der edle einsame Tabor, gegen Norden das ernste Hochgebirg des Libanon mit dunklem Wald und silberigem Schnee, gegen Westen das Prophetengebirg des Karmel und unten dran das dunkelblaue Meer. Wie Wunderbares muß in der Seele des Herrn vorgegangen sein, wenn Er als Jüngling am Sabbat einsam auf jenen Höhen ging. Seine Menschennatur fühlte sich bewegt durch die Schönheit, welche der Schöpfer über diese Gegend ausgegossen hat — aber seine göttliche Natur schaute unendlich tiefer und allumfangend, sie schaute selbst das letzte Gräschen, das erst gestern gesproßt, und unter Laubwerk und Kräuter verborgen kaum Licht und Luft athmen kann — und Er schaute in die Tiefe der Erde, in ihre Geheimnisse von Wasser, Feuer und Gestein — und Er schaute den wundersamen Webstuhl unsichtbar wirkender Naturgesetze und unsichtbarer Substanzen. — Ja, wer nur eine einzige Minute, in welcher Jesus auf einer solchen Höhe stand und zur Erde und in den Himmel sah, wer den Gehalt dieser einzigen Minute, die Fülle der Gedanken, der Empfindungen, der Andacht seiner Menschheit zu dem Schöpfer, zu dem Vater und zu sich selbst erkennete — der sähe auf ein-

mal den ganzen Himmel und die ganze Erde verklärt durch eine göttliche Krystallseele!

Wir hatten unsere Abreise auf den Sonntag nach dem Gottesdienst festgesetzt. Unterdessen war einer unserer Gefährten ernstlich krank geworden, und es war nicht abzusehen, wie und wann seine Krankheit ausgehen werde. — Jeden Morgen weckte uns der Lärm einer ungeheuern Menge von Spatzen; es waren dieses wohl die Nachkommen der Sperlinge, welche schon zu Christi Zeit in Nazareth sich herumgetrieben haben und auf welche Er hinwies um die Menschen zum Vertrauen auf Gottes Fürsorge aufzurichten. Der Kranke, welcher zu Haus Frau und Kinder hatte, und nun in Palästina vom Fieber hingeworfen dalag, hörte den ganzen Tag die Spatzen vor seinem Zimmer. Sie haben ihm den ganzen Tag gerade das Evangelium gepredigt, was er in seiner Lage am nothwendigsten hatte: „Es fällt kein Sperling vom Dach ohne Wissen und Willen Gottes.“ Und es zeigte sich auch hier, wie Gott um Jeden, und was ihm noth thut, weiß und sorgt. Unter der ganzen Gesellschaft war nur ein Einziger, dessen Verhältnisse es wohl möglich machten, noch längere Zeit in Nazareth zurückzubleiben; und dieser Einzige war gerade der, welcher sich dem Kranken auf der bisherigen Reise zu näherer Freundschaft angeschlossen hatte, und zeigte sich deßhalb gern bereit und entschlossen, bei dem Kranken zurückzubleiben, ungeachtet dieser das Opfer nicht annehmen wollte.

Als wir endlich gegen Mittag alle zur Reise bereit waren, ritten wir gegen die Höhe hinauf, welche von Westen Nazareth umfängt. Droben ist die große erhabene Aussicht, wovon ich vorhin gesprochen habe. Da hier zum letztenmal das liebe Nazareth zu sehen war, so hielten wir, wendeten uns gegen die Stadt und beteten insgesammt laut den englischen Gruß. Es ist diese Andachtsformel, wozu der Katholik dreimal im Tag durch die Glocke gemahnt wird, gleichsam der kräftigste Extrakt des eigentlichen Evangeliums, und es muß einen veredelnden heiligenden Einfluß auf den üben, welcher in Andacht es täglich betet. Seine Seele sonnt sich täglich dreimal an den erhabensten Ideen und Personen, jedes Wort darin führt zum Höchsten: der Engel, der Herr, Maria, der h. Geist, das Wort, seine Menschwerdung u. s. w.; und führt zum Bewußtsein, was wir sind: arme Sünder, und was uns bevorsteht: die Stunde des Todes.

Während wir zu Pferd dieses beteten, fiel mein Blick und Gedanke auf diese Thiere, wie sie still und ruhig dastanden, wie unser Beten wohl zu ihrem Ohr sich bewegte, aber als unverstandener Laut dort sich zerschlägt, wie die Meereswelle am Uferfels — und wie in Ewigkeit in diese Kreatur kein Gedanke ihres Schöpfers und des Erlösungswerkes und die süße Freude gottwärts und der Dank einer christlichen Seele dringt, all dieß bleibt ihnen ewig unbekannt — da regte sich fast Bedauerniß mit dem armen, dem Menschen so treuen Thier. Und doch ziehen es viele Menschen vor, hierin dem Thier sich gleichzusetzen, wollen nichts von Gott und

Christus wissen, sondern nur von der Materie, gleichsam dem Koth der Schöpfung —; so gelehrt und gebildet ein solcher gottleerer Mensch sein mag, seine Seele ist im allerwesentlichsten verstümmelt, er gleicht einem Lilienstengel, von dem die Blume abgeknickt ist, einem Schmetterling, dem die Flügel ausgerissen sind, und der deßhalb als unglückseliger geschändeter Wurmleib am Boden sich windet und im „Stoffwechsel" sein einziges Leben findet, da er doch nicht zum Kriechen auf der Erde geschaffen ist.

Von der Berghöhe ging es dann in üppige grüne Thäler hinab, woselbst ein Bach sich zeigte — nur Eines fehlte auch hier zur vollen Schönheit: der Wald. Bei einer Wassermühle, der einzigen, die ich in Palästina sah, hielten wir um unser Mahl zu halten. Die Mühle gehört dem Kloster von Karmel; eigenthümlich ist hier das Wasserrad weder oberschlächtig noch unterschlächtig, sondern lauft horizontal, indem der Bach von der Seite das Rad treibt. Sonst sieht man im Orient nur Handmühlen, wo in kleinen Quantitäten das Korn gemahlen wird; sie scheinen dort allgemein zu sein, wie bei uns die Kaffeemühlen.

Später kamen wir zu einer weiten Ebene, welche unbebaut mit hohem Gras und Busch bewachsen war. Eine schlammige Stelle war schwer zu passiren wegen Gefahr des Einsinkens. Wirklich sank auch ein Pferd mit seinem Reiter, so daß er nur höchst mühsam herauszubringen war. Nun zeigten sich Palmen und, nachdem einige Sanddünen durchritten waren, das Meer. Später mußten wir eine Einbucht des Meeres, wo ein

Fluß sich hinein ergießt, durchreiten und zwar in genauem Einhalten der Linie, welche uns ein Führer vorritt. Die Pferde mußten bis zum Bauch im Wasser gehen, dennoch zeigten sie keine Scheu, sondern gingen so sicher und treu wie auf trockenem Boden. Es fiel mir dieses um so mehr auf, da wir noch die Pferde von Jerusalem hatten, welche dort niemals auch nur ein geringes Bächlein zu sehen bekommen, denen folglich die unruhige Meeresfluth etwas ganz Fremdes sein muß. Ueberhaupt habe ich ganz eigentlich eine Art Verehrung und Vorliebe für die arabischen Pferde bekommen, während mir früher das Pferd ein gleichgültiges Geschöpf war. Sie sind ein wahres Abbild von einem tüchtigen Menschen insofern, als sie äußerst viel leisten und äußerst wenig bedürfen. Wenn wir den ganzen Tag bergauf und bergab geritten, bekamen sie zuweilen den ganzen Tag nichts, nicht einmal Wasser — erst wenn die Zelten aufgeschlagen und die Pferde abgezäumt wurden, konnten sie grasen, wenn Gras da war — vielleicht bekamen sie dann auch ein wenig Gerste. Ganz besonders gefiel mir das Bergklettern dieser Pferde; es kam mir manchmal vor als gehen sie tapferer die steilen Anhöhen hinauf, als in der Ebene. Dabei sah man auch während der größten Hitze nie einen Tropfen Schweiß an ihnen, so wenig als an einer Katze. Sie haben auch einen sehr feinen Huf, wie gemacht um auf glattem abschüssigem Gestein festen Halt zu finden. Ihre Eisen werden kalt gehämmert in ähnlicher Weise wie die Feilen gehauen werden. Zugleich sind es gutmüthige, treue Thiere; wenn man

abstieg, was zuweilen geschah wo es steil bergab ging, konnte man die Pferde frei laufen lassen; sie hielten sich wie Hunde stets wieder an den Gesammtzug. Uebrigens bin ich überzeugt, daß es nichts nützen würde, wenn man solche arabische Pferde zu uns überpflanzen wollte. Bei dem Einsperren im Stall, dem langen Winter, den glatten Polizeistraßen, würden sie auch bald ausarten, breiten Huf, langen Leib, weiten Bauch, mehr Freßbedürfniß, Schweiß und kurzen Athem bekommen.

Wir gelangten nun in die kleine Seestadt Kaifa; daselbst wurde abgestiegen und mit dem östreichischen Agenten Verabredung genommen wegen der Abreise, indem nach zwei Tagen ein Dampfer kommen sollte. Wir ließen daselbst auch unser Gepäck. Da es nur eine kleine Stunde bis zum Kloster auf dem Karmel war, so gingen wir zu Fuß den Berg hinauf und wurden sehr freundlich aufgenommen und in die prächtigen Fremdenzimmer vertheilt. Was und wie es mir daselbst vorkam, habe ich noch in meinem Wanderbuch aufgeschrieben: „Unter mir liegt das dunkle Meer, und am Horizont glastet Mondschein; der Mond selbst ist für mein Aug verhüllt. Die Nacht herrscht, der Wind braust um Berg und Busch und über das Meer hin. Als ich heraufstieg, da lag über der See noch Tag und geringes Abendroth; an's sandige Uferland, welches die unabsehbare Wasserfläche säumt, schloß sich das grüne Feld, und gegen Osten die Stadt Kaifa mit ihren Burg=

gebäuden und ihren vielen Palmen. Das Meer mit seiner Ufereinfassung und seinem Himmel darüber sah aus wie eine große Harfe: der Wind spielte darauf, die Brandung und ihr Tosen war das Zittern ihrer Saiten. Aus meinem Auge heraus schwebte und webte die Seele darüber hin und senkte sich wohlig hinein, wie der Seeadler bald hoch über den Wogen sich wiegt, bald den aufspritzenden weißen Schaum mit Fuß und Flügelspitze streift. Es wandelte mich Freude der Ewigkeit an, und ich fand tiefsten Lebensgenuß, Ruhe und Frieden darin — von einer Qualität, wie es bei einem seligen Geist sein muß. — Aber da stellte sich ein Gegengedanke auf, wie dem Auge, welches lang und stark eine Farbe betrachtet hat, von selbst die entgegengesetzte Farbe erscheint: Dieß gebührt sich wohl dem vollendeten Geist, sich zu versenken in die Herrlichkeit, welche Gottes Finger über die Weltfläche hin malt, aber deine Aufgabe ist vorerst zu arbeiten, bevor du dich zu Tische setzest."

Den andern Tag führte uns ein Pater an einer sehr steilen Seite des Berges hinab um uns die Prophetenschule zu zeigen. Wir sahen bei dieser Gelegenheit einige Höhlen und Zisternen, welche von den Einsiedlern, die einst hier lebten, benützt wurden. Ich kann mir übrigens nicht genau vorstellen, wie auch ganz entschieden religiöse Männer in solcher Abgetrenntheit von der Welt ihr Lebenlang zubringen und immer genug Stoff zur Andacht in sich finden konnten, wie sie folglich jeden Tag von Müssiggang und Langweile frei zu halten wußten. Ich halte es nicht für unmöglich; meine Le-

bensweise hat mich aber bisher zu wenig in solche Zustände geführt, aus welchen ich mir annäherungsweise solches anschaulich machen könnte. Es liegt jedenfalls in dem Leben wahrhaft heiliger Einsiedler eine Anticipation des Lebens nach dem Tod — nämlich Abgegetrenntheit von der Welt und ausschließlicher Umgang mit Gott und himmlischen Dingen und Geistern. Müssiggang ist das christliche Einsiedlerleben nicht, Christus lebte selbst vierzig Tage ein Einsiedlerleben; einige der größten und wirksamsten Kirchenlichter — der h. Chrysostomus, Basilius, Hieronymus, Benedikt, Bernard — waren Jahre lang Einsiedler und haben im einsamen Umgang mit Gott eine Innigkeit, Tiefe und Kraft gewonnen, daß sie aus der Fülle ihrer reichgewordenen Seele ganze Nationen weckten und erquickten. Zwar sind wohl die meisten Einsiedler niemals in's praktische Leben zurückgekehrt, aber auch das Leben nach dem Tod ist ein Leben der Wirksamkeit — und gerade für jenseitige Wirkungsthätigkeit mag die Einsiedelei auf Erden ganz besonders gut vorbereiten. Aber auch abgesehen davon — so gefällt Gott ein frommer Einsiedler, der Tag und Nacht an Gott denkt, Ihn liebt und preist, gewiß besser, als ganze Fabriken voll Menschen, welche einem weltfeisten Geldprinzen, einem lebendigen goldenen Kalb Sonntag und Werktag zum Opfer bringen, an der Seele veröden und ihr Leben in Gottentfremdung und unbefriedigtem Genußhunger elend abhaspeln.

Die Prophetenschule wird von Türken, Juden und Christen als der Ort verehrt, wo der Prophet Elias seine Jünger unterrichtet habe. Sie ist eine große Höhle,

welche so regelrecht in den Felsen gehauen ist, daß man sie für einen erbauten Saal halten könnte. Aber nur die Seite des Einganges ist einigermaßen gemauert. Der Ort scheint viel besucht zu werden; es waren einige Teppiche auf dem Boden ausgebreitet, wie es die Türken bei ihrem Sitzen und Beten zu brauchen pflegen.

Das Absteigen am Berg war mühsam und für Solche, die von Schwindel angefochten werden, selbst gefährlich. Ein lustiger Reisegefährte, der sich auf einen Stock stützte, sah mich etwas übermüthig an und bemerkte, ich sei hier zu Fuß nicht so voran, wie gestern zu Pferd. Kaum hatte er dieses gesagt, so stürzte er zu Boden. Eine ähnliche Ironie des Schicksals fand ich schon oft; und es scheint, daß zuweilen einem Scherz liebenden Geist auch gestattet sei seinen Witz praktisch auszuüben und in die sichtliche Welt herauszuspielen. So begegnete einem andern Reisegefährten ein für ihn entsetzliches, für Andere höchst lächerliches Unglück. Er hatte sich viel auf sein tapferes Reiten zu gut gethan, einen eigenen Sattel mitgeführt und in manchem kunstgerechten Galopp sich gezeigt. Nun begegnete ihm einmal das Schrecklichste, was einem kühnen Reiter begegnen kann; auf flachem Sandboden warf oder vielmehr schüttelte ihn ein ägyptischer Esel ab, so daß er häuptlings zu Boden fiel vor den theilnahmsvollen Augen seiner Begleiter.

Nachher ging ich hinunter an das sandige Meeresufer und suchte Muscheln. Es ist ein so reines wohliges Vergnügen in dieser schönen Luft, unter diesem son-

nigen Himmel, an diesem schäumenden Meer dahin zu gehen! Im einsamen Gehen am Strand wird man sich wieder einmal recht voll und tief als Mensch inne; und im Muschelsuchen am Meer fühlt und lebt man wieder nach langen Jahren das Leben eines Kindes.

Nachmittags ging ich durch die weiten Gänge des Klosters um einen Weg auf die Zinnen zu finden; da kam ich an einer größern Kapelle vorüber — und sah darin ganz einsam einen Mönch ins Gebet versunken. Dieser Anblick und selbst die Erinnerung macht einen ungewöhnlichen Eindruck auf mich und weckt Ahnungen von dem Leben auf dem Karmel. Es wird wohl kein einsameres Klosterleben auf Erden geben, als das auf dem Karmel. Das mächtige in Quader gebaute Klosterkastell mit seinen hohen Zinnen thront am Abschluß dieses Gebirges, wo es steil zum Meer sich absenkt. Der ganze Karmel ist furchtbar verwildert; nur räuberische Beduinen und Leoparden durchstreifen es; dem Kloster sind von letztern schon mehrere seiner gewaltigen Hunde an der Kette weggefressen worden. Und was diese wunderbar einsame Lage noch einsamer macht, ist der Umstand, daß in dem großen Gebäude nur etwa fünf Mönche wohnen. Da kann man gewiß still werden, wie eine Mitternacht.

Selten im Jahr kommen Pilger da herauf, und die kommen, werden von dem Bruder Karl empfangen und besorgt. In dem Fremdenbuch fand ich regelmäßig von den Fremden Lobpreisungen und Dank für die höchst gütige Behandlung, welche sie hier gefunden. Merkwürdig schien mir die einzige Ausnahme: nämlich

ein teutscher Pietist mäckelte insofern an der freundlichen Gastfreundschaft, als vielleicht diese Gastfreundschaft eben doch eine Werkheiligkeit sein könne, und schrieb dann diese lutherische Phrase in's Fremdenbuch. Christus am Kreuz hat während der größten Schmerzen seine grimmigen Feinde entschuldigt; der „Gerechtfertigte aus dem Glauben", nachdem er sein Herz mit Speis und Trank erquickt hat, erdenkt und schreibt gegen seine Wohlthäter, deren Hand ihm eben Speis und Trank gereicht hat, eine Verdächtigung, und legt ihnen, die nicht teutsch verstehen, dieß Schlangen-Ei, das Excrement seiner edlen Seele, in's Hausbuch. Die h. Schrift sagt aber: „Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein."

Es gibt eine Qualität von Pietisten, deren Religiosität sich zu christlichem Geist gerade so verhält, wie ein Fieber zur Gesundheit. Während diese Leute ihre unvernünftigen Phantasien für pure Einsprechungen des h. Geistes halten, ihre erhitzten Gefühle ihnen als sichere Bürgschaft der Sündenvergebung und unfehlbarer Seligkeit gelten und ihr Mund überfließt von salbungsvollen Redensarten, mag oft nebenher selbst das noch zu Grund gehen, was eine bessere Natur auch dem Nicht-Christen nahe legt.

An einem Nachmittag waren die Meisten fortgegangen um die zwei Stunden entfernte Eliasquelle aufzusuchen. Da ich und einige Wenige nichts davon wußten, so waren wir uns selbst überlassen. Ziellos ging ich mit einem Andern auf diesem mit Busch und Fels

überzogenen Gebirg dahin. Wir setzten uns endlich am Rand einer schroff abstürzenden Höhe nieder, unter welcher weithin Meer und Land gelegen ist. Jeder saß von dem Andern etwas entfernt und überließ sich den Gedanken und Stimmungen, welche durch die Seele zogen, wie Windeshauch durch die Aeolsharfe. Nach einiger Zeit suchte ich Einiges davon einzufangen und auf's Papier zu heften. Ich finde noch Folgendes davon aufgeschrieben: „Ich sitze hier auf der Höhe des Karmel an einem Felsen; was ich höre ist einfach, das süße unschuldige Zirpen eines Singvogels und das durch die Ferne gesänftigte Tosen der Meeresbrandung — die Glocke vom Kloster her hat eben aufgehört zu läuten — sonst ist Alles still um mich. Was ich aber sehe ist groß und reich und voll der Herrlichkeit Gottes. Am mildblauen Himmel ziehen große silberne Wolken und werfen ihre wandelnden Schatten dunkelviolett auf das blau schimmernde Meer, auf die grüne Ebene und über die weite prachtvolle Landschaft. Die Sonne malt mit ihrem Silberschein und ihren Wolkenschatten das ferne Gebirg wie mit dunkeln Waldungen zwischen hellen Strecken an — streicht sie aus, versilbert was dunkel war und dunkelt das Sonnige von vorhin. Unten seitwärts am Meer liegt Kaifa mit seinen Zinnen und seinem alten romantischen Kastell, und darüber breiten die Palmen, aufwärts gen Himmel strebend, wie segnend ihre schönen Arme aus. — Ach, all das Schöne, dieses süße Lächeln orientalischer Natur, es ist doch nur wie die Rose über einem Grab und der Kranz um ein todtes Haupt. Der Herr, den Du, o Gott, über dieses Land

gesetzt hast, das Volk hier ist sehr übel krank. Befangen im Mohamedanismus lebt der Türke ein leeres Leben und stirbt ohne Erlöser — und der Christen sind es wenige hier, und es ist ihnen nicht recht wohl. Warum währt das Siechthum und die letzten Züge dieser sterbenden Bevölkerung so lange? — Und doch wäre es auch nicht besser, wenn Europäer mit ihren Manieren und ihrer Industrie hier hausten — ja diese herrliche Natur wäre geschändeter, wenn Luxusstädte, Landhäuser, Eisenbahnen und lackirte Kutschen mit Lakaien da zu sehen und zu hören wären. Die Natur ist mehr geschmückt mit der Ruine, auch mit der Ruine eines Volkes, als mit dem Firniß und der ganzen Hoffart des modernen europäischen Lebens."

Wenn ich jetzt von meinem Zimmer (in der Wiehre bei Freiburg) an's Fenster schaue, bietet sich eine ganz andere Natur dem Auge dar. Es ist tiefer Winter; neben der schneebedeckten Wiesenfläche ziehen sich grau und blätterlos die Pappelbäume an der wasserarmen Treisam hinab. Im Schönberg streckt der Schwarzwald einen dunkeln Ausläufer in's Rheinthal vor; und drüben am Rhein schließen bläulicht und silberweiß die Vogesen den Horizont ab. Die Region des Landes und der Zeit, wo ich mich jetzt befinde, ist so ganz anders, als im Frühling dieses Jahres auf dem Karmel, und doch fühle ich mich nicht viel anders da, als dort. Sonst übte die Natur und ihre Stimmung eine mächtige Gewalt über mich; sie erfaßte manchmal meine Seele wie der Westwind ein loses Blatt, und zog mich tiefsinnig an, wie der Bergwald den Nebelstreif. Ja die Natur

war mir zuweilen nicht im Glauben, aber im Gefühl eine Göttin und eine Mutter zugleich; obschon ich Gott deßhalb nicht entsagte, so wollte ich zu sehr Gott in der Natur statt über der Natur finden; und meinte, dieses Berauschtsein vom Frühlingsgähren und Sommernachtsodem und Herbsteselegie sei auch eine Art von Religiosität und Seligkeit. Es war ein heidnisch pantheistisches Element in dieser träumerischen Erdliebe. Seit Jahren ist es anders geworden; die Natur macht keinen überwältigenden Eindruck mehr auf mich; ich bin dafür geworden wie der Baum im Spätherbst oder Winter: er steht kalt, grau und gleichmäßig da, es mag die Sonne scheinen oder Schneegestöber um ihn tosen. Ich habe dadurch nicht verloren, sondern im Abwelken und Loslösen von der Natur bin ich freier, stiller und ruhiger geworden — und wie in der Nacht und im Winter selbst dem sinnlichen Auge eine andere, höhere Welt aufgeht, der unermeßliche Sternenhimmel, so mag die Seele, einfacher geworden und ungetheilter, nach der ewigen Welt der Geister schauen.

Den andern Morgen sollte das Dampfboot kommen, welches uns vom Boden Asiens wieder nach Afrika zu führen hatte. Nach lang vergeblichem Hinausschauen sah man endlich von den Zinnen des Klosters in weitester Entfernung das Schiff, dem der hervorquellende Dampf das Ansehen eines Reiters gab, der von seinem Federbusch umwallt durch die Wüste reitet. Von Bergeshöhe über das weite Meer sehnsüchtig hinschauen und

endlich am Horizont das Schiff auftauchen sehen, welches kommt uns der Heimat wieder entgegenzuführen, ist so ein wahrhafter voller Lebensaugenblick, wie ihn nur der Mensch, diese wunderbare concentrirte Zusammensetzung einer Sinnenwelt und Geisterwelt, haben kann.

Wir gingen nun Alle noch in die schöne Marmorkirche und sangen zum Abschied aus dem heil. Lande, wie früher in Jaffa bei der Ankunft, das Tedeum, nun zum Dank, daß uns Gott glücklich wieder aus dem Lande unserer Pilgerschaft zurückgeführt habe. Ich betete insbesondere dabei, daß Gott aus Allem, was wir gesehen, gelebt und der Seele nach empfangen haben im heil. Lande, einen Fond werden lasse, aus dem wir fortwährend Dank, Liebe und treues Wirken schöpfen und Segen über unsere Anvertrauten verbreiten mögen. — Aber ach, solche Gebete beten sich sehr schön und sind selbst ein geistiger Genuß, wie das Dichten und Sprechen einer Poesie — allein wie oft ist es doch nur eine Blüthe, die sich lieblich aus dem Buschwerk der Phantasie erschließt und alsbald wieder abfällt ohne Frucht anzusetzen; es fehlt an Ernst und Treue der Mitwirkung.

Als unsere Andacht mit dem Segen des Sanctissimum geschlossen war, küßten wir Alle noch einmal den Boden; es war mir dieser letzte Abschiedskuß auf die heilige Erde, wie wenn ich mich verabschiedete von einer inniggeliebten Person; eine leise Trauer umzog meine Seele, und eine Thräne thauete im Aug.

Unmittelbar aus der Kirche gingen wir den Berg herab; ich ging an dem schönen Bergweg voraus, vor

den Augen das Meer, von einem weiten Halbkreis edler Berge umfangen. Das liebste Element meiner Seele, eine melancholische Freude und süße Schwermuth, führte mich aus dem heiligen Land und war die Musik zu meinen Abschiedsgedanken. Manche meinen, es sei unschicklich, eine Art Nacktheit, wenn man in dieser Weise, wie ich es hier thue, seine innersten Gefühle veröffentliche — allein ich sehe nicht ein, warum alle Gefühle in der Kaserne des Innern consignirt bleiben sollen, während man Gedanken von allen Farben an die Oeffentlichkeit heraushängt. Hier aber davon zu sprechen, veranlaßt mich noch insbesondere nachfolgender Umstand:

In Kaifa erlebte man so ganz eigentlich ein Getümmel, wie man es bei uns höchstens sehen, hören und am Leib fühlen kann, wenn es brennt. Es war zwar kein Feuer da, aber das Meer brandete stark, und der Hafen von Kaifa befindet sich dergestalt in unschuldigem Naturzustand, daß nicht einmal ein Kahn sich getrauen darf bis an's Ufer zu fahren, weil er sonst im Sand und Gestein sitzen bliebe. Deßhalb war eine übermäßige Schaar Arabervolk zur Hand, welche sich um unsere Leichname rissen und sie wie kleine Kinder durch's Wasser in die Kähne trugen, welche in schüchterner Entfernung geblieben waren. Wenn man jeden Theil des Körpers besonders abgeben hätte können, so wären die Träger dessen wohlzufrieden gewesen.

Unser Schiff Jonio war ein schmaler Schraubendampfer, dessen Maschine dieselben anmuthigen Laute von sich gab, wie ein Stall voll Pferden, die von Bremsen geplagt werden. Obschon es vor Anker lag und zwar

in einem angeblichen Hafen, machte es solche heftige und häßliche Schwankungen, daß Betrübniß und Zorn miteinander uns anwandelte. Es bewegte sich wie eine Bachstelze. Natürlich wurden sowohl die Bewegungen des Schiffes als auch unsere viel ärger, da die Anker aufgewunden waren. Selbst Solche, die auf der ganzen Fahrt nach Palästina bisher frei geblieben waren, wurden nun mit Macht von der Seekrankheit überfallen und niedergeworfen. Es war viel Elend auf dem Schiff; der Koch, angegriffen an seiner Ehre, weil fast keine Speisen berührt wurden, stieg selbst einmal zur Essenszeit in die Kajüte, um zu sehen, wo es fehle. Manchmal saßen außer den Schiffsoffizieren nur unser zwei oder drei an der Tafel — alle Andern lagen zu Grund gerichtet umher und wollten sowenig essen, als ein Todter. Unter dem Türkenvolk wurden Manche so übel gefaßt, daß sie laut schrieen. Selbst Hunde und ein Esel bekamen die Seekrankheit.

Gestern war der Morgen so schön, und die wohligsten Gefühle begleiteten mich den Bergsteig herab zu dem mit Palmen bewachsenen Meeresufer. Und jetzt war Leib und Seele geplagt und mit den gemeinsten widerwärtigsten Empfindungen überschwemmt. Dieser schnelle Umschlag von sanfter religiöser Freudigkeit, Dank und Geloben in die trübseligste Regenwetterstimmung erinnerte mich recht lebhaft daran, wie die Witterung in der Seele eben so veränderlich ist, als die äußere; sei auf die frohe Morgenstunde nun ein geplagter Tag gekommen, so werden auch nach der bisher glücklichen und frohen Reise auch wieder mannigfache Mühen und

Kämpfe kommen, wenn ich zu Haus wieder in meinen Beruf eingetreten sein werde. Es gehört übrigens zur christlichen Weisheit, im frohen Augenblick an spätere Wolken denken, und in trüber Stunde an folgenden Sonnenschein; und gehört zur christlichen Starkmuth, nicht ganz im Augenblick aufzugehen, wie eine kleine Fliege in einem Tropfen Wasser ersäuft.

Erwachsene Menschen bleiben oft auch darin Kinder, daß sie ihren Zorn gegen bewußtlose Gegenstände richten, wenn ihnen dieselben weh gethan haben. Ich hörte über unser Dampfschiff, das uns durch sein heftiges Schaukeln und Pferdegetrampel so sehr plagte, Aeußerungen, wie man sie etwa gegen einen absichtlichen Peiniger braucht. Wenn man übrigens drei Nächte und Tage, wie wir, dergestalt geschaukelt wird, so weckt schon der Gedanke daran das Gefühl, als schwanke Tisch, Sitz und Boden.

Auf dem Schiffe war auch ein etwa vier- oder fünfjähriges Kind, das einer orientalischen Familie angehörte, wovon ich oben schon gesprochen. Es war barfuß, hatte aber an jedem Bein ober den Knöcheln eine silberne Spange mit silbernen Rollschellen daran. Dieser Schmuck hatte etwas Wildes, Barbarisches und doch solid Schönes; namentlich kam er mir geschmackvoll vor, wie die Natur selbst, gegen die kuriosen Fetzen, womit geckenhafte Städterinnen die halbnackten Beine ihrer Kinder „schottisch" zieren wollen, in Wahrheit aber dem Fußwerk eines Maikäfers oder andern Insektes ähnlich machen.

Die Matrosen auf den Loydschiffen sind durchgängig stille ernste brave Leute, vergleichbar rechtschaffenen fleißi-

gen Handwerkern; man hört bei ihnen kein Geschrei, vielweniger ein Fluchen. Auffallend ist bei diesen Dalmatinern, wie man fast nie ein gemeines Gesicht, hingegen sehr oft wahrhaft schöne edle Physiognomien sieht. Hingegen bringt es ihre Arbeit mit sich, daß Mancher in der Kleidung zerrissener und mißfarbiger dreinsieht, als der letzte Bettler; aber in Betracht seiner Tüchtigkeit kommt er einem viel respectabler, ja schöner und malerischer vor, als ein modischer Herrenjüngling, der selbst beim heißen Sirokko Handschuhe trägt. Was hauptsächlich auf den Loyddampfern zu bedauern, ist, daß unter den Offizieren und der Dienstmannschaft wenig teutsche Zungen angetroffen werden. Die Maschinisten sind vielfältig Engländer.

Der Konsul von Jerusalem war aus Anlaß, daß er dem Herzog von Brabant das Geleit gegeben hatte, auf der Rückreise und hatte in Beirut das Dampfboot bestiegen, welches uns in Kaifa aufnahm. Wir freuten uns Alle, diesen wohlwollenden und tüchtigen Mann noch einmal zu sehen. Er scheint mit seiner ganzen Person für den Posten zu leben, den er einnimmt. Aus seinen Gesprächen ergab sich, wie viel in jeder Beziehung daran gelegen wäre, daß Oestreich sich großes Gewicht in Jerusalem und Palästina überhaupt verschaffe.

Die Türken haben fast immer eine Kaffebude auf dem Schiff. Ihr Kaffe ist durchaus anders zubereitet. Er wird im Mörser gestoßen, jedes Täßchen besonders gesotten und aufquellend mit dem Satz gereicht. Es ist ein viel feineres aromatischeres Getränke als unser Milchkaffe mit Zucker und Weißbrod, und man kann

bald so Geschmack daran bekommen, daß einem unser Getränk nur noch wie eine raffinirte Suppe vorkommt. Delphine in der Größe von erwachsenen Schweinen zeigten ein übermäßiges Vergnügen mit unserm Schiff zu schwimmen, obschon dasselbe die Geschwindigkeit von hundert Stunden für den Tag einhält; ihr Eifer ist so groß, daß manchmal eines wie ein Pfeil eine Strecke über dem Wasser hinschießt. Ihre Begleitung dauert oft eine Viertelstunde lang und ist sehr lustig anzusehen. Hingegen beim Aufkommen der Dampfschiffe seien die Fische sehr scheu denselben anfänglich ausgewichen.

Als wir uns der ägyptischen Küste näherten, ging wieder dieselbe Geschichte an, wie vor mehreren Wochen. Der Lootse ruderte mit einem Ruderknecht dem Schiffe weit entgegen und commandirte das Steuer, damit das Schiff nicht auf Untiefen gerathe. Als die Anker heruntergepoltert waren, kletterten alsbald aus den Kähnen eine Menge Dienstfertige fränkischen und arabischen Geschlechtes an Bord und plagten einen ärger als die Schnaken. Da wir nun Aussicht hatten ziemlich lang in Aegypten bleiben zu müssen, nämlich bis die indische Post käme, so suchte man dießmal ernstlicher Quartier. Die Meisten fanden solches in dem schönen Franziskanerkloster; später siedelte auch ich dahin über. Eine Palmenallee führt durch den Garten zur Kirche und ins Kloster; sie macht wie alles gründlich Schöne auch nach oftmaligem Anblick immer auf's Neue Eindruck. Ueberhaupt die Palme und das Meer, oder

besser noch: die Palme neben dem Meer ist eben das Feierlichste, Festtäglichste und Erbaulichste, wozu die Natur in ihrem Gottesdienst sich erhebt.

Am Abend fuhr ich mit einigen Reisegefährten zu dem damals mächtigsten Dampfschiff der Welt, dem Himalaya. Es lag im Hafen und wartete auf ein Kavallerieregiment, das aus Indien bestellt war, um es auf die große Schlachtbank vor Sebastopol zu liefern. Es wurde uns gestattet ohne Begleitung alle Räume des mächtigen Gebäudes zu durchwandern. Die englische Regierung hat es um anderthalb Millionen Gulden angekauft. Am meisten fiel mir das ungeheure Maschinenwerk auf von siebenhundert Pferdekraft. Im Abgrund des Schiffes mit seinen eisernen Leitertreppen erinnerte mich der unheimliche Geruch der Maschine daran, wie qualvoll das Leben der Heizer ist und wie unendlich die Mühen, der Schweiß und die widerwärtige übertriebene Kraftanstrengung der Schmiede und Zimmerleute war, um ein solches Werk zusammenzuzwingen. All der Glanz und die Tüchtigkeit und das Wesentlichste eines solchen Werkes ist zusammengeschweißt aus Mühsal, und die Arbeiter thaten es durch Noth gezwungen, um sich Lebensunterhalt zu verschaffen. Nur ganz Wenige sind es, welchen Ehre und Vortheil von diesem Werke zu Theil wird. Auch die Natur und die Welt scheinen nur einen schmalen Weg und enge Thüre zu ihrem Himmel zu besitzen; das erscheint in allen Gebieten. So wird die verhältnißmäßig geringe Zahl der Uhrenhändler auf dem Schwarzwald oft reich, während die große Menge der Uhrenmacher und ihre

Familien um bitter geringen Verdienst von Morgens früh bis Abends spät arbeiten und sich kränklich sitzen müssen. Kürzlich kaufte ich bei einem Buchbinder ein hübsch lackirtes Bleistift mit goldenem Eindruck; ich fragte was es koste; Antwort: zwei Kreuzer. Nun hat der Buchbinder seinen Profit daran, und der Krämer, von dem es der Buchbinder bundweis kauft, und der Commis voyageur reist darauf, und der Fabrikant ist reich; was bekommen die armen Arbeiter von dem Zweikreuzerbleistift? Bis zum Unsinn wohlfeil werden die Zündhölzchen gemacht; — hier ist ferner eine Fabrik von gegossenen Knöpfchen; dafür bekommen die Leute für das Aufnähen von zehn Dutzend vier Kreuzer. Wenn ich nun von diesen Fabriksclaven wieder zurückkehre zu dem Orient mit seinen Sclaven, so ist gewiß, daß diese menschlicher gehalten sind als die armen Leute, welche sich bei uns an die Fabriken verkauft haben zu ledernen Arbeitsmaschinen.

In Aegypten sieht kein Mensch friedsamer und trauriger aus, als die Soldaten. Diese guten Leute sind abgelöschte Araber, und abgelöscht werden sie durch europäische Dressur und was für Aegypten noch viel verrückter ist, durch europäisch zugeknöpfte Kleidung. Wohl aber bricht die alte Natur zuweilen durch; eine Heeresabtheilung hatte vor Alexandrien ein Lager; ich ritt einmal hindurch; da konnte man vollständig nackte Krieger sehen, welche sich auf diese Weise leicht gemacht hatten. Sonst kann man zuweilen auch einen Offizier sehen, der barfuß einhergeht und die Schuhe, um sie zu schonen oder weil sie ihm eine Plage sind, in der

Hand trägt. Einmal sah ich einen Soldaten an einem öffentlichen Platz sitzen und einen weißen Strumpf stricken, was vor unsern Augen schauerlich anzusehen war. Hingegen musterhaft scheint die Polizei zu sein, ohne mit Luxusverordnungen die Leute zu plagen. Man sagte uns in Alexandria, es sei in Aegypten solche Sicherheit, daß Einer mit einem Geldsack von Alexandria bis Kairo Tag und Nacht allein gehen könne, ohne etwas zu gefährden. Es ist auch Aegypten das einzige mohamedanische Land, wo die Civiltürken keine Waffen tragen dürfen, während in Palästina Mancher wie eine lebendige Trophäe mit Pistolen und Dolchen beladen ist. Dennoch scheinen auch diese schwer Bewaffneten nicht blutdürstig zu sein. Ich sah einmal in Jerusalem zu, wie zwei Araber mit einander gewaltige Streithändel hatten. Der eine hatte den andern an der Gurgel gepackt, und dieser machte ganz erschreckliche Geberden und Drohungen, wie ein Kater, den ein Hund anbellt; aber obschon er mit Pistolen bewaffnet war, ignorirte er dieselben gänzlich. Nach den wildesten Grimassen kam es endlich dazu, daß der Pistolenaraber dem, der ihn würgte, einen ganz sanften Schlag mit der flachen Hand versetzte oder gleichsam nur andeutete. Alsdann gingen die zwei Helden auseinander.

Nach einigen Tagen wurde Beschluß gefaßt nach Kairo zu fahren. Die Eisenbahn zum Nil und vom Nil das Dampfschiff geht nur jeden andern Tag einmal

und ist englisches Geschäft. Der Bahnhof ist aber eine halbe Stunde von Alexandria entfernt. Daher kam es, daß von der ganzen Gesellschaft Alle bis auf unser vier sich verspäteten. Auf dem Weg dahin fragte ich einen gut gekleideten Mohren nach der Richtung zur Eisenbahn; er bedeutete daß es höchste Zeit sei, und fing an uns vorzuspringen, damit wir noch zur Zeit kämen, und nahm mir zur Erleichterung meinen Paletot auf den Arm. Eine einzige Minute wäre zu spät gewesen — kaum hatten wir den Wagen bestiegen, so ging es davon. Dieser Mohr ist mir in gutem Andenken geblieben; ich sah ihn als von Gott gesendet an, da es keine Grenze des Kleinen gibt, wo Gott nicht lenkt. Ueberhaupt habe ich die Mohren gern; sie sehen so gutmüthig und demüthig aus und sind es auch gegen uns Weiße; und durch ihre Geduld und Fügsamkeit sind sie moralisch reicher an Disposition zum Christenthum, als hoffärtiges Schreiber- und Lakaienvolk.

Ich saß mit einem einzigen Begleiter in dem schönen üppig ausgestatteten Wagen und durfte nun zum erstenmal in der bequemsten Weise ins Land Aegypten hineinfahren. Ich schaute, wie in einer neuen Welt angekommen, in die große Ebene, die sich zum Nil hinstreckt, und schrieb mir auf, was mir vor die Sinne und in den Sinn kam.

„Das Säuseln des Morgenwindes in dem Laub der Palmbäume, wenn du drunter stehst, ist ein wunderbarer Gesang, der dem Einen Unendliches singt aus einer unsichtbaren Welt herüber, der Andere hört nichts als Geräusch wie von Papier.

„Mitten im Feld sind kleine Lehmhütten; vor einer sitzen zwei Türken, wie Tauben vor dem Schlag, an der Morgensonne und thun nichts, als was die Tauben, sie leben. Ich möchte mich hineindenken können in eine solche Seele, warum sie keine Langweile hat.

„An einer Station stiegen fränkische Jäger aus; die Jagdhunde zeigten sich sehr vergnügt. Ist ein wesentlicher Unterschied hier zwischen Hund und Jäger im Thun und Vergnügen?

„Unterägypten ist eben wie Holland; wie da die Windmühlen aus der Fläche emporsteigen, so sind dort die Palmen das Einzige, was sich von der Erde zum Himmel hebt. Die Fellahdörfer sehen in Form und Stoff aus wie aus vertrockneten Misthaufen zusammengesetzt. Hingegen die Zeltdörfer sehen weiß aus, aber ganz klein und nieder das Zelt, die Oeffnung dem Morgen — Mekka — zugewandt. Frei weidendes Vieh sieht man allenthalben. Bei einem Zeltdorf bemerkte ich ein etwas größeres abgesondertes Zelt, wo eine Menge Hühner und nebst einem blauhemdigen Fellahweib eine europäisch bäurisch gekleidete Frau sich zeigte. Obgleich wir noch im April waren, sahen wir schon Gerste schneiden.

„Diesen Morgen verfolgte mich eine Schaar Hunde mit großer Ausdauer; was mich aber am meisten verdroß, war ein europäischer Jagdhund, der sich mit den türkischen associrt hatte. Ein Araber kam über die Straße und brachte durch einen einfachen Ruf die ganze Schaar augenblicklich zur Ruhe; nur der Jagdhund schien nicht arabisch zu verstehen und setzte mir allein noch zu.

„Einen ungemein schönen Anblick gewähren hier im Freien die arabischen Pferde, besonders die Schimmel; sie sind kurz gebaut und sehen so gut und fröhlich unter diesem ewig blauen Himmel aus. Die Ochsen haben ein so breites Joch, daß sie fast so weit von einander abstehen, als der Ochs lang ist.

„Am Horizont zeigte sich eine unendliche Reihe von Kameelen und rothe Reiterzüge mit Fähnlein. Es war ein englisches Ulahnenregiment, das aus Indien kam und nun auf dem Himalaya auf die Halbinsel Krimm verschifft werden sollte.

„An einer der höchst seltenen Stationen zeigte sich ein großes Todtenfeld; darauf waren die Grabhügel von Erde fast eben so geformt wie die kleinern Hütten der Fellah."

An dem Nil angekommen, stellte sich bald das uns bestimmte Dampfschiff ein. Es ist eine träumerische Fahrt auf dem Nil; sehr einfach ist die Ausschau, und eben deßhalb rauscht und singt einem der weltberühmte Strom uralte Geschichten und Sagen vor und die Seele vertieft sich darein. Die Farbe des Wassers ist ähnlich wie beim Jordan, nur geht bei letzterm das Grau mehr in das Gelbe, beim Nil mehr ins Röthliche. Das oft zwölf bis fünfzehn Fuß hohe steilrechte Ufer ist lauter Fett, Dammerde, worin kein Sandsteinchen sichtbar ist. Manchmal sind in der Uferwand viele Löcher wie Mauslöcher und darin sitzen kleine Vögel. Oft sieht man auch Büffel, welche ganz starr bis zum Hals im Wasser stehen, so daß man oft nichts von ihnen sieht, als den Kopf und einen Streifen von dem vordern Rücken. Zuweilen ist in das Ufer eine Mün-

dung eingeschnitten, über welcher Schöpfräder angebracht sind, welche das Wasser durch Kanäle in das Land gießen. Hingegen sieht man auf der großen Strecke bis Kairo nirgends auch nur das kleinste Bächlein münden — daher kommt es, daß der Nil, umgekehrt wie andere Flüsse, in seinem Verlauf zum Meer kleiner wird. Er ist aber sehr groß und tief, wohl größer als der Rhein bei Mannheim, zumal da er auch keine Inseln hat. Besonders Nachts weckt die Fahrt darauf eigenthümliche Stimmung und Ahnungen; dieses große und doch nur leise Strömen ist wie wenn ein hoher Riesengeist, der Engel des alten Aegyptens, einem in fremder unverstandener Sprache Geheimnisse und uralte Dinge zuflüsterte — und während der dunkle Strom strömt, so schimmern aus der Ewigkeit herunter die Lampen des Jenseits, die ruhigen Sterne in einer Verklärung, wie man sie nur im Süden findet.

Als das Schiff spät Nachts anlandete, beriethen wir uns, ob wir darauf übernachten oder noch in die Stadt fahren wollten. Zuletzt entschied man sich zu Letzterem. Wir nahmen eine Kutsche, welche vom Hotel de Nil ans Ufer geschickt war, um Ankömmlinge des Schiffes zu fangen. Es war schon Mitternacht, als wir nach Kairo kamen; durch wunderliche enge Gassen und, am Haus angelangt, durch wunderliche Gänge und Treppen geführt, waren wir endlich einige Stockwerke hoch in Zimmer untergebracht. Da ich die schweren Doppel-

vorhänge und Fenster in dem heißen Gemach öffnen wollte, bedeutete mir der Araber, welcher aufwartete, daß ich solches unterlassen solle. Als er fort war, that ich es doch — den Eindruck, den es auf mich machte, als ich in diese Nachtwelt schaute, habe ich noch aufgeschrieben: „O Mitternacht, wer mag dich abzeichnen! Der Hahn hat schon gekräht, ein Kind hustet, die Grille zirpt, der Mond scheint über der großen schlafenden Stadt — wie Viele sind da, welche Gott gefallen? — und doch trägt und hütet er Alle in seinem Schooße! — Dort steigt ein Minaret in die Höhe und mehrere noch in der Ferne; hier noch höher eine Palme und ihr Wipfel schwankt in Nachtluft und Mondschein und säuselt leise, wie klanglos in schwachem Luftzug die Aeolsharfe — tiefer liegt eine Säulenhalle und Buschwald — Hundegebell mahnt an diese trostlosen Wesen und stört die heilige Stille der Mitternacht."

Nach wenigen Stunden Schlafes wachte ich in aller Frühe auf, da hörte ich einen Raben, einen Hund und ein Kind — es fiel mir die geisterhafte Erscheinung eines Kindeshauptes ein in Shakespeare's Macbeth. Dann hörte ich eine ferne sanfte Glocke das Angelus läuten, die schwache leise Stimme der Kirche, der Gruß an die Jungfrau, welche einmal hier geweilt. Als ich wieder aufstand, so sah ich zu meiner Verwunderung unter meinen Fenstern eine Familie mit Weibern und Kindern auf der Erde lagern, die zum Theil noch schliefen, somit gewöhnt scheinen unter freiem Himmel zu übernachten. Ihre einzige Unterlage waren Strohmatten.

Ich verzichte darauf, eine Schilderung dieser mächtigen Stadt Kairo von 300,000 Einwohnern zu geben; sie wäre mühsam zu schreiben und mühsam zu lesen, und gäbe für den, der nie dort gewesen, doch keine richtige Vorstellung. Ich will deßhalb nur Einzelheiten anführen, wie ich sie noch aufgezeichnet finde. In Kairo wie in Alexandria wandelt man überall zu Esel umher, und bezahlt für den ganzen Tag nebst dem beigegebenen Araber nur 7 Piaster, etwa 48 Kreuzer. So war dann auch für uns ein Führer nebst Eseln und Leuten bestellt um zunächst in der Stadt sich umzuthun. Das behagliche Eselsreiten hat aber einen großen Vortheil vor dem Gehen in der Stadt; man sieht besser und intensiver, weil man nur sitzt und nicht die Arbeit des Gehens hat.

Unter dem ägyptischen Getümmel sah ich einmal eine europäisch gekleidete Frau von abgehärmtem Gesicht, die ein gebügeltes (geglättetes) Hemd in der Hand trug. Ihr Anblick stellte mir vor, mit wie vielen Schichten des Unglücks diese Frau überflötzt worden sein müsse, bis sie hieher gekommen ist und nun als Wäscherin zufällige Arbeit und zufälliges Brod sucht — unerschwingbar weit weg von der Heimath — vielleicht ist ihr Mann ein Lump, noch bei Leben oder todt — gilt gleich.

Die Hunde sind oft voll Geschwüre und stehen und stieren vor sich hin. Noch ist mir einer sehr bestimmt in der Vorstellung, der krank und lebensunlustig dastand, wie ein alter wurmstichiger Stuhl in einer Bierkneipe am Montag früh, der zugleich das Lebensgefühl eines Hundes und dabei die hölzernen Beine des dürren Stuh-

les hätte. Es ist auch wohl denkbar, daß es nicht anders sein könne, ihr Fressen ist weggeworfenes Aas und bei grimmiger Hitze schwer ein Tropfen Wasser zu finden. Zwar ist in Kairo die Bevölkerung der Hunde ohne Vergleich geringer, als in Konstantinopel. Dennoch weichen sie beiderseits in Gestalt und Lebensart wenig von einander ab. Deßhalb will ich hier anführen, was ich in Konstantinopel mit etwas mehr Umständlichkeit bemerkt habe:

Die Türkenhunde sind, wie es scheint, insgesammt von einer Race, und haben in der Regel keinen Herrn. Die unermeßlich vielen Gassen von Konstantinopel sind ohne Ausnahme angefüllt von Hunden, so daß man in Gefahr steht auf einen Hund zu treten, wenn man beim Gehen nicht auf den Boden sieht; denn sie schlafen insgesammt den ganzen Tag, und schlafen so ingrimmig, daß man oft durchaus nicht mit den Augen unterscheiden kann, ob ein Hund schlafe oder todt sei; ich stritt darüber selbst manchmal mit meinem Begleiter. Todte Hunde in den Straßen sind nämlich nichts Seltenes, da sie weder von den Türken, noch von ihren eigenen Collegen beseitigt werden. Sie scheinen gerade kein lustiges Leben zu haben; ich sah Hunde, welche nicht nur elend verbissen waren, sondern ganz eigentlich angefressen, wie ein Aas auf dem Feld. Sie leben von dem Auskehricht und Abfall, der aus den Häusern herausgeworfen wird, was dürftig genug sein mag, da in einem gewöhnlichen Türkenhaus in der ganzen Woche nur einmal gekocht wird — und von dem Obst, was der Türke, die Türkin und die Türklein als Mittags=

mahl verzehren, der Gassenhund nichts mag, von dem Brod oder Kuchen nichts kriegt, und an dem Kaffe keinen Geschmack findet, wenn er auch bekäme. Bei diesem höchst dürftigen Nahrungszweig ist es ganz natürlich, daß der Brodneid stark ist und selbst zu Gewaltthaten führt. Wenn ein Hund wegen schlechten Fortkommens und Mangel an Verdienst sich in ein fremdes Gassenrevier wagt, geht es ihm gar übel; es erhebt sich ein allgemeiner Aufruhr und er wird mit großem Zorn von den ansäßigen Hunden angefallen, beschimpft und angebissen und elend über die Grenze gejagt, wenn er nicht todt gemacht wird. Vieles Hungerleiden macht aber nicht nur neidisch, sondern auch sehr fruchtbar, so auch bei dem Hundeungezieser in Konstantinopel. Es nahm schon dergestalt zu, während es sich nicht über genügenden Nahrungszweig ausweisen konnte, daß der vorige Sultan, bekanntlich ein gewaltthätiger Herr, einmal drei Schiffe voll dieser Proletarier zusammenfangen und auf den felsigen Prinzeninseln am Ausgang des Bosporus absetzen ließ, wo sie einander selbst auffraßen. *) — Nur ein einziges Mal sah ich etwas Menschliches, menschliche Anhänglichkeit bei einem türkischen Hund, welches der dortigen Seltenheit wegen einen

*) Wenn man den Menschen aus seinem Stande herausschälen könnte, so daß nur die Standesperson ohne Menschengehalt übrig bliebe: so wüßte ich auch bei uns eine Klasse von Leuten, die so überhand genommen hat, daß ein Sultan Mahmud noth thäte, der sie zusammenlesen und auf eine Insel absetzen ließe, auf daß sie einander aufzehrten. Das Land würde dann weniger aufgezehrt werden und nebenher das Papier wohlfeiler.

lieblichen Eindruck auf mich machte. Ein Türklein kam zum Haus heraus und wendete sich freundlich einem der Hunde zu, den es wahrscheinlich in Protektion genommen und ihm zuweilen etwas zu essen gab. Der Hund war auch sichtlich erfreut das Kind zu sehen; es war aber ein eigen anziehender Anblick, wie aus dem mißmuthigen finstern Hundsgesicht gleichsam schwerfällig wie aus dichten trüben Wolken die Freundlichkeit und Freude hervorbrach.

Die orientalischen Hunde sind sonst bös, besonders die auf den Kirchhöfen herumliegen, nächtlicher Weile und gegen fränkisch gekleidete Personen. Und zwar steigt die Intoleranz der Hunde gegen Nichttürken in gleichem Grade mit der Intoleranz der Bewohner. In Pera, Smyrna und Kairo haben mich die Hunde niemals behelligt, in diesen Orten sind auch die Mohamedaner ganz duldsam. Hingegen in dem fanatischen Skutari setzte mir und meinem Begleiter Hirtler einmal eine ganze Schaar Hunde zu, während wir an einem türkenvolkreichen Marktplatz gingen. Zum Beweis gleicher Gesinnung warf auch ein Bube nach uns. Deßgleichen traf ich einmal zu Jerusalem vor dem Damaskusthor einige Hunde verdrüßlich bei wüsten zerrissenen Stücken einer Kuh oder sonst eines großen Thieres sitzen. Schon in einiger Entfernung aber wurde ich durch ein bösartiges Knurren ermahnt, rechtzeitig mich von dannen zu heben. Es führt mir dieser Umstand auf's Neue die unerbauliche Ansicht in's Gedächtniß, daß eben die Hunde vielfältig den Charakter ihrer menschlichen Umgebung annehmen. Es wird darum nicht weit gefehlt sein, wenn

ich behaupte, man könne manchen Menschen aus seinem Hunde einigermaßen studiren und kennen lernen, um so mehr da Mancher auch durch die Wahl der Hundesrace seinen Sinn und Geschmack an den Tag legt. Ich erwähne z. B. den Metzgerknecht und seinen ungeschlachten Hund; die weichliche französisch näselnde Dame und ihren seidenhaarigen winselnden Bologneser im Eck des Kanapees; den Büreaukraten und seinen kurz- und steifhaarigen unschönen Pinscher; den Renommisten und seine bornirt patzige Dogge; eine reiche alte Jungfer und den neidischen brustwassersüchtigen Mops; — und wo der Herr sehr artig gegen ebenbürtige Besuche sich benimmt, hingegen grob und hart gegen geringe Leute, da wird auch der Haushund den, der gewichste Stiefel trägt, unbehelligt lassen, hingegen den armen Mann zornig anbellen.

Sind die Hunde im Orient unhandlich wie Baschi Bozuk und gar nicht zu vergleichen mit unserm civilisirten und höflichen Hundegeschlecht, so stehen und sitzen entgegen die Katzen in Kairo viel höher und dem Menschen näher, als unsere Katzen. Sie sind gewöhnt an öffentliches Leben. Mitten in den volkreichsten Straßen sitzt so eine Katze auf dem Markttisch und schaut so behäbig um sich, als sei sie selbst eine wohlbestandene Marktfrau von vielen Dienstjahren. Einmal sah ich zu Schiff einen Türken, welchem eine junge Katze auf den Schultern saß; festgeklammert an ihn wie eine erschreckte wilde Katze an den Baumast, zeigte sie scharf ausgeprägt ein Gemisch von wildem Trotz, Verdruß und Anhänglichkeit. Diesen Platz verließ sie nicht, der Türke mochte sitzen, stehen oder gehen, wohin er wollte.

Man sieht in Kairo sehr schöne Männer, auch der halbnackte Araber ist meistens schön; hingegen die Weiber sind häßlich, oft so grau und lotterige Lederhaut, daß kaum abzusehen ist, welches Geschlechtes sie seien, Mann oder Weib, Mensch oder Thier. Und da sieht man, wie die Spanier, welche gerade dieses Arabervolk unter sich sitzen hatten, so leicht zu dem Schimpfwort kamen: „Du Sohn einer Ziege." Hingegen bekam ich hier mehr und mehr Geschmack an den Mohren; ich sah einmal einen solchen in einer prächtigen Kutsche fahren, er hatte schwefelgelbe weite Bekleidung — die ganze Gestalt hatte durch die Einfachheit und Stärke der zwei Farben, des Schwarz und Gelb, etwas angenehm Imponirendes. Es fällt mir bei solcher treffenden Kleidung, die der Natur gleichsam das Geeignete abfühlt, meistens die große Erbärmlichkeit der abendländischen Schneiderkunststücke ein; die Meisten bei uns sehen es aber nicht, weil das Auge durch Gewöhnung daran verdorben ist. Aehnlich ist es mit den Pferden. So ein orientalisch vornehm aufgezäumter Schimmel mit seinem kurzen Leib in rother goldgestickter Schabrake und silbernem Zaumschmuck sieht eben doch ganz anders aus, als so ein kuhartig gestrecktes Herrenpferd bei uns mit seinem prosaischen Lederzeug, schwarz und glatt wie ein Frack.

Auf dem Bazar ist ein ungeheures Gewühl, wie wenn diese Hohlgassen mit wuselnden Menschen vollgepfropft wären gleich einem Faß voll lebendiger Häringe. Und was drängt jenen Bazar täglich voll von Tausenden? Die Augenlust, d. h. die Sucht nach Gewinn und Haben.

Da ich nichts zu kaufen noch zu verkaufen hatte, so waren meine Gedanken unbefangener als bei dem übrigen Menschenvolk. Es fiel mir die wunderbare Wesenheit Gottes ein, dem die zahllosen Völker nicht zu viel sind um sie zu hüten, und der zugleich auch noch den einzelnen Menschen bis ins Einzelne hinein beachtet. Wie ängstlich sollten wir ihm zu gefallen suchen durch das, was allein vor seinem heiligen Auge schön ist.

Wir ließen uns zunächst auf die Citadelle führen, eine starke Anhöhe in der Stadt. Darauf steht unter Anderm auch die neue Moschee, welche Ali Pascha gebaut hat. Es ist einer der prachtvollsten Tempel, die ich je gesehen habe. Der Marmor, woraus inwendig der hohe Bau besteht, ist außerordentlich schön, nämlich weiß und gelb; er macht den Eindruck hoher Festlichkeit. Darüber wölben sich fünf große Kuppeln, und durch farbige Glasfenster bricht das Licht in die reichgeschmückten Marmorhallen. Es kam mir der Gedanke, ob nicht auch hier einmal Gottesdienst unserer Religion gefeiert werde? Wenigstens seit Ali Pascha räumt sich allmälig insofern Platz dazu, als der Mohamedanismus nirgends mehr abgelöscht wird, als in Aegypten. — In einer großen vergitterten Seitenkapelle liegt der gewaltthätige Mann selbst, nicht beerdigt, sondern über der Erde unter einem prachtvollen hochaufgethürmten Gerüste, theils Sarg, theils Monument.

Oben in der Vorhalle der Moschee sieht man über den Nil gegen die Wüste hin nach Gizeh. Dort, einige Stunden von Kairo entfernt, stehen Pyramiden. Sie sehen in dieser Entfernung und in dieser klaren Luft

aus, wie Zelte, selbst so zart und luftig, wie von rosenrother Seide, oder wie eine leichte Wolke röthlichgelb von Sonnenschein durchschimmert.

Ich übergehe die Hetzerei und Unschlüssigkeit, wozu uns die kuriose Unordnung und Rücksichtslosigkeit der englischen Dampfdirection brachte. Es war uns eine Plage, wie wenn man einem Thier brennenden Zunder ins Ohr legt — Zwei von uns Vier gingen ab nach Alexandria — ich und Einer noch blieben und ritten in der Frühe mit drei Arabern und drei Eseln zu den Pyramiden. Nachdem wir durch die nach Constantinopel mächtigste Stadt in Mohamed's Reich geritten waren, kamen wir endlich an den Nil und ließen uns übersetzen. Es saßen auch einige junge ägyptische Weiber mit Kindern da. So ein Araberweib scheut sich weniger ihre Brust offen zu lassen als das Gesicht, in ähnlicher Weise wie bei uns Frau und Fräulein auch die Hände bedeckt halten und dafür auf dem Ball ein Stück des Rumpfes unter dem Hals entblößen.

Einer unserer Eselsknechte fraß eine grüne große Kukumer und das Laub von Knoblauch mit solchem Inbiß und Gründlichkeit, wie kaum ein hungeriges Schwein thäte. Deßgleichen hörte ich, daß sie auch grünen Klee am Feld verzehren. Wenn man diese bräunlichgraue Nilerde ansieht und diese nilerdfarbigen Menschen, und das Licht des Glaubens auf die Seite stellt, wird man eben doch gar sehr von Menschenverachtung angefochten; sie kommen einem wie dem Schlamm entlaufene Wesen vor. Und doch bin ich überzeugt, wenn die Erlösungsstunde dieses Aegyptervolkes kommt und Christus

mit dem Hauch seines Mundes dieses Land segnet, daß das ganze Volk wie Nilerde sein wird, auf welches man Frucht säet. Sechzig und hundertfältig mag es aufgehen, wie es in den ersten Jahrhunderten des Christenthums einmal aufgegangen war — bei der wunderbaren Genügsamkeit dieses Volkes findet die Religion der Selbstverleugnung ein ganz anderes Fundament schon zubereitet, als bei unserer nervösen sinnlich überreizten viel Fleisch essenden Nation.

Jenseits des Nils ritten wir durch die reich angepflanzte Nilebene, und nach einiger Zeit kamen wir in einen Palmwald; es dauerte wohl eine Stunde bis wir ihn durchritten hatten. Derselbe hat kein Unterholz, wohl aber an einigen Stellen Gerstenfeld, das so zu sagen am Kohlenfeuer der Sonne reifen muß, indem die Palmkronen des Waldes die Strahlenflammen derselben abhalten. Auch ein aus Nilerde auf- und zusammengeknetetes Dorf fanden wir mitten im Wald und manche unheimlich aussehende Menschen- und Thiergestalt.

Es fällt beim Anblick eines solchen Dorfes auf, wie Alles, was man sieht, durch den Nil geschenkt ist. Der Wald mit seiner süßen Dattelernte, das Getreide im Wald, die Wohnhäuser des Dorfes, das Gespinnst, woraus die Kleidung der Leute gefertigt: Alles schwemmt der Nil herbei mit seinem jährlichen Schlamm. Wohin seine Ueberschwemmung nicht mehr reichen kann, da fängt plötzlich die Wüste an. Ja nicht nur das einzige und so kostbare Wasser gibt er, sondern er gibt auch wieder die Erde zu den Filtrirkrügen, wodurch sein Wasser so klar und schön und kühl wird. Der Nil ist

ganz eigentlich die Nabelschnur der Erde, woran die ganze ägyptische Bevölkerung ihr Leben saugt.

Als wir zum Wald hinaus gelangt waren, sahen wir ihn auch nach anderer Richtung hin fast unabsehbar den Horizont begrenzen. Wir ritten über die Felder, wo die Schlacht von Abukir vorgefallen — da und dort sah man weißgebleichte Pferdeknochen und Schädel aus der schwarzbraunen Erde herausragen. Wir kamen an Vertiefungen der Erde, wo Nilwasser und Sumpfboden das Reiten schwierig machten. Zweimal sank der Esel meines Begleiters in die Schlammerde bis zum Bauch. Die Araber benützten dann jedesmal den Schwanz des Esels als Handhabe, um ihn sammt seinem Reiter aus der Versunkenheit herauszuziehen. In der Nähe eines Palmenwäldchens, wo zahllose Spatzen großen Lärm verführten, lagerten wir uns, um von dem aus Kairo Mitgebrachten unser Mittagsmahl zu halten. Wir hatten auch eine Flasche Wein; als wir damit zu Ende waren, untersuchten die Araber mit vielem Eifer dieselbe, ob nichts mehr drin sei, und leckten die paar Tropfen gierig ein — und die Begierde leckte noch, da nichts mehr drin war. Wenn so ein Sohn Mohamed's einmal des gläubigen Gewissens Zaum abgeworfen und den Zaun überstiegen hat, so stürzt die lang ausgedurstete Begierde um so grimmiger auf den verbotenen Wein, in ähnlicher Art, wie der gebildete Judenjüngling im Abendland ganz besonders und zwar nicht ohne Ostentation mit Schinkenfleisch sein geschmeidiges Innere füllt.

Mir fiel bei unserer Lagerung der hochgefeierte napo-

leonische Witz ein von den vierzig Jahrhunderten, welche auf die Franzosen (gewiß mit lebhaftem Interesse) von den Pyramiden herniederschauen, und womit er die armen Soldaten begeistert haben soll, daß sie desto eifriger unter den Augen der vierzig steinernen Jahrhunderte möglichst viel Blut vergössen und ihres preis gäben. Mir kam bei dieser Gelegenheit derselbe erhabene Gedanke, ich sagte zu meinem Begleiter: „Wie zwei Hadschi (Pilger) am Rand eines Palmhaines ihr Mittagsmahl verzehren unter dem Gesang der Spatzen, während von den Pyramiden vierzig Jahrhunderte auf sie herabsehen.“

Wir waren nicht mehr weit von den Grabmälern von Sachara; bevor wir hinkamen, fing die Wüste an. Sobald nämlich das Land sich so weit erhöht, daß die Nilüberschwemmung von selbst oder durch Kanäle nicht mehr zukommt, legt alsbald die Wüste grimmig ihre todte Steinhand auf's Land. Unermeßliche Schutthügel voll Sand und Scherben erheben sich; am Fuß derselben fanden wir einen halben Mumienkopf; schwarz mit offenen Augen und haarlosem Schädel lag er da, herausgeworfen aus den unterirdischen Todtenpalästen von Sachara an den heißen blendenden Sand. Das war ein vornehmes Menschengebild, welches vielleicht vor Jahrtausenden köstlich und künstlich präparirt wurde, um auch im Tod noch für die Ewigkeit aufbewahrt zu werden — jetzt liegt der halb abgerissene Schädel elend

und geschändet ober der Erde, während jeder Bettler naturgemäß begraben und verwest in Ruhe liegt.

Der Sonnenstich wird in Aegypten sehr gefürchtet und zwar von den Europäern mehr als von den Einwohnern, welche durch den Turban davor gesichert sind. Er tödtet zuweilen in einigen Minuten schon. Man sieht häufig Franken, welche ihre Hüte noch mehrfach mit weißen Tüchern umwickelt haben, um sich vor den Pfeilen der Sonne zu schützen. Wir hatten fast Alle weiße Filzhüte mit breiten Krempen, da diese auch schützen; Strohhüte sind zu schwach gegen die ägyptische Sonne. Dennoch bekam ich einen Sonnenstich, aber nur an der Hand. Als wir längere Zeit an dem Rand der Wüste hinritten, fühlte ich plötzlich einen brennenden Schmerz an dem untern Knöchel des Daumens, welcher besonders und gleichmäßig der Mittagssonne ausgesetzt war, indem ich damit den Zaum hielt. Zugleich wurde die Stelle stark roth, wie wenn man ein Brennglas oder Höllenstein angewandt hätte. Es währte mehrere Tage, bis allmälig die Entzündung nachließ und ein dunkelbraunes hart geröstetes Stückchen Haut und Fleisch sich loslöste.

Als wir in diesen Schuttbergen an die Oeffnung der unterirdischen Todtenstadt kamen, waren einige Araber da; was sie in solch' öder Wüste thun, weiß ich nicht. Wir stiegen an den aufgerissenen Felsen in die Tiefe hinunter; arabische Raubgier und abendländische Wißgier hat all diese wundersamen Grüfte durchwühlt, die Leichname aus tausendjähriger Ruhe herauf ans Tageslicht, an das bengalische Feuer der Wüstensonne gezogen

und zum Theil in Museen nach Europa verschleppt, wo sie von zahllosen Augen das Jahr hindurch angegafft werden, wie ausgestopfte Vögel. So hat sich die Herrlichkeit gewendet, welche der Hochmuth vornehmer Geschlechter selbst in den Tod mitschleppen wollte.

Die Hieroglyphen, womit inwendig die Wände der Grabkammern ganz bedeckt sind, weckten bei mir den Verdacht, ob nicht all diese Figürchen zuletzt weiter nichts sind als Zierathen, die Arabesken des alten Aegyptens — und daß alle Bemühungen europäischer Gelehrten, diese vermeintlichen Bilderschriften zu entziffern und zu lesen, zuletzt Wasser in ein Sieb schöpfen heißt, und der Teufel seinen Spaß daran hat, wenn der Geist jener Leute am alten Grabstein klebt und wie ein Käfer vergeblich daran herumbohrt. Nun ist zwar dieses nur so ein Einfall, und in demüthigem Bewußtsein, daß ich von den Hieroglyphen so wenig verstehe, als ein neugeboren Kind, laß ich auch gelten, daß an den vorgeblichen Entzifferungen Etwas sein mag. Aber die Gegenwart und das Leben und die Christenbestimmung hat, meine ich, doch mehr Werth, als die Lebenszeit und Kraft am Herausdüfteln der hoffärtigen Phrasen ägyptischer Hieroglyphenschrift zu verpuffen.

Als wir wieder ans Tageslicht heraufgestiegen waren und auf einer Anhöhe des ungeheuer weit ausgedehnten Schuttgebirges standen, welches über den Gräbern liegt, sahen wir in größerer Entfernung ein großes Thier — in der Größe eines ausgewachsenen Löwen. Es bewegte sich langsam wie in Langweile — die Araber wollten es durch heftiges Schreien verscheuchen — da verschwand

es hinter einem Schutthügel. So ein großes Raubthier erscheint in einer ganz andern Majestät in weiter Steinwildniß als in engem Käfig der Menagerie.

Statt an die obern Pyramiden zu reiten, gedachten wir genug zu bekommen an denen von Gizeh und ritten nordwärts. Als wir anlangten, war mir der nächste Eindruck von den drei nahe beisammen stehenden Pyramiden ein ganz widerwärtiger. Es ist ziemlich gewiß, daß diese Pyramiden weiter nichts sind, als jede ein Monument und Behältniß für einen todten König. Schon auf der Hinreise sah ich einen mohamedanischen Todtenacker, worauf einige größere Monumente die Form der Pyramiden hatten. Ich habe beim ersten Anblick Folgendes aufgezeichnet: „Es ist die Pyramide wüst, wie mit Menschenköpfen zusammengesetzt, ein Machtproz. Sie zeigt auf die roheste schönheitsbaare Weise brutale Macht und mächtige Dummheit und Langeweile. Etwas Höheres, Geist, ist nicht darin. Jeder Stein an den Pyramiden muß eine brennende Kohle sein für den Todten in seiner Porphyrkammer.“

Ich weiß nicht, habe ich einen ganz hörnernen Widerspruchsgeist als Mitgift auf die Welt gebracht, oder ist es erst im Leben ausgebildeter und verhärteter Eigensinn, daß ich in so vielen Dingen das Gegentheil sehe, was weltläufige Touristen drin sehen und Museumslazzaroni reden und (vorgeblich) denken — mir kamen alle üblichen Phrasen über die Pyramiden gerade vor wie auf den Kopf gestellt. Es wandelte mich schier Haß und Verachtung gegen diese unsinnigen Steinhaufen an, wie gegen eine plumpe krystallisirte Teufelei.

Ich sehe darin nicht, wie ein „freundlicher" Sachse spricht, die Ueberwältigung der Natur, sondern die von einem Despoten dicken steinharten Herzens zertretene Menschheit, zerstampfte Menschen ohne Zahl.

Die Breite ist mächtig; um einen so gewaltigen Steinstier zu umgehen, braucht es fast eine halbe Stunde — für das Auge aber entspricht die Höhe nicht der Erwartung. Die glatte Bekleidung ist überall abgefallen, nur an einer einzigen Pyramide hat noch an der Spitze ein Stück ausgehalten. Uebrigens ist es mir zu langweilig, diese Steinmoloche umständlich zu beschreiben, wie sie mir selbst auch langweilig vorkamen.

Gleich einer Wolke ausgehungerter Flöhe stürzte eine Schaar halbnackter Araber auf uns los. Es sind dieses die Führer auf und in die Pyramide (denn nur eine ist gangbar), und haben alle Lieblichkeiten in sich concentrirt, die bei einem großstädtischen Lohnbedienten von vielen Dienstjahren und arabischem Gesindel von naturwüchsiger Unverschämtheit zu finden ist. Während sich mein Begleiter von einem Haufen derselben auf die Spitze der Pyramide befördern ließ, d. h. von einem Steinblock fünf bis sechs Fuß hoch auf den andern ziehen und heben, kam mir nach einiger Höhe die Phrase, auf der Pyramide gewesen zu sein, nicht erheblich genug vor um die Quälerei fortzusetzen. Aber während des Steigens und während des Sitzens peinigten mich die Araber unaufhörlich um Bakschisch, zogen Geld hervor, zeigten es mir und erklärten, jeder ordentliche Reisende gebe, sobald er an diese Stelle gekommen sei, so und so viel Bakschisch. Da ich einmal

auf einer Stufe sitzen blieb, stand und saß eine kleine Schaar um mich herum und setzten mir unermüdet zu mit ihrem Signor, Monsieur, Mylord u. s. w. Unwillkürlich fiel mir dabei ein Bild ein, das ich in der Jugend einmal gesehen hatte, nämlich der h. Antonius in der Wüste, wie er von einer Schaar Teufel versucht wird; doch richtiger noch schien mir die Vorstellung, so müsse ein Verdammter von Teufeln geplagt werden. Ihren Versuchen, meinen Geldbeutel zu erstürmen, begegnete ich dadurch, daß ich nur zuweilen ein teutsches Wort fallen ließ oder gänzlich schwieg, wodurch sie mich als einen totalen Barbar, der keine menschliche Sprache versteht, zuletzt verließen. In der Nähe ist nämlich ein Dorf, welches diese lebendigen Zierathen der Pyramiden von Gizeh liefert, und sie selbst sind nur die Exekutoren eines Unternehmers, welchem man 5 Franken als Taxe für den Beistand bezahlt um auf und in die Pyramide zu kriechen.

Ich ging oder kroch auch in eine Pyramide hinein; schief ab- und aufsteigende Schachten führen endlich in eine schwarze Kammer von Basalt, in deren Mitte ein steinerner Sarg steht. Er ist aufgerissen, und der Leichnam des hoffärtigen Königs, welcher gemeint hat in der Pyramide in seinem Todtenpalast ewig zu thronen, ist verschleppt — vielleicht in einem fränkischen Museum oder von den Mameluken als Unrath in der Wüste zerstreut, selbst dem hungrigen Thier der Wildniß zu schlecht um ihn anzurühren.

Bei der Rückkehr bewunderte ich die Ausdauer unserer Esel und Araber. Wir ritten nämlich eine ganze Stunde lang ohne Unterbrechung Galopp um noch bei Tag an den Nil zu kommen und überzufahren. Zuerst meinte ich, die Esel thäten dieses rein aus eigenem Eifer; nach einiger Zeit bemerkte ich aber, daß es mehr die Rücksicht war auf die hintenher rennenden Araber, welche den geringsten Nachlaß im Galopp durch heftige Kolbenstöße in die Hinterseite unserer lebendigen Lokomotive aufbesserten. Dieselbe Geschichte kommt bekanntlich auch im Menschenleben oft genug vor; manche Thätigkeit und Diensteifer geberdet sich als sei die Seele davon pur Pflichtgefühl, Humanität und edle Gesinnungen, während eigentlich Rücksichten von der Art, wie sie unsere galoppirenden Esel hatten, der wahre Beweggrund sind.

Als wir in der Dämmerung über den Nil schifften und ich auf der Barke stehend nach Westen schaute, wie hohe Palmen mit ihren dunkeln Gestalten den reinen ausdämmernden Himmel scharf abgrenzten, und ein kühlender Wind von Norden her dem großen ehrwürdigen Strom entgegenströmte, da wandelte mich mit großer Innigkeit ein Beten an. Die Natur ist ein großer herrlicher Tempel, der nach Ort und Zeit stets anders und neu sich schmückt und in allen Weisen Andacht zum Schöpfer predigt und singt — in Pflanzenschmuck, in Vogelsang, in Meereswogen, in Wellenrauschen, in der Sonne Malerkunst und in Sternenglanz — aber wir sind meistens wie langjährige Meßner und Küster, die, durch alltäglichen Aufenthalt in der Kirche blind und

taub für alle Pracht, mehr Interesse und Andacht für den Opfergroschen haben, der für sie fallen mag.

Wir kamen Nachts zur Stadt; die vielen freien Lichter an den Buden und das Getrieb der Leute unter dem milden Nachthimmel gibt Kairo den Ausdruck von Heimlichkeit und Poesie miteinander.

Den andern Tag suchte ich mit meinem Begleiter einen Arzt und Professor auf, an welchen ich zwei Briefe hatte. Da wir in eine Sackgasse einlaufen wollten, fragte uns freundlich (in lingua franca) ein schön gekleideter ältlicher Mohamedaner, wohin wir wollen. Auf unsere Erklärung bezeichnete er uns den richtigen Weg und fügte bei, es werde ihn aber freuen, wenn wir vorerst bei ihm Kaffe annehmen. Dieses einfache Begegniß freute mich sehr und freut mich noch. Gerade in diesem unmittelbaren Wohlwollen gegen den Fremden, sobald er nur zu Gesicht kommt, geistert ein verlorenes Paradies, das Gefühl der Zusammengehörigkeit und von Gott anerschaffenen Brüderlichkeit aller Menschen. In ähnlicher Weise wird der Fremde von recht gesunden Kindern beim ersten Anblick oft lieblich angelächelt; es schimmert aus diesem Lächeln noch ein Rest der holdesten Menschennatur, die sich heimisch wie in einem Spiegel in jedem Menschenantlitz sonnt. Der häßlichste Gegensatz davon ist mancher Engländer, der wie ein Hamster oder Biber sich in seinem Bau abschließt und nur das Familienglied und ausgedörrte Bekannte als Nebenmenschen anschlägt, für den Fremden aber borstig an Leib und Seele ist.

Als ich Herrn Doktor B. antraf, war derselbe alsbald bereit, mir den Rest von dem, was mir in Kairo noch

übrig blieb, zu zeigen. Wir ritten zu den Kalifengrä- bern. Dieses ist eine Gegend vor der östlichen Stadt, wo sich gegen eine Stunde weit die mächtigsten Monu- mente der Erde ausbreiten, eine Todtenstadt, wo jeder Todte in einem Tempel wohnt. Außer der Größe sol- cher Todtenpaläste ist noch mehr die unendliche Mannig- faltigkeit ihrer Formen zu bewundern. Manche haben Aehnlichkeit mit gothischen Domkirchen, indem sie Spitz- bogen, herzförmig ausgeschnittenen Eingang und vier- eckig aufsteigende Thürme haben, die oben runde Ge- stalt annehmen; andere, besonders die an- und auf den Hügeln, sehen aus wie phantastische Ritterburgen; wie- der andere haben prächtige hohe Kuppeln über mehr- stöckig hohem Bau. An einem mehr als halbzerfallenen Todtenbau zeigte sich all das überschwellende üppige Spiel der feinsten verschlungenen Arabesken in Stein, wie man sie wohl nicht schöner im Alhambra zu Gra- nada sehen mag. Man sollte glauben, was man da sieht, sei eine romantisch-phantastische Tapete. Wenn ein Europäer plötzlich in einer Mondnacht hieher ver- setzt würde, er könnte verrückt werden vor Aufregung und Erstaunen.

Ich halte diese Kalifengräber für das Interessanteste, was in Kairo zu sehen ist. Sie machten bei mir gerade den entgegengesetzten Eindruck von den Pyra- miden. Diese sitzen da wie eine riesenhafte Kröte auf einem Leichnam, ein steinerner Alp, eine ungeheure Sünde der gröbsten Selbstsucht und Unmenschlichkeit; hingegen die Kalifengrabmäler sind hervorgegangen aus einem gebildeten poetischen und menschenfreundlichen Geist.

Ich kann mir keine schönere edlere Poesie denken, als die, womit manche dieser Sarazenenfürsten ihre eigenen Gräber verherrlicht haben — nämlich einige dieser Todtenpaläste haben in der Höhe von einem oder zwei Stockwerken größere offene Plätze von Arkaden umfangen, deren Aussicht der Stadt Kairo sich zuwendet. Dieses waren Schulen mit Stiftungen für Lehrer und Schüler begabt. Während nun der Kalife unten unter der hohen Kuppelwölbung in seinem Sarge ruhte, so hatte er über sich das fröhliche Leben der Jugend, welche er täglich durch seine wohlthätige Stiftung zu seinem Grabe lockte um dort Weckung und Bildung des Geistes zu gewinnen. Jetzt ist freilich alles Leben dort geschwunden; man läßt stehen was noch steht — und der sonnige regenlose Himmel Aegyptens läßt Alles lang stehen — aber es nimmt sich Niemand mehr darum an. In einem der schönsten und größten dieser Paläste fand ich im rundumfangenen Hofe den Lotus oder Christdorn, und wie wenn die Natur die passendste Trauermusik für das verlassene einsame Grabeshaus eines edlen Sarazenen aufgesucht hätte, ließen Turteltauben ihre melancholischen Laute aus dem abbröckelnden Gemäuer hören.

Stadtwärts verlieren sich diese Grabmonumente in Todtenhöfe der jetzigen Generation. Man findet etwa in der Ausdehnung eines gewöhnlichen Hauses Ringmauern, innerhalb welcher oft zehn bis zwanzig Gräber sind. Wahrscheinlich wohnen hier die Todten beisammen, welche früher zur nämlichen Familie eines Hauses gehört hatten.

Sonst fand ich nirgends in Aegypten die melancholische Cypresse auf den Todtenäckern der Mohamedaner, wie in den türkischen Städten am Bosporus. Dem unruhigen Gemüth des Arabers würde sie selbst über dem Grab nicht gerecht sein, während sie dem religiösen ernsten Türken zusagt.

Doktor B. führte uns auch in einige der ältesten Moscheen, wo man viel leichter Zutritt hat, als in der eigentlichen Türkei. Es gibt gegen dreihundert Moscheen in dem mächtigen Kairo. Besonders die ältesten zeichnen sich aus durch erstaunliche Größe und reiche Phantasie der Formen, zumal im Innern. Manche sieht aus, wie wenn es den Erbauern eben so leicht gewesen wäre ihre oft wahrhaft schönen Ideen mächtig in Stein auszuführen, als ein guter Zeichner Etwas auf dem Papier entwirft. Da ich jedoch keinen Anspruch darauf machen kann und mag ein belehrendes Buch hier zu liefern, so gebe ich mir auch nicht die Mühe, umständlicher eine solche Moschee zu beschreiben. Besonders fielen mir die Minarete auf im Gegensatz der Minarete, welche ich auf türkischem Gebiet, zumal in Konstantinopel gesehen hatte. Letztere sind rund und steigen wie ein Cylinder oder das Kamin einer Fabrik in die Höhe, nur daß diese Einförmigkeit durch einige Altane unterbrochen ist. Hingegen die von den Sarazenen erbauten Minarete gleichen mehr unsern Kirchthürmen und sind oft so geschmack-

voll, und es herrscht eine solche Mannigfaltigkeit in ihrer Gestaltung, daß ein europäischer Baumeister nichts besseres thun könnte bei der totalen Erfindungsimpotenz gegenwärtiger Architektur, als in Kairo an den Minareten Studien zu machen um schöne Kirchthürme zu bauen.

Es ging schon gegen Abend, als wir auf die Nilinsel von Roda übersetzten. Es ist dieses ein orientalisch prächtiger Garten des Vicekönigs, der aber allem Publikum offen steht. Doktor B. sagte mir, wie es ihm so gut in Aegypten gefalle, daß er nicht gedenke, sich je wieder in Europa niederzulassen. In Betreff der Araber äußerte er sich, daß die Kinder bis zu den Jahren der Pubertät wesentlich mehr Gewecktheit, Fähigkeit und Frische des Geistes zeigen, als junge Leute bei uns. — Hingegen mit dem 15ten Jahre etwa trete ein Stillstand ein und die meisten sinken zurück in eine geistige Versumpfung, so daß sie höchst langweilige und leere Menschen werden.

Auch bei unserer Studier-Jugend sind gar viele Araber zu finden; die „hoffnungsvollen" Knaben, die „Prachtausgaben", wie oft werden dieselben höchst gewöhnliche mittelmäßige Köpfe, wenn einmal das Strohfeuer erster Jugendlichkeit abgebrannt ist. Bei Vielen kommt dieses von Naturanlage, indem eine voreilige geistige Entwicklung nach einigen Jahren gern in Stillstand oder geistiges Abwelken umschlägt. Bei dem arabischen Buben jedoch mag diese Erscheinung oft auch daher kommen, daß er anfänglich am Außenleben genug Weckung und Anregung für seinen jugendlichen Geist hat; hingegen für die vorgerücktern Jahre gibt ihm die Einförmigkeit des dortigen Lebens nicht genug, um auch den Geist

männlich fortzuentwickeln, daher verwelkt er bald. Deßgleichen wenn mancher geistig regsame Student bei uns später ein feister geistloser Philister wird, so kommt dieses aus ähnlichem Grund, weil er nämlich seinen Geist nicht mehr durch Studium schärft, sondern einrosten läßt, am Tag schreibt und Nachts Bier trinkt. So wird oft die prächtigste Raupe, mit Schwanz und Hörnern geschmückt, ein ganz unscheinbarer dickleibiger Nachtfalter, während der schwarze dornige Wurm an den Sengnesseln zum schönen Pfauenauge sich wandelt, das gleichsam ein ätherisches Leben führt, nur Sonnenschein und Blumen, die Kinder der Sonne, sucht.

Die Sonne neigte sich allmählig zum Untergang, als wir im Garten Roda bald abgingen. Den Horizont gegen Abend begränzten dunkelgrün, feierlich wie Priester der Natur, die Palmen. Diese waren umflossen von goldigem Himmel, wie ich es bei uns noch nie gesehen habe. Es erinnerte mich an die Goldgluth, welche auf dem weißen Marmorboden des Mailänder Domes erscheint, wenn die Sonne durch die goldfarbigen Fenster darauf scheint. Und darin schwamm die Sonne in noch übermäßigerem stärkerem Goldglanz! — Es ist gerade, da ich dieses schreibe, sieben Uhr und 30. Juli. Die Sonne schimmert zwischen Pappelzweigen freundlich hervor — der Horizont ist wolkenlos, aber bis zum Nebel dunstig; nur der Abendhimmel schaut wie das bläulichtroth entzündete Fleisch neben einer Wunde mir zum Fenster herein, und erinnert schon wieder an das anschleichende Spätjahr und an die Kürze und Armuth unseres Sommerlebens.

Doktor B. erzählte mir, wie in Kairo fast niemals Brustkrankheiten oder Auszehrung vorkommen; nur die Neger, welche noch heißeres Klima gewöhnt sind, litten zuweilen an der Lunge. Hingegen sind die Augenkrankheiten so allgemein, daß man in Kairo eine ganze Straße durchgehen kann ohne ein einziges Kind zu treffen, das gesunde Augen hat. B. sagte, die Zerstörung der Augen bei den vielen Blinden hätte größtentheils verhütet werden können, wenn sich die Araber einer vernünftigen Behandlung unterzögen. Wenn nämlich eine gewöhnliche Entzündung durch Staub und Unreinlichkeit erzeugt ist, so könnte dieselbe gewöhnlich ohne weitere schlimme Folgen gehoben werden, wenn Waschungen der Augen vorgenommen würden. Dieses verbietet aber ein festgesessener Aberglaube; wenn das Auge entzündet ist, läßt der Araber es niemals mit Wasser berühren. So bleibt dann die ausgeschwitzte Schärfe und Eiter in der Augenhöhle sitzen und ätzt sich in den Augapfel, worauf Blindheit erfolgt. Eben so darf bei den Aegyptiern das Kind niemals im Gesicht gewaschen werden bis es zwei Jahr alt ist. Würde man es früher waschen, so hätte der böse Blick Gewalt über das Kind und könnte ihm schädlichen Zauber anthun. Uebrigens scheinen all diese Verkehrtheiten wohl die Augenkrankheiten zu wecken und zu hegen, die Grundursache aber davon muß in etwas Anderm liegen; denn auch der Europäer wird in Aegypten leicht von Augenübeln befallen. B. ist zugleich Oberarzt an dem großen Spital in Kairo; außer dem Spital läßt in der Regel der eigentliche Aegyptier niemals einen Arzt holen. Im Spital selbst

zeigen sich die Kranken höchst geduldig; die Hauptkrankheiten seien außer den Augenübeln Ruhr und ähnliche Bauchkrankheiten.

Als wir in unsere Behausung zurückkamen, war der Rest unserer Reisegefährten, auf welche vor einigen Tagen der Bahnzug in Alexandrien nicht gewartet hatte, jetzt angekommen. Wir ließen sie den andern Tag zu den Pyramiden abreiten, und machten uns zu zweit dafür das Vergnügen ohne Dragoman in der großen Stadt umherzuschwärmen. Es wandelt einen Abendländer ein Gemisch von Behagen und Uebermuth an, wenn er in einer so gewaltigen Sarazenenstadt umherlauft mit einer Zuversichtlichkeit, als wäre er ein ansäßiger Hausbesitzer oder ein Gemeinderath der Stadt. Der Bazar namentlich ist theils eine Menschenallee, theils dichtes Menschengebüsch, wie in der Welt wenig anzutreffen. Selbst in Konstantinopel ist der Bazar nicht so menschenreich und frisch wie der in Kairo.

In einem europäisch hergerichteten Kaffehaus geriethen wir in's Gespräch mit einem Elsäßer, der schon lange als Handwerker in Kairo ansäßig ist. Er äußerte sich sehr übel in Betreff der Einwohnerschaft: Betrug und Unredlichkeit werde als selbstverständliche Geschäftsgewandtheit angesehen.

Da ich den andern Morgen erwachte, läutete die Glocke der nahen Franziskanerkirche; sie läutete mir einen recht bestimmten Gedanken in die Seele und ins Gemüth, nämlich es sei etwas Anderes bei einer behag-

lichen Lebensweise ohne Opfer und Thatenernst im besten Fall bloß sein Gewissen vor Sünden reinlich zu erhalten suchen, und etwas Anderes wie ein Franziskaner seine ganze Person hergeben und im Ordensgehorsam Allem sich zu unterziehen, was die Obern zur Förderung der Kirche gutfinden. In Palästina haben sich die Franziskaner schon einige Male ermorden lassen und immer sind wieder Andere aus Spanien und Italien gekommen und haben die Lücke ausgefüllt, um unter den dortigen Katholiken die Religion zu erhalten und im heiligen Lande dem Herrn Tag und Nacht die Huldigung unserer Kirche darzubringen. In Kairo aber insbesondere mag es ein wahres Martyrthum sein unter diesem glühend heißen Himmel wohnen und dennoch die schwere Franziskanerkutte niemals ablegen. Diese Mönche, wenn sie im Geist und in der Wahrheit an ihre Regel sich halten, sind christliche Größen, zu denen wir mit Ehrfurcht aufschauen sollten. In Kairo versieht der Orden die Seelsorge und den Unterricht der Katholiken und hat eine schöne geräumige Kirche italienischen Styles. Selbst der Mohamedaner scheint einen gewissen Respekt vor dieser kräftigen Entschiedenheit der Ordensmänner zu haben; sie gelten ihm für Derwische auf christlichem Boden. Der vorige Vicekönig schenkte ihnen eine Million Backsteine, deßgleichen einen Bauplatz zu einem katholischen Waisenhaus.

Den andern Tag geleiteten wir einen Theil unserer Gesellschaft zu den Gärten von Roda bis an das Nilufer. Da ich und mein Begleiter B. dort schon gewesen, so wollten wir nun die Koptenkirche aufsuchen, wo die

ehemalige Wohnung der Jungfrau Maria verehrt wird; sie soll daselbst sieben Jahre lang sich aufgehalten haben. Der Eselsbub, welcher uns beigegeben war, lief davon und überließ uns unsern Eseln — aus irgend einem unbekannten arabischen Grund mißstimmt gegen uns. Mein Begleiter fragte mit Ausdauer nach der Koptenkirche; nachdem er aber einige Male irre geführt worden war, so verdunstete mein ohnedieß geringes Verlangen jene Kirche zu sehen an der gewaltthätigen Gluth der ägyptischen Sonne. Im Zwiespalt meiner trägen Gleichgültigkeit mit dem zähen Eifer meines Begleiters entschloß ich mich, in den Schattengängen der unermeßlichen Stadt meinen Esel wandeln zu lassen und gemächlich unsere Wohnung zu erreiten. Aber erst, als ich etwa eine Viertelstunde weit in den großen Häuserwald hineingeritten war, merkte ich recht den Leichtsinn und das Wagniß meines Rittes; denn in dem verirrlichen Labyrinth von ineinander geknäulten engen Gassen war ich ganz rathlos, da ich auch nicht einmal ein einziges arabisches Nennwort vorräthig hatte, um nach meiner Herberge oder deren Gasse zu fragen. In der Hoffnung, am Gestade des Nils die Andern zu finden, welche die Gärten von Roda besuchten, nannte ich einmal fragend Roda — die Antwort war stummes Anstieren oder Spottgelächter, dessen Text ich nicht verstand. Da faßte ich ohne weiteres Fragen den Plan, das Steuerruder meines Esels d. h. den Zaum stets nach Norden zu halten, um dort das Nilthor, durch welches wir hergereist waren, und dann die mir bekanntere Hauptstraße zu finden. Dieses gelang über alle Hoffnung, ich kam zu-

letzt selbst ohne Thor vor unsere Herberge, was meinem Esel nach mehrstündigem Ritt, ungeachtet seines ostentirten Stoicismus, nicht minder erfreulich gewesen sein mag, als mir.

Eben so nahe als Karlsruhe hat auch Kairo sein gleichnamiges Bulach; es ist der Hauptlandungsort am Nil. Ich ritt einmal mit einem andern unserer Gesellschaft und einem arabischen Führer hinaus um das große mohamedanische Irrenhaus dort zu sehen. Vorerst kaufte der Araber mit unserm Geld mehrere Brode, weil es üblich oder Bedingung des Einlasses ist, daß man für die Irren Brodgeschenke macht. Der Wahnsinn macht Manches wieder gleich, was sonst verschiedene Nationalität, Kultur, Klima u. s. w. ungleich gemacht hat. Man hörte hier dasselbe thierähnliche Geschrei, sah dieselben verwilderten, unmäßig lustigen oder unmäßig düsteren Gesichter, wie man es auch in unsern Irrenhäusern sieht. Einige wurden bei unserm Eintritt aus dem Gang in ihre Kammern getrieben und eingesperrt; andere schauten an vergitterten Oeffnungen hervor.

Mein christlicher Begleiter war, wenn ich mich nicht irre, vor dem Haus geblieben aus Scheu vor dem Anblick des Wahnsinns und dem Eindruck davon. Mir haben auch sonst schon Leute, die gerade nicht zu den sentimental Aufgeweichten gehören, geäußert, wie heftig und unangenehm sie der Besuch eines Irrenhauses affizirt habe. Diese Erfahrung habe ich noch nie gemacht; im Gegentheil sind mir Irrenhäuser Orte besondern

Interesses. Die Seele mancher Irren ist gleichsam aufgerissen und bloßgelegt, so daß von den Geheimnissen der Seelenconstruktion oft eher etwas zu entdecken ist, als bei einem ordentlichen Alltagsmenschen. Ich glaube auch nicht damit eine Gemüthshärte zu offenbaren, denn ich halte den Wahnsinn zwar für eine Krankheit der Grenzorgane zwischen Geist und Leib, die den Geist allerdings in seiner bestimmungsgemäßen Entwicklung suspendiren, wie solches auch im Schlaf und schlimmer noch in der Betrunkenheit vorübergehend geschieht. Aber eben deßhalb sind die Bewohner eines Zuchthauses insofern viel bedauernswürdiger, da sie mit Bewußtsein leiden und zugleich die Schuld in ihrem Innern nagt. Ja ich sage noch mehr: der Traum, die moralische Pause des Wahnsinns, ist, christlich aufgefaßt, ein unendlich geringeres Unglück, als ein bewußtes Leben in der Sünde. Und gründlich aufgefaßt sind alle Menschen, welche die Welt mehr lieben als Gott, einer Gattung von Wahnsinn der schlimmsten Art verfallen, denn ihr Lebenszweck und Streben ist verrückt und läuft in eine böse Ewigkeit aus. Gewiß ist ein Saal voll gottvergessener Ballmasken unglückseliger daran und würden als ärgere Thoren erfunden, als die Bewohner einer Irrenanstalt — wenn plötzlich d a s Z e i c h e n d e s M e n s c h e n s o h n e s a m H i m m e l e r s c h i e n e.

Da wir uns zur Abreise von Kairo anschickten und am Nilufer herumsaßen um auf den Abgang des englischen Schiffes zu warten, erhob sich der Wüstenwind Kamsin. Die Luft war ganz dick voll Staub und Sand, gleichsam ein trockener Sumpf. Doch wollte mir die

Sache nicht so erschrecklich vorkommen, als sie gewöhnlich die Reisebeschreiber in Blättern für Geist und Herz beschreiben. Dieser Kamsin und unser langes Sitzenbleiben am Ufer des Nil veranlassen mich, hier einige Erwägungen anzustellen. Eine neuerlich in Leipzig herausgekommene „Reise im Orient" spricht also: „Wenn der Nil zu steigen anfängt, zeigt er ein trübes, grüngelbes, oft röthliches Wasser. Wenn dieses einige Zeit steht, tritt Fäulniß ein und verbreitet einen dem des verfaulten Wassermooses ähnlichen Geruch. Man irrt sich daher wahrscheinlich nicht, wenn man aus dieser Erscheinung, daß das Nilwasser zuweilen roth und verdorben wird, die in der Bibel erwähnte Verwandlung der Gewässer Aegyptens in Blut zu erklären gesucht. Die ägyptischen Plagen überhaupt waren natürliche Ereignisse, die sich in dem die Atmosphäre durch Staubwolken verdunkelnden Kamsin, in der Pest, in den Insekten und in dem zu gewissen Zeiten grüngelben, braunen, rothen, trüben Wasser des Nils auch heute noch wiederholen und leicht erklären lassen." Wenn man nun die prachtvolle und doch so einfache Erzählung der Bibel damit vergleicht, so erstaune ich nicht sowohl darüber, daß ein sächsischer Tourist derlei feine Hypothesen ausgesonnen hat, sondern vielmehr darüber, daß das Lesepublikum sich mit solcher Plattheit abspeisen läßt. Aber der Eifer des Unglaubens macht so blind und dummgläubig, daß man den Leuten noch absurdern Unsinn vorbringen kann, und sie verschlucken es gläubig, als wäre ihr Hirn ein Straußenmagen, wenn man damit nur die widerwärtigen Wunder wegbringt. So wird

in dem marktschreierisch buntfarbig angestrichenen Buche „Naturkräfte und Naturgesetze von Dr. Zimmermann" zur Beruhigung aller hellen Köpfe in vollem Ernste dargethan, daß die Bundeslade ein mächtiger elektrischer Apparat gewesen sein dürfte, geladen durch die mittelst der hölzernen Säulen der Stiftshütte aufgefangene atmosphärische Elektricität. Der Wandsbecker Bote hat in seinem gereimten Alphabet unter dem Buchstaben U als Antwort auf solche Weisheit den Vers:

„Unser Zeitalter sehr aufgeklärt ist.
Der Esel Stroh und Disteln frißt."

Wir kamen erst Abends nach 6 Uhr zur Abfahrt; aus diesem Umstand entspann sich ein großer Unfriede auf dem Schiff. Weil dasselbe in der Regel schon Mittags oder Morgens abgeht, so muß für die Verköstigung gleich beim Lösen der Karte 6 Gulden bezahlt werden. Diese Verköstigung besteht in einem Mittagsmahl ohne Wein, das um 4 Uhr traktirt wird, und in einem spätabendlichen Thee. Wir hatten uns in Kairo auf dieses vorausbezahlte Mittagsmahl insofern vorbereitet, als wir dort nichts zu Mittag gegessen. Nach einiger Zeit erhielten wir auf dem Schiff die Nachricht, daß wir Thee haben könnten, aber kein Mittagessen. Der Koch, welcher von der Agentschaft für jeden Passagier ein Aversum hat, erklärte nämlich, daß seine Instruktion ihn verbinde um 4 Uhr ein Mittagessen den Reisenden vorzusetzen; nun sei aber 4 Uhr schon vorüber gewesen, als das Schiff abging, folglich sei er nicht

schuldig ein Mittagessen aufzusetzen. Obschon man ihm entgegenhielt, er empfange doch das Geld dafür, so hielt er solches für ein persönliches Glück, eine Gunst des Geschickes, der aber seine Ansicht und seinen Grundsatz nicht erschüttern könne. Vergeblich gab sich ein Herr, den wir sonst nicht kannten, alle Mühe, sämmtliche Reisende in Affekt zu versetzen und zu vereinigen, daß wir eine Gesammtklage und Veröffentlichung dieses Betruges dem Kapitän androhten. Allein dieser nahm sich in englischem Patriotismus um den Koch an, indem dieser sich streng an den Buchstaben halte. Den angebotenen dünnen Thee verschmähten wir. — Als es endlich Tag wurde und wir an der Eisenbahn angekommen waren, saßen wir Morgens um 6 Uhr in großer Nüchternheit in den Wagen; da geschah nun das allerwunderlichste Anerbieten, das je einem Reisenden begegnet sein mag, nämlich der Kapitän kam an unsern Wagen und lud uns ein wieder auf das Schiff zu kommen, das Mittagsmahl (für gestern) sei jetzt bereit, wir hätten schon noch so viele Zeit übrig um es zu uns zu nehmen. Wir nahmen das Essen nicht an und zwar mit Recht, indem unter diesen Umständen für uns keine geringe Schmach, dem Engländer aber Hohngelächter daraus erwachsen wäre, wenn unsere hungerigen Mägen aus den Bahnwagen in das müssige Schiff zurückgekrochen wären um am Tisch des Engländers sich füttern zu lassen. Uebrigens war man später zu schlaff um bei der Agentschaft oder bei dem Zeitungspublikum Beschwerde zu führen über diese Prellerei der englischen Schiffswirthschaft.

20.

In Alexandria mußten wir viel länger auf die indische Post und die Abfahrt des Loyd warten, als unsere gute Laune aushalten konnte. Der vieltägige Müssiggang veranlaßte uns Alles noch aufzulesen, was wir etwa in Alexandria bisher übersehen hatten; fanden jedoch nicht viel Erhebliches mehr. Das Neue in Alexandria ist zu modern und europäisch; das Alte ist bis auf die paar Steine, deren ich oben erwähnt habe, zu Scherben und Staub zermalmt. Die sogenannten Katakomben sind etwa eine Viertelstunde weit von dem jetzigen Alexandria entfernt und sind weiter nichts, als eine Höhlung mit Grabnischen, welche zwischen Schutthügeln in den Felsboden hinein sich windet und zwar ohne durch Größe oder Kunst sich auszuzeichnen. Man trifft solche in Palästina übermäßig viele an. Ferner muß der Tourist die sogenannten Bäder der Kleopatra sehen. Diese bestehen in einem kümmerlichen Mauerrest, welcher auf einer in das seichte Meer hinausreichenden Felsenplatte steht. Wenn man sich hier verwundern will, so gibt höchstens der Umstand Anlaß dazu, daß, während die mächtigsten Bauten der alten großen Stadt gänzlich vom Boden hinwegrasiert sind und Staub darüber gestreut ist, die paar Fuß unbedeutenden Gemäuers stehen bleiben durften. Vielleicht ist da etwas geschehen, das moralisch groß genug ist um den Weltregenten zu veranlassen, als Zeichen dieses schwache Gemäuer von der allgemeinen Zerstörung auszunehmen, für uns ein unerforschliches Geheimniß, ein steinernes Räthsel, für die unsichtbaren Zuschauer unserer Weltgeschichte, denen alle Vergangenheit bekannt ist, ein Denkstein.

Wohl aber weckt jene Stelle in anderer Weise dem Einsamen ein eigenthümliches **Memento**. Von da schaut man die weiten Schuttgefilde der zerstäubten Stadt, den unschönen Rest der großen Seifenblase, deren Schimmer einst die ganze Welt bewundert hat. Nicht ferne liegt ein neuer Franken-Gottesacker, etwas ferner das moha-medanische Todtenfeld und dazwischen die Fellahhöhlen, die Gräber für umwandelnde Leichname. Weiter vor-nen wächst die halbeuropäische Neustadt auf und be-ginnt das Seifenblasenspiel auf's Neue. Tod verschie-dener Jahrhunderte ist in großen Massen übereinander geschichtet, und über dem Tod wieder gegenwärtiges Leben, aber gleichsam nur streckenweis — denn die größere Fläche der ehemaligen Stadt ist weder überbaut noch überpflanzt, sondern Scherben, zerbröckelte Ziegeln und Staub von allen Substanzen begräbt hoch und weithin den natürlichen Erdboden.

V. Freyersbach, Ende August.

Ich ging diesen Sonntag Morgen einsam an einem Bergweg; vor mir lagen ganz nahe die Waldberge; in ihrem Thalschooße fließt die Rench und ruhen die strohbedeckten Häuser. Der Morgensonne entgegen stieg wie eine große Weihrauchwolke der aufdunstende Thau. Die schlanken Gräser der Herbstwiese zu meinen Füßen hatten ihren Hals sonntäglich geschmückt mit Diamanten und Perlen vom reinsten Wasser, und der Himmel, der es in der Nacht gesandt, sandte jetzt am Morgen auch den schönsten Sonnenglanz hinein, daß sie farbig blinkten in allen Farben. Sie neigten sich im leichten Morgenwind, als wollten sie dankend ihre Mutter, die Sonne, begrüßen. Und unten herauf hörte ich böhmische Musik eine einfache fast schwermüthige Melodie spielen. Der Anblick einer schönen und freien Natur und wortlose Musik ist aber innig verwandt mit einander, das Eine erhöht das Andere, weckt das Gefühl, ungestört belassen durch Wortwerk aufgedrungener Gedanken. Darum ist mir Instrumentalmusik lieber als Gesang und ein Landschaftsgemälde lieber als ein Genrebild. Denn ist das Gefühl intensiv und ohne Gedankenzwang geweckt, so bilden sich daraus frei Gedanken als die echten Kinder des Gefühls und der eigenen Seele. So

webt und spinnt nun mein Geist einen Gedankenfaden von der Tanne aus diesem Thal des Schwarzwaldes hinüber zu der Palme am Nil, und horcht auf das Duett von dem Abendwind, der in den Tannennadeln saust, und von dem Morgenwind, der im Schilflaub der Palme weht.

Aber mit dem Baum des Südens und dem Baum des Nordens hebt sich auch vor der schauenden Phantasie die Umgebung von Beiden empor und weckt die Reflexion, das Morgenland und das Abendland überhaupt mit einander zu vergleichen.

Das Morgenland entspricht ganz dem Menschen und ist sein wahres Abbild, es ist aus einem Paradies eine Wüste geworden mit stückweiser Erinnerung an seine einstige Schönheit. Deßhalb wird dem edlern Menschen, und überhaupt jedem Menschen in seinen besten wahrhaft religiösen Augenblicken der Orient mehr zusagen, als das behagliche Abendland mit seinen Kartoffelfeldern und Landstraßen. Wenn du, obschon verstoßen vom Thron, doch den Keim der königlichen Würde in der Brust noch fühlst, so wird dir der Orient lieb sein wie der zerstörte Boden deines Reiches. Am Rand einer Oase sitzen — der Nachtwind weht durch die Palmen, den funkelnden Sternhimmel über sich, die lautlose Wüste um sich, weckt Stimmungen, Gedanken und Sehnen, denen an einfacher hehrer Schönheit nichts im Abendland gleichkommt. Alles Geflimmer der Werktagsgedanken und das Getös der Welt ist von der Seele gewichen, und als wäre sie schon abgeschieden, so fühlt sie sich angeweht von Luftzug aus dem verlo-

renen Paradies und es glimmt die Morgenröthe des ewigen Lebens.

Je mehr aber Einer aufgehört hat ein Mensch zu sein, und nur noch ein Angestellter, ein Geschäftsmann, ein Buchgelehrter oder sonst Einer von Stand und Bildung ist, desto unausstehlicher wird ihm der Orient sein, wie wenn man den blöden Wurm unter einem feuchten Ziegelstück hervorzieht und auf eine sonnige Felsplatte legt. Alle Behaglichkeit und häusliche Bequemlichkeiten des Philisters werden schon auf der Reise dahin übler zerstoßen, als ein zierlich gestickter Reisesack; sei es auch, daß er Pantoffel und Schlafrock mitführe, solches reicht nicht hin. In Bitterkeit des Herzens wird er sich zurücksehnen zu Frau und Kindern, in sein Stübchen, in sein gutes Bett, zu seinem Ochsenfleisch mit zarten Monatrettig, was er so sehr liebt.

Dieses hat aber eine ernste bedenkliche Seite. Wer nämlich so in seine Hausgenüsse eingefressen ist mit der Seele, wie wird es ihm gehen, wenn einmal der Tod den Fauteuil und Schlafrock seiner Seele, nämlich seinen weichlichen Leib, ihm hinwegnimmt und sie abschneidet von aller Erdenlust? Die Seele kann durch Gewohnheit sinnlich gelüstig werden, daß sie wie der Prasser auch ohne Leib dürstet. Solches sieht man bei Gaumenlüstlingen; wenn sie krank oder voll sind und ihr Leib Speis und Trank verabscheut, so essen und trinken sie doch. — Und daß die Seele sinnlichen Schmerz ohne Leib fühlen kann, das deutet sich an in der Erscheinung, daß Amputirte oft Schmerzen fühlen in dem Arm oder Bein, das ihnen schon vor Jahren abgenommen worden ist. Ich weiß

zwar wohl, wie diese Erscheinung physiologisch erklärt wird, allein es kann auch in der abgeschiedenen Seele das Prinzip, der Keim des Nervenlebens zurückbleiben und nach Abstreifung des Leibes bloßgelegt, unter Umständen noch grimmiger schmerzen.

Während unseres Aufenthaltes in Alexandria bekamen wir auch eine kleine Verdrüßlichkeit mit dem preußischen Consulat. Unsere ganze Gesellschaft war überall von den östreichischen Consulaten mit größter Aufmerksamkeit und Fürsorge behandelt worden; und zwar galt solches nicht nur den eigentlichen Oestreichern, sondern auch denen aus dem Reich. So z. B. befanden wir uns anfänglich zu viert ohne östreichische Begleiter in Kairo, indem letztere erst einige Tage später kamen. Da wir uns nun hier wegen der noch unbestimmten Rückfahrt mit der indischen Post auf dem östreichischen Consulat erkundigten, wurden wir mit der größten Freundlichkeit behandelt; der Consul sandte von seinen Leuten fort um offizielle Nachricht zu bekommen, ließ den teutschen Pater Wenzeslaus, seinen Hausfreund, aus dem Kloster holen; schrieb uns ungefordert einen arabischen Empfehlungsbrief, damit wir die Gärten von Schubra sehen könnten. In Alexandria erwiesen uns die Herrn vom Consulat zuvorkommend alle Gefälligkeiten, die man sonst nur von Freunden erwarten mag. Einer derselben machte zum Theil unsern Führer in der Stadt. Der Kanzler des Consulats, jetzt Generalconsul in London, war mit

uns von Alexandria nach Jerusalem gereist und hatte der ganzen Gesellschaft in der Einöde zwischen Ramla und Jerusalem Gastfreundschaft erwiesen, indem er einen Korb voll Wein in Flaschen mitgenommen hatte und daselbst uns preisgab. Von dem Benehmen des östreichischen Consuls in Jerusalem war schon vorher die Rede. — Hier schon war uns auffällig, daß unser Gefährte aus Posen seinen Paß bei dem preußischen Consul holen und dafür zahlen mußte. Bei unserm zweiten Aufenthalt in Alexandria erfuhren wir nun zu unserer Verwunderung, daß auch unsere Pässe, d. h. die der nicht östreichischen Mitglieder der Gesellschaft auf dem preußischen Consulat sich befinden. Wir begaben uns dorthin in der Meinung, es müsse ein Mißverständniß sein; allein der Kanzler daselbst belehrte uns eines andern: er habe das Recht und die Pflicht unsere Pässe zu visieren. Wir erfuhren dann sonst auch, daß das preußische Consulat eifrig auf teutsche Pässe auch nicht preußischer Unterthanen fahnde um seine Visa denselben aufzudrücken. Da wir nur auf östreichischen Schiffen reisten, auf der ganzen Rückreise kein Fleckchen preußischer Erde zu betreten hatten, darum auch das preußische Visa weder wollten noch brauchten und zugleich Geld von der Kanzlei dafür gefordert wurde: so drängt sich einem unwillkürlich die Frage auf, ob das preußische Consulat in Alexandria zum Besten der Fremden da sei, oder die Fremden zum Besten des Consulates? Wenigstens bei uns war nur letzteres der Fall. Im Orient kann ohnedieß die wirksamere Hülfe bloß von den östreichischen Consulaten geleistet werden, da diese den hülflosen Teutschen

im Nothfall auf einem Loyddampfer in die Heimath fördern. Es wäre deßhalb viel zweckmäßiger gewesen, wenn die kleinen Staaten Teutschlands wenigstens im Orient ihre Unterthanen nicht den preußischen, sondern den östreichischen Consulaten unterstellt hätten. Bloß Baiern hat das letztere gethan. *)

Abends gingen wir gewöhnlich in eine Bude, wo Bier ausgeschenkt wird. Bei uns zu Land würde dieses Bier verschmäht und mit Schimpfnamen belegt. Abgesehen von dem wunderlichen stark nach Potasche schmeckenden Gebräu hatte es nicht einmal die Anzüglichkeit der Kühlung; denn in Alexandria kann man wegen Horizontalwasser keine Keller graben, weßhalb die Flaschen wie in einer Apotheke im Zimmer Parade machen und nach Verlangen vom Gesims heruntergeholt werden. Ich bemerkte, daß die Araber dem Bier viele Zuneigung erwiesen und solches ohne allen Gewissenszweifel trinken, da der des Bieres unkundige Prophet dasselbe nicht wie den Wein und das Schweinefleisch verbieten konnte. Wir selbst aber tranken es mit lobenswerther Resignation, indem in Alexandria ein teutscher Mensch alles Andere noch weniger trinkbar finden wird. Der Wein ist übermäßig theuer und das Wasser

*) Uebrigens damit Niemand Unrecht geschieht: die Person des preußischen Kanzlers that nur einfach, was seine Instruktion mit sich brachte; die gerügte unnöthige Belästigung scheint eben in letzterer zu liegen.

wird wahrscheinlich nach dem großen Sumpf schmecken, welcher vor Alexandria liegt, nach dem See Mareotis. Nilwasser ist schwerlich zu bekommen, weil der Nil sehr weit von Alexandria entfernt ist, was die, welche Geographie studiert haben, noch besser wissen werden, als ich. Wohl aber erinnere ich mich der außerordentlichen Güte des Nilwassers, welches man in Kairo trinkt. Obschon der Nil trüb ist und von der ägyptischen Sonne durchglüht wird, so bereitet man dennoch das schönste klare kühle Wasser daraus. Zuerst wird das Nilwasser in große halböhmige Krüge filtrirt, welche aus Nilschlamm unglasirt gebrannt sind; sodann gibt es eine andere Gattung von Krügen, welche etwa dreiviertel Maas halten und die Eigenschaft haben, daß das Wasser drin durch die Poren dringt, aber nur so fein, daß es an der Oberfläche verdunstet. Die Kühle, welche sich bekanntlich durch Verdunstung von Flüssigkeiten bildet, theilt sich dem Krug und dem Wasser drin mit, so daß das Wasser so lange kühl bleibt, als noch etwas verdunsten kann. Diese kleineren Krüge werden auf dem Tisch aufgestellt. Das so bereitete Nilwasser ist nicht nur sehr gesund, sondern angenehmer als alles Wasser, das ich je getrunken habe. Anderes, auch das beste Wasser bei uns, kommt mir gegen das Nilwasser roh vor, hingegen das Nilwasser wie Muttermilch schon eigenthümlich für den menschlichen Organismus zubereitet. Die Araber sagen deßhalb auch im Sprüchwort: „Wer vom Nil getrunken hat, der kommt wieder.“

Zwischen dem ägyptischen Volk und der eigentlichen Türkei findet man ohne lange untersuchen zu müssen einen grellen Unterschied. Bei den Aegyptiern ist neben guter Polizeiordnung sehr viele Rührigkeit. Hingegen mit dem Fanatismus scheint auch der religiöse Ernst einem gewissen religiösen Liberalismus Platz gemacht zu haben. In Kairo mag der Christ in jede Moschee gehen; im Freien sah ich Niemanden beten, wohl aber selbst am Freitag (dem Mohamedaner Sabbat) so gut mauern, wie in Paris am Sonntag. In der Türkei aber ist wenig Betriebsamkeit, wenig Polizei, allein dafür frommer Ernst. Auf christlichem Boden finden sich ähnliche Erscheinungen. In manchem Lande ist viele Frömmigkeit, aber mit der Industrie steht es nicht grün; hingegen in manchem andern schnurren die Fabrikräder Tag und Nacht, und man trachtet vor Allem nach Reichthum und Gewinn und denkt: das Andere z. B. der Himmel wird dareingegeben werden. Was soll man da sagen?

Die Basler Zeitung sieht in dem Umstand, daß gerade protestantische Völker durch Reichthum und Werke der Industrie sich auszeichnen, während in katholischen Gebieten der Schweiz und des übrigen Europas viel Armuth und industrielle Lahmheit sei, einen sehr soliden Beweis von der Trefflichkeit der protestantischen und von der Verwerflichkeit der katholischen Kirche. Ich würde diese kleine, im Uebrigen gut geschriebene Zeitung nicht anführen, wenn nicht auch sonst von vielen streitbaren Protestanten mündlich und schriftlich, offen und verdeckt, besonders England, seine Macht und die Produkte seiner Mechanik neben dem Zerfall von Italien,

Spanien und dem Elend Irlands als handgreifliches Zeichen geltend gemacht würde, daß der Protestantismus die wahre Religion sei. Diesen evangelischen Verehrern des goldenen Kalbes will ich hier nur bemerken, daß im Reichwerden eines Volkes eben so wenig ein Beweis von der Güte seiner Religion liegt, als im Reichwerden eines einzelnen Mannes; sonst wäre zuletzt die Religion des Amschel Rothschild und seiner Sippschaft die vortrefflichste, deßgleichen die der Armenier in Konstantinopel; auch müßte die altphönizische Religion überaus trefflich gewesen sein, denn in Tyrus und Sidon war großer Handel und Reichthum.

Im Gegentheil ist christliche Gewissenhaftigkeit oft sehr hinderlich beim Reichwerden, und als der Herr von dem reichen Jüngling gefragt wurde, was er thun solle um das ewige Leben zu erlangen, so hieß Er ihn bekanntlich nicht mit seinem Reichthum eine Fabrik gründen oder sich mit einem Basler Haus associren, sondern sich finanziell auf kürzestem Wege zu Grund richten und arm Ihm nachfolgen. Und der Apostel Paulus macht darauf aufmerksam, wie wenig Reiche das Christenthum angenommen hätten und daß die, welche reich werden wollen, in die Fallstricke des Teufels fallen. Solches scheint gerade bei dem reichen England der Fall zu sein; denn es wird wohl keine Regierung geben, welche durch so dicke Selbstsucht und grobe Ungerechtigkeit sich auszeichnet, als schon das englische Regiment gethan soll haben. Wenn es wahr ist, daß von England aus schon in fremden Ländern das Feuer der Rebellion angezündet und geschürt worden ist, damit der

Absatz der eigenen Fabrikate besser gehe: so ist sein Geld gleich dem Geld, womit Hakeldama gekauft worden ist.

Für die Katholiken in Alexandria ist reichlich gesorgt. Es sind drei katholische Kirchen daselbst, welche alle so fleißig von den Geistlichen bedient werden, daß, während wir in der Stadt uns aufhielten, in jeder Kirche alle Abend die Maiandacht gehalten wurde. In der größten Kirche, der des Klosters, wurde den ganzen Mai hindurch jeden Abend eine Predigt von einem Franziskaner gehalten. Ein Franziskaner ist auch Bischof in Alexandria, trägt aber dennoch sein Ordenskleid; in seiner großen Anspruchslosigkeit spielte er einmal an einem Sonntage die Orgel, als einer unserer Gefährten eine teutsche Predigt gehalten hatte. Es sind nämlich einige hundert teutsche Katholiken in der Stadt wohnhaft.

Das männliche Geschlecht gebildeter Stände scheint in Alexandria fleißiger in die Kirche zu gehen, als solches in vielen Städten bei uns der Fall ist. Der Aufenthalt in fremden Welttheilen scheint bei verschiedenen Individuen entgegengesetzte Wirkung zu haben. Die Neuheit der Eindrücke, die Nothwendigkeit aufmerksamer und thätiger für sein Fortkommen zu sein, der Anblick und Verkehr mit so vielem Volk, das nichts von Christus weiß, bläst bei Manchem den glimmenden Docht seiner christlichen Religiosität vollends aus; ein Anderer, herausgehoben aus der feisten Behaglichkeit, der Prosa und Religionsschwindsucht des abendländischen Philisterlebens, kommt dem innern Menschen nach zu sich, der Orient dient ihm zur geistigen Luftveränderung, und seine Religiosität gedeiht wie ein Alpenrosenstock, den man aus

einem botanischen Garten herausnimmt und auf Alpenhöhe versetzt.

Ich sah auch ägyptische Offiziere in der katholischen Kirche. Gewiß würde sich nach Wegräumung der Todesstrafe, welche auf Abfall vom Mohamedanismus gesetzt ist, wohl in keinem Türkenlande leichter massenweise Bekehrungen zum Christenthum erwirken lassen, als in Aegypten, weil hier am wenigsten mehr lebendige Anhänglichkeit an den Islam zu finden scheint. Ein Gärtner des Klosters ist, wie mir ein Franziskaner versicherte, ganz christlich gläubig, getraut sich aber nicht den Mohamedanismus mit dem christlichen Glaubensbekenntniß öffentlich abzustreifen. Ganz oben am Nil, in Kartum, ist es ausnahmsweise gestattet, zu dem Christenthum überzutreten; weßhalb auch eine östreichische Mission schon längere Zeit unter Pater Knoblecher sich dort festgesetzt hat, die aber fortwährend große Verluste durch das glühende Klima erleidet. Einer der Franziskaner sprach die Meinung aus, daß diese großen Opfer an Menschen und Geld verringert werden könnten, wenn man junge Leute aus Kartum nach Unterägypten versetzen würde, um sie daselbst zu christlichen Missionären zu erziehen und dann in jenes heiße Land sendete.

Als wir im Nachen überfuhren, sangen unsere arabischen Ruderer eine Art von Litanei, wobei immer einer vorsang und die andern dasselbe singend antworteten. Ich hörte dasselbe Singen auch beim Lasttragen und Arbeiten an Bauten. Der Inhalt ist ganz unbedeutend, ungefähr wie die Sätze, womit die jüngern Kinder in der Schule bei uns vermeintlich im

Denken und Sprechen geübt werden. Gesungen wird aber deßhalb, weil die Plage der Arbeit durch die Aufmerksamkeit auf den Rhythmus verringert oder vergessen wird.

In Alexandria haben nicht nur Pascha und andere Magnaten von Mizraim Läufer vor ihren Chaisen, sondern auch der reiche Europäer will den zwei arabischen Pferden auch noch einen arabischen Menschen oder einen Mohren vor seiner Kutsche einherrennen lassen. Im Abendland ist die Sitte insofern menschlicher geworden, als man den Zierbedienten nun auf den Bock sitzen oder hinten auf den Wagen stehen läßt. Uebrigens sieht man jene menschlichen Renner in der afrikanischen Hitze so wenig schwitzen, als man ein arabisches Pferd schwitzen sieht. Die Schweißmenschen sind bei uns heimisch. Mir war übrigens die Hitze selten lästig; wohl aber fühlte ich eine angenehme Erschlaffung ohne im Geringsten kraftlos zu sein, gleichsam eine passive Lust der Gliederruhe, während Gedanken und Phantasie mit besonderer Leichtigkeit ihr Geweb spinnen. Ungeziefer begegnete mir nirgends in den Schlafzimmern. Zwar sind die Betten in den Gasthäusern gleichsam mit Schleiern versehen, das heißt mit Vorhängen von Gaze gegen die sogenannten Musquitos. Allein diese erschrecklichen Thiere scheinen mir weiter nichts als ganz gemeine Schnaken, die auch kein anderes Gebiß haben, als die unserigen. Der Tourist nennt sie Musquitos vielleicht um dem Leser anzudeuten, wie weit weg in fremde

Länder und zu fremden Thieren er gekommen sei. Uebrigens ist so eine Schnake ein gar feines zierliches Thierchen, singt oder geigt sehr lieblich im Flug, und trinkt den edelsten Saft, ein halbes Tröpflein Menschenblut. Vielleicht ist es in den heißen Wassergegenden der Gesundheit noch zuträglich, fleißig von Schnaken geschröpft zu werden, damit das Blut mehr der Oberfläche der Haut zugereizt werde.

An einem Sabbat sah ich Jüdinnen spazieren gehen. Der Rock einer jeden derselben hatte eine andere, aber jedesmal eine reine volle Farbe, und zwar einfach und geschmackvoll gegürtet. Vom Kopf bis zu den Füßen war aber ausgegossen ein weiter schwarzseidener Mantel oder Schleier, so daß aus dieser dunklen Wolke desto blendender die Gestalt in ihrem schönen Farbenkleid hervortrat. Ihre Kleidung hat außer dem wahren Geschmack zugleich etwas Adeliges, insofern dieselbe aus frühem Alterthum und nationaler Sitte beibehalten ist; während die Modekleidung unserer Frauenzimmer gleichsam eine uneheliche Geburt ist und einen ganz verächtlichen Ursprung hat, nämlich das leichtsinnige Gehirn einer Pariser Putzmacherin. Dafür werden diese Sclavinnen der Mode, ohne daß sie es nur wissen, oft zu schmählichen Spottgestalten carrikirt; man denke z. B. an die ungeheuern Plunderröcke, welche die Damen jetzt tragen und worin sie eher aufgerichteten Riesenschildkröten gleichsehen, als einer Menschengestalt. Uebrigens will es mir bedünken, daß die Juden im Orient, die abgerechnet, welche aus unsern nördlichen Ländern wieder dorthin zurückgewandert sind, viel schöner sind als die

Juden bei uns. Die unangenehme Eigenthümlichkeit des Gesichtes, woran man die meisten Juden sogleich kennt, wenn man sie auch nicht bezeichnen kann, scheint mehr hervorgebracht zu sein durch ihre Versetzung in Gegenden und Lebensmanieren, welche ihrer Nationalität unangemessen und ungedeihlich sind, während sie in heißern Gegenden auch schön geblieben sind. Namentlich ist hier derselbe weiße und zarte Teint auffallend, wodurch sich besonders die Juden in Jerusalem von allen andern Bewohnern auszeichnen.

Als ich noch ein Kind war, ging ich sehr eifrig dem Fang der Grundeln nach; wenn zuweilen der Bach abgeschlagen wurde und in dem Bette nur einzelne Lachen und Gumpen übrig waren, so hatten sich in diese Wasseroasen jene kleinen Fische oft in Menge zusammengezogen. So gleicht auch Aegypten einem solchen abgelassenen Bache, wo einige Städte noch die Gumpen sind, in die sich der Rest der Bevölkerung dicht zusammengedrängt hat.

Die Post aus Indien kam ungewöhnlich lange nicht; das direkte Dampfboot von Alexandria nach Triest, womit wir abfahren wollten, muß auf jene Post warten. Der Aufenthalt in der Stadt wurde allmählig nicht nur langweilig, sondern würgte mir an der Seele, weil meine persönlichen Verhältnisse zu Haus möglichst baldige Rückkehr dringend forderten. Es mahnte mich innerlich ruhig zu bleiben und zu beten, daß die Post komme. Ich sehe solche Anmahnungen zum Gebet an als leise Verheißungen, daß das Erbetete kommen werde, sie sind Blüthen der Erfüllung. Kann aber nicht mit Recht

eingewendet werden: entweder ist die Post schon nahe oder sie ist noch Tage weit weg? dein Gebet vermag keines von beiden zu ändern. Allein es scheint oft der Fall zu sein, daß Gott bestimmten Ereignissen das Gebet als ein moralisches Ingredienz, als ein seelisches Element eingeflochten wissen will, und darum empfängliche Gemüther zum Bitten solcher Dinge anregt, die durch seine Fügung kommen und schon vor der Thüre stehen. Zudem mag Gott überhaupt bei Anordnung der Ereignisse zugleich das vorausgesehene Gebet derer, die es betrifft, als Gewicht der Entscheidung in die Wagschale legen. Auch soll man selbst um das bitten, was ganz gewiß kommt, z. B. der reiche Mann um das tägliche Brod, um dasselbe nicht bloß thierisch zu verzehren, sondern an den Geber denkend auch in und mit dem Geist es zu empfangen.

Als mir die Sorge gleich einem Rauch die Seele einhüllte und mich besonders die viele Zeit dauerte, welche ich müssig sitzen mußte, während so Nothwendiges zu Haus zu thun wäre: da wurde mir klar, wie das Zeitleben des Menschen den Erdstrecken und Jahreszeiten gleiche. Die Erde hat fruchtbaren Boden, aber der unendlich größere Theil der Oberfläche ist unfruchtbares Gebirg, Wüste und Meer; das Jahr selbst hat im Süden den ausbrennenden Sommer, im Norden die lange Schneezeit. Deßgleichen faßt auch das Menschenleben, insbesondere das Reisen, eine große Summe von Zeit in sich, welche wenigstens scheinbar ganz unfruchtbar verzehrt werden muß. Es kann dieses eine Strafe der Sünde sein, wie die Wüste und der Winter, kann aber

auch einen noch unbekannten Nutzen und Nothwendigkeit haben, wie die Zeit der Kindheit und des Schlafes.

Die oben erwähnte Mahnung zum Gebet und die Nachricht, die indische Post sei telegraphisch angemeldet, folgten schnell aufeinander. Die Freude darüber nach so langer folternder Spannung wirkte bei mir, wie wenn ich ein erregendes geistiges Getränk genossen hätte. Ich redete ungewöhnlich lebhaft und zum Theil unbesonnen, wie es sonst bei Angetrunkenen vorzukommen pflegt.

Am Tag der Abfahrt war ein starker Sirokko über Himmel und Erde gekommen. Der Himmel sah aus, wie wenn er vollständig aus Schmalz oder Unschlitt wäre. Die Atmosphäre ist wie von einem leichten Nebel durchdunstet, so daß die Sonne nicht durchdringt, sondern die Atmosphäre nur in ähnlicher Weise leuchtend macht, wie das mattgeschliffene Glas einer Astrachanlampe. Die Hitze dabei ist überall gleich groß, denn es gibt keinen Unterschied von Licht und Schatten. Für Leute, welche die Hitze nicht gut ertragen, mag die Zeit des oft lang anwährenden ägyptischen Sirokko ein Befinden verursachen, wie wenn sie in einer Kasserole gelind verdämpft werden.

Als wir endlich auf das große Dampfschiff Kalkutta übergesetzt waren, fanden sich daselbst sehr viele Engländer ein, zum Theil mit ganzen Familien, welche aus Indien in die Heimath zurückkehrten. Sie waren indisch leicht gekleidet und litten deßhalb einige Tage später sehr von der Kälte. Wir sahen auch einige mitgenom-

mene Indier. Ihr Aussehen erinnert an die Seelen, welche auf manchen alten Gemälden z. B. bei sterbenden Heiligen dargestellt sind als ein verdünnter Mensch oder ein Mensch im Extrakt, der aus dem umfangreichern Leib herausgegangen. Sie sahen seltsam schmächtig und zart aus — ich vermuthe aber, daß dieses fast durchsichtige Wesen nicht von der Race an sich herkommt, sondern von der unzulänglichen Nahrung, womit die indische Generation in den Zustand künstlicher Schwindsucht versetzt wird. Es war ein englisirter Baier unter diesen Beamten aus Indien, welche auf drei Jahre Urlaub haben um die Heimath zu besuchen. Dieser erzählte uns, daß das Volk in Indien, wenn der Regen mangle, oft zu Tausenden verhungere. Das ganze Land sei Eigenthum der Herrn, die es verpachten; die Pächter verpachten es dann wieder in kleinern Theilen, und so wird durch dieses eingeschachtelte Pachtsystem die furchtbare Ungerechtigkeit allgemein und ständig geübt, daß die Herrn und Oberpächter in aller Prasserei die Erträgnisse des Landes und fremder Arbeit verzehren, und das Volk in Hunger arbeitet und oft ungeachtet der Arbeit Hungers stirbt. Er bemerkte weiter: die Indier heirathen so frühe, als es geschlechtlich nur möglich ist; dafür würden aber die Weiber so häßlich, daß man wohl nirgends einen solchen Eckel vor weiblichen Personen bekomme, als in Indien.

Unter den Engländern auf unserm Schiffe fiel mir eine junge Dame auf, welche sehr bleich aussah, in großer Weichlichkeit noch ein Kissen an der Lehne ihres Sessels angebracht hatte um nicht vom Holz berührt zu

werden, die zugleich erstaunlich viel aß und auch verhältnißmäßig sich einschenken ließ. Aehnliches sah ich auch schon bei andern Engländerinnen. Diese dicke Fütterung der Sinnlichkeit widerte mich besonders bei diesen Leuten an, deren Arme so viele Noth und Hunger leiden. Denn vielleicht ist nirgends in Europa und in Asien so häufig Hungertod zu finden, als wo der Engländer das Regiment führt, in Großbritannien und in Ostindien.

Es drängte sich mir hiebei aber auch eine andere Betrachtung auf, die zum Theil eine Folge meiner Anschauungen im Orient sein mag. Es saß die nach modernen Begriffen sehr schöne junge Frau fast allein unter den Männern, da die Uebrigen ihres Geschlechtes durch die Seekrankheit von der Tafel einige Tage beseitigt waren. Ich fühlte nun eine gewisse Indecenz darin, daß eine junge Ehefrau ihre Schönheit einer Gesellschaft von Männern zur Schau bringe. Warum will sie vor diesen schön sein und schmückt sich so sorgfältig? Die Antwort liegt in dem üblichen Ausdruck: „eine reizende Frau". Wenn sie aber auch für Andere reizend sein will, so liegt darin ein Element des feinern Ehebruchs. Allerdings will oft auch der Gemahl seine Frau wie ein schönes Bild der Oeffentlichkeit ausgestellt wissen; bei ihm ist es gewöhnlich Eitelkeit, als wäre das Weib ein Theil von ihm und er selbst dadurch verherrlicht. Ich sehe nun ein, daß die orientalische Sitte, wonach die Frauen in der Oeffentlichkeit nur verschleiert sich zeigen, die würdigere ist, möge sie bei Christen oder Mohamedanern sich finden.

Ich hatte an Bord schöne Gelegenheit meine Betrachtungen über die Eitelkeit zu machen, wie sie sich an der Nationalität, gleich dem Lichtstrahl im Prisma, zu verschiedenen Erscheinungen bricht. Bei den Engländern setzt sich die Eitelkeit gern an die ärgsten Abgeschmacktheiten und zwar großentheils eigener Erfindung; bei den Teutschen wirft sie sich hauptsächlich darum auf Abgeschmacktes, weil ihr Affengelüst alles Fremde, schief und häßlich, sich wahllos anzueignen strebt. Italiener und sogenannte Griechen hingegen zeigen bei ihrer Eitelkeit meistens Geschmack, hingegen ist bei ihnen auffallend, wie die Männer einen viel größern Eifer bethätigen den Leib eitel herzurichten, als ihre Weiber. So z. B. beschaute sich ein griechischer Mensch auf dem Verdeck längere Zeit in einem Taschenspiegel, strich sich die Augenbraunen und verschiedene Theile des Gesichtes, wie eine Katze, die sich wascht, beschaute sich dann wieder; hernach zupfte er graue Haare aus dem Bart; alles dieses mit einem Ernst, als thue er das anständigste Geschäft. Ein anderesmal sah ich einen Griechen ungefähr von dem Rang eines Handwerksburschen; er hatte den letzten Schiffsplatz, so daß er Nachts und bei schlechtem Wetter nicht unter das Verdeck durfte. Dennoch führte er einen ziemlich großen Toilettspiegel mit sich, den er Morgens auf einem Faß oder einer Kiste aufstellte und sich davor zierte; als er letztlich noch seine Mütze davor aufgesetzt und möglichst reizend drappirt hatte, benützte auch der eine und der andere Hellene den Spiegel um sich an der eigenen Gestalt zu erfreuen und Haar, Bart und Mütze noch schöner zu ordnen. Diese Bursche thaten aber dieses Alles

mit der ernsthaftesten Miene, als thäten sie ein mannhaftes ehrenvolles Geschäft — ungefähr in ähnlicher Weise, wie eine andere Richtigkeit bei uns ernsthaft betrieben wird, nämlich die Rauchtabakspfeife oder Cigarre appretiren.

Bei einer andern Gelegenheit sah ich einen Italiener auf das Schiff kommen, farbig wie ein Papagei, weiße Hosen, grüner Frack am Leib und rothes Schnupftuch in der Hand, welche selbst wieder mit gelbem Glacehandschuh bezogen war. Nach kurzem Verschwinden in der Cabine erscheint er wieder ganz in Weiß gekleidet, eine andere Mütze auf dem zierlichen Haupt und ein weißes Schnupftuch in der Hand; ein zweites schaut aus der Tasche. — Bei Griechen und Italienern scheint die Kleidereitelkeit schon national eingewachsen und verkrustet zu sein als Symptom der Abalterung.

Wunderlich anzusehen ist oft die Gegensätzlichkeit, in welche die Eitelkeit ausläuft. Ein Italiener, dem zweiten Platze unseres Schiffes angehörig, stolzirte auf dem ersten Platz umher, mit goldenen Ketten und Spangen die fast ärmliche Weste geschmückt; das sichere Bewußtsein Eindruck zu machen war ihm an Blick und Gang anzusehen. Die reichen Engländer in indischer und chinesischer Tracht ohne allen Metallschmuck mögen mit Verachtung den Goldigen angesehen haben. Wir selbst aber lachten über einen sehr jungen Engländer (wie wir hörten Lieutenant bei einem indischen Regiment), der wie ein Züchtling ganz in grauen Zwilch gekleidet war und dabei nie anders als mit gelben Glacehandschuhen auftrat; und unten saß Eine, an beiden Seiten des Kopfes eine ungeheure rothe Bandschleife, womit sie

die Augen und das Interesse der Menschen mit Gewalt sich zuzaubern wollte. Der obenerwähnte Spiegelgrieche aber hatte noch einen neuen Gegenstand der Eitelkeit, er rühmte sich nämlich, daß er beinahe acht Sprachen spreche.

Letzteres findet man besonders bei den Griechen und andern Nichttürken in Konstantinopel ganz allgemein, daß sie vier bis fünf Sprachen sprechen. Dieser Umstand ist mir ein Beleg mehr zur Wahrscheinlichkeit, daß die sogenannten Griechen Slaven sind. Bekanntlich lernt Niemand leichter viele Sprachen als die slavischen Stämme, hingegen Nationen, welche durch geistige Begabung und Entwicklung oder auch Charakter sich auszeichnen, Italiener, Spanier, Franzosen, Engländer, Türken, lernen schwer und ungern fremde Sprachen; auch die alten Griechen zeichneten sich durchaus nicht durch Kenntniß fremder Sprachen aus. Viele Sprachen können ist mir immer etwas verdächtig. Ich will es nicht behaupten, aber eingefallen ist mir schon das Bedenken, ob nicht manchen Leuten, welche sehr leicht viele Sprachen sich aneignen, für das Uebermaß an Wortgedächtniß die Schärfe des Denkens mangelt; und ob nicht dieses Sprechen mehrerer Sprachen bei Andern selbst auf den Charakter zurückwirkt, daß derselbe gern wechselt und Sprünge macht, wie vielleicht nicht geschehen wäre, wenn der Mensch nur seine Muttersprache redete? Unter sonst gleichen Umständen und Eigenschaften möchte wohl Einem, der nichts als seine Muttersprache spricht, leichter zu trauen sein, als einem „vieler Sprachen Kundigen“.

Ich komme noch einmal auf die Seekrankheit zurück, da sie auch auf uns zurückkam und in den Schiffsräumen nicht wenig Trübsal und Verdruß anrichtete. Bekanntlich behauptet man, ihre psychische Wirkung sei eine außerordentliche Gleichgültigkeit gegen Alles, was einem sonst lieb und werth ist. Dieselbe Wirkung bemerkt man auch bei andern Affectionen der Nährungsorgane, namentlich bei Cholera und Gedärmentzündung. Bei mir fand ich solches weniger; im Gegentheil stellte sich nach dem Brechen zuweilen Behaglichkeit und angenehmes Spiel der Phantasie ein; hingegen auffallend war mir dabei eine Art Trockenheit oder Erstorbenheit für Gott, gleichsam eine Gottlosigkeit des Bewußtseins. Ist diese Wirkung ein Hindern und Binden Dessen, was in der Seele ist, oder ist es nur ein Aufhören Dessen, was Blut und Nerven in der Seele sonst anstimmen, so daß, letztern Fall angenommen, zuletzt der Fluß der Andacht in Nerven- und Blutzuständen seine Quelle hätte, etwa à la Vogt?

Daß Blut und Nerven gewaltig mit ihrer eigenen Stimmung auf die Seele eindringen, ist gewiß; wer z. B. sonst religiös ist, bei dem mag frommes Gedankenspiel und Wohlgefühl selbst durch sinnliche Mittel geweckt werden, z. B. durch Thee, Wein, Musik, die erste Frühlingsluft, ja sogar zeitweise durch Lungenschwindsucht. Allein jene Nervenerregungen bringen nicht die religiösen Gedanken, sondern machen sie gleichsam nur flüssig, daß sie sich regen und ins Bewußtsein strahlen; weßhalb bei dem Glaubenslosen die Nervenaufregung ganz andere Gedanken oder Phantasieen aufstöbern wird. Ich

ging gestern längs einer Telegraphenlinie; ich hörte dabei ein musikalisches Tönen und zwar je weiter ich ging, desto mehr wechselte der Ton. Es wehte nämlich ein starker Wind, brachte die gespannten Eisendrähte in Schwingung und weckte dadurch das Tönen. Die Höhe des Tones gibt aber nicht der Wind, sondern sie hängt von der Länge, Dicke und Spannung des Drahtes ab. So mögen sinnliche Einwirkungen in der Seele Gedanken und Gefühle wecken, aber den Ton selbst bestimmt die Zuständlichkeit oder Beschaffenheit der Seele dann.

Dieses gilt von mäßigem Einfluß des Leibes, wo die Seele sich gleichsam über dem Wasser hält. Hingegen gibt es eine Zudringlichkeit der Leibeszustände, welche von großer sittlicher Bedeutung ist; namentlich gibt es eine Blutbesoffenheit, wo die Seele sich vom Leiblichen beständig in ähnlicher Weise binden, blenden, betäuben und knechten läßt, wie solches bei den Betrunkenen der Fall ist. Vielleicht die meisten Menschen, und insbesondere ein großer Theil der Jugend und Sanguiniker, befinden sich mehr oder weniger in diesem Blutrausch; er bewirkt namentlich, daß man die Welt und ihre Lust als großes einziges Gut ansieht, Gott und die Wahrheiten des Glaubens bleich und schwach dagegen scheinen, wie ferne Sterne gegen Gaslicht, und daß das Gewissen wie in narkotischer Betäubung schläft. Wie sehr aber gerade das übermäßige Blutleben diese moralische Betrunkenheit bewirkt, ist daran ersichtlich, daß ein großer Blutverlust, sehr strenges Fasten, Kränklichkeit, wobei die Gehirnthätigkeit nicht affizirt ist, hohes Alter und die Sterbstunde den Menschen oft ganz nüch-

tern machen, so daß ihm entsetzlich hell die Nichtigkeit des Irdischen und die furchtbare Größe des Ewigen in die Seele glastet und sie über dem schwarzen Abgrund ihrer Sünden fast verzweifeln möchte.

Ob und wie viel sich bei unserer Fahrt griechische Inseln blicken ließen, weiß ich nicht mehr; gemeiniglich fand ich es nicht der Mühe werth durch das Fernrohr zu blicken, wenn Andere ein Eiland entdeckt hatten, und noch viel weniger kümmerte mich der Name. Wenn man so auf dem Meer fährt und von Weitem die Bergzüge der Inseln sich in einander verflechten zu einem ätherischen Kranz, helle und bleiche und nebelferne, und vom Schiff bis an die Inseln oder an den Horizontrand dunkelblau und silberig das Meer hinwogt — was kümmern mich eure Namen! — Ist der Sternhimmel schöner, wenn man die astronomischen meist nichtssagenden Benennungen der Sternbilder nachzunennen weiß?

Aber das ist eben die Art des teutschen Schulmenschen; nicht was die Natur Schönes bietet gilt etwas, sondern was das Buch anpreist; ja die Schöpfung selbst und der Schöpfer werden von manchen unserer Gelehrten weniger geachtet und gefeiert, als Humboldt und sein Kosmos. — Wir fuhren ganz nahe an der Insel Ithaka vorüber; die noch frühlingsgrünen Bergwände waren ganz unangebaut und sehr langweilig anzusehen; nur standen auf dem Bergrücken zwei einsame Windmühlen. Es fiel mir da ein, wie unendlich

glückselig so eine echte Philologenseele wäre, wenn sie hier das Grab des göttlichen Sauhirten auffinden könnte oder auch nur ein Rippchen von seiner Schweinheerde, gar ein von den Freiern abgenagtes Rippchen.

Wenn die Gymnasialjugend sich in solche Dinge verliebt, so ist das zu verzeihen; ihre Seele ist noch klebrig und bleibt deßhalb an Allem hängen, womit man sie in Berührung bringt. Wenn aber ein Professor, dessen Haare allmälig grau gesprenkelt sind, sich geberdet, als sei er von griechischen und lateinischen Resten hoch begeistert, während er Christliches nur unbehaglich und geringschätzig ansieht, so ist dieses eine Art Geistesverkrüppelung. Wären die Griechen und Römer Philologen gewesen, sie hätten in Ewigkeit nie etwas geschaffen, wovon jetzt die Philologen leben und sich ernähren. Schon dieses Vergöttern von einem fremden erloschenen Leben ist ein Zeichen großer Schwächlichkeit. Die kräftigste unter den gebildeten Nationen, die Spanier, haben auch in ihrer besten Zeit nie das Antike angebetet. Es bleibt auch dem Erzphilologen der Tod nicht aus; da zeigt sich dann, wie er selbst sein Leben an Todtem vergeudet hat. Seine Antiquitäten und Tragödien und Lesarten und Halb- und Ganzklassisches nützen ihm da rein nichts. Das lebenslange delirium hört auf und das tremens fängt an. Hingegen gerade in der Todesnoth offenbart das Christenthum seine verborgene Kraft und Herrlichkeit.

Das antike Land für den Christen ist Palästina, für den Philologen Griechenland; beide treffen zusammen in Rom, dort findet der Philolog wie der Christ jeder

die meisten Ueberreste seines Glaubens und seiner Liebe. Aber in Griechenland und in Rom cultivirt der Philolog nur Todtliegendes. Der Christ findet zwar auch die Geburtsstätten des Christenthums in Ruinen — aber sei es, daß der Rebstock und der Weinberg dort zerstört ist; der goldene Wein, der daraus geflossen, ist in der Kirche bewahrt und wird für und für Leben gebend ausgetheilt, es ist die Eucharistie.

In der Nacht darauf wurde vor Korfu zum erstenmal seit Alexandria Anker geworfen, weil das Schiff neue Nahrung, nämlich Kohlen zu sich nehmen mußte. Die ganze Nacht hindurch wurde geladen, und der Lärm auf dem Verdeck war so grob und häßlich, daß nicht nur unten aller Schlaf unmöglich war, sondern das Wachen so geplagt wie die schlaflose Nacht eines Kranken. Zu andern Zeiten war Leib und Seele geärgert vom Schwanken des Schiffes und der Seekrankheit. Es gehört zahllos viel dazu und davon, um dem Menschen einen Augenblick Wohlsein zu bereiten; wo die Harmonie von tausend befriedigten Bedürfnissen ein wenig gestört ist, bricht Widerwärtigkeit, Elend oder Tod über den armen Menschen herein.

An das Land durften wir nicht, da wir aus dem Orient kommend vorerst einige Tage älter werden mußten, um den Pestverdacht zu verlieren. Ich will deßhalb aus meiner frühern Reise hier etwas über Korfu aufnehmen.

„Es war noch finster, als vor Korfu Anker geworfen wurde; das vielfältige Hahnengeschrei verrieth dem Ohr die Nähe von bewohntem Land. Der Morgen ging auf in heiliger Stille und Gluth; ich stand allein auf dem Verdeck; es war Sonntag. Als es mehr getagt hatte, fuhren fast alle Reisende an das Land. Ich ging später in einige griechische Kirchen. Der Gesang der aufgestellten zwei Sänger kam mir fremd und sehr schön vor. Die Stimmen waren klangvoll und wohl geübt; wahrscheinlich sind ihre liturgischen Melodien aus früheſtem Alterthum heraufgekommen. Die übrigen Leute standen ohne Gebetbücher umher und hatten schwerlich viele Andacht. In einer bischöflichen Kirche fand ich beim Gottesdienst kaum zwanzig Personen; Einer ging mit silberner Platte herum und sammelte Kirchenopfer, und gleich nach ihm kamen einzelne Bettler und sammelten für sich selbst; es schien solches auch als ein Theil des Gottesdienstes angesehen zu werden. So oft Jemand in die Kirche kam, küßte er vorerst die Heiligenbilder an den Cancellen und machte mehrere Kreuze.

„Nach längerem Umherwandeln wünschte ich irgendwo Kaffe zu frühstücken; allein die englische Sabbatpolizei hat ihren Scepter auch über die orthodoxe Kirche von Korfu ausgestreckt; alle Kaffehäuser waren geschlossen. Ein barmherziger Grieche wußte Abhülfe; er führte uns auf die Börse von Korfu, wo man schönen guten Kaffe bekam; denn wenn auch andern Menschen der Besuch eines Kaffehauses untersagt ist, so kann doch der edelsten Gattung, den Börsenmenschen, solches nicht verwehrt sein.

„Während Englands weltbekannte Gottseligkeit mit Gewalt in Korfu eingeführt und ausgeübt wird, insofern öffentliche Kaffehäuser an Sonntagen sabbatisiren müssen: so wird Eßmarkt öffentlich gehalten und zwar mit einem solch übermäßigen Geschrei, daß mir ein Bühler Jahrmarkt dagegen sittsam und gelassen vorkömmt. Die Sonntagsleute schauten uns in den engen Gassen so wunderlich und zäh an, daß mir unwillkürlich und ohne alle bösliche Anspielung die Kühe einfielen, wie sie auf den Alpen den vorübergehenden Wandersmann ansehen. — In der Nähe des Hafens war die Hauptwache sehr stark besetzt und zwar von Schotten in der Nationaltracht. Diese ist nicht nur mit ihren Schnallenschuhen und nackten Halbschenkeln sehr abgeschmackt, sondern im höchsten Grad unpraktisch. Wenn solche Leute mit ihren vielfarbigen Lappen und Flittern, wie sie bei uns etwa ein Seiltänzer trägt, nur eine Stunde weit während des Regenwetters über Feld gingen, müßten sie aussehen wie ein durch den Koth gezogener Hanswurst.

„Die Sprache der Neugriechen ist hitzig, schuckweis, spitzig und widert an; nur beim Kommando des Militärs gefiel sie mir, es war wie wenn jede Sylbe mit einem Stemmeisen herausgeschmettert würde. Ich äußerte einem Griechen meine Ansicht, daß man im alten Griechenland gewiß nicht die jetzige Aussprache gehabt habe, wornach υ wie f, und οι und ει wie i ausgesprochen werden. Er suchte es mir damit darzuthun, daß im Peloponnes ein abgelegener Gebirgsort liege, durch seine Lage vom Verkehr mit der Welt ganz abgeschnitten.

Dort werde noch vollständig das Altgriechische gesprochen, aber auch mit derselben Aussprache wie das moderne Griechisch gesprochen werde. Er sagte mir ferner, das Neugriechische habe keine Dialekte, und man suche es mehr und mehr auszureinigen, um es möglichst der alten Sprache wieder ähnlich zu machen. Teutsch wird nirgends an den griechischen Gymnasien gelehrt.

„Ein teutscher Professor an einer griechischen Anstalt erzählte mir, daß er bei seinen mannigfaltigen Wanderungen in der Maina die tiefste Barbarei getroffen habe. Ihr Brennmaterial zur Lampe bereiten die Leute dort vom Fett der Wachteln. Bei einer Hochzeit, welcher er anwohnte, mußten die Leute auf der dem Eingang entgegengesetzten Seite ins Haus gehen und zwar durch ein in die Mauer gebrochenes Loch, weil der gewöhnliche Eingang von dem feindlichen Nachbarhaus beschossen wurde. Da der Gastfreund nicht wie die Andern mit den Händen essen wollte und daher eine Gabel verlangte, wurde eine aufgebracht, welche Spuren an sich trug, daß sie auch als Kamm gedient hatte.

„Die Griechen singen stets durch die Nase, wenn sie ihr Herz mit Gesang ergötzen wollen. Dieß halten sie für so wesentlich, daß ihnen der Gesang ohne Nasensordino für roh und ungenießbar vorkommt. Erwähnter Professor sprach die heillose Vermuthung aus, daß der Gesang der alten Griechen eben so armselig gewesen sei. Er habe einmal in Gesellschaft einen solchen Nasensänger gehört, da hätten die Leute mit denselben Ausdrücken diese Näselei gepriesen, wie die alten Griechen, „sein Gesang und seine Stimme fließe süß wie Honig!“

Wahrscheinlich haben die Griechen schon im Alterthum, wie ihre Brüder, die heutigen Berliner, ganz Gewöhnliches mit „wundervoll, ungeheuer, allerliebst“ zu bezeichnen geliebt.

„Er sagte mir ferner, bei seinen Wanderungen in sonst unbesuchtern Gegenden habe er ganz deutlich in den Vertiefungen mancher Basreliefs von Tempelresten, denen die Witterung weniger beikommen konnte, Spuren von Farbe und Vergoldung gefunden. Es sei also offenbar Polychromie bei den Alten üblich gewesen. Hegel weiß in seiner Aesthetik tief philosophisch zu begründen, daß die Griechen ihre Sculptur nicht gefärbt haben. Hätte er gewußt, was mir mein Augenzeuge mittheilte, so hätte er sicherlich eben so tief philosophisch begründet, daß die Griechen ihre Sculptur gefärbt haben. Das ist so die Art des echten Philosophen. Weiß man aus Natur, Menschenleben und Offenbarung irgend eine Wahrheit, so geberdet er sich, wie wenn er diese Wahrheit aus eigenem Kopf gezogen hätte und es nicht anders sein könne. Entdeckt sich hintennach, daß man sich in Etwas geirrt hat, so construirt der teutsche Philosoph auf's Neue und begründet und beweist euch nun gerade die entgegengesetzte Ansicht. Die Spinne macht es auch so; hat man ihr das hoffärtige Gespinnst zerstört, so spinnt sie ein neues; sie braucht ja das Material nicht weit her zu suchen, sie hat es im eigenen Leib, wie der Philosoph auch, die Spinne unten, der Philosoph oben.

„Uebrigens scheint bei den Neugriechen ein wahrhaft inniger Patriotismus zu herrschen. Einer sagte mir,

die Türken seien böse Leute, welche die Christen nur mit dem Schimpfnamen Giaur belegen. Auch später äußerte mir ein griechischer Student, wie bei ihm der Anblick des Türken Haß und Schmerz erwecke, und er deßhalb nie nach Konstantinopel gereist sei, weil eine ganze Stadt voll Türken zu schauen ihm unerträglich sei. Den Türken zunächst verabscheuen sie aber die Engländer. Uebrigens vom Standpunkte Griechenlands aus kann man die Sache bestimmter so formuliren, daß man sagt: die Türken haben objectiv größeres Unheil den Griechen gebracht, als die Engländer; sie sind aber natürliche Feinde — hingegen haben die Engländer eine viel größere subjective Schuld."

Im Verlauf der Fahrt wurde ein Kästchen mit einem musikalischen Spielwerk zum Sehen und Hören gezeigt, man wollte es auf dem Schiff durch eine Lotterie ausspielen. Dieses kleine Kunstwerk hatte für mich ein besonderes Interesse, weil ich darin ein großes Verhältniß der ganzen Schöpfung im Kleinen von Menschen nachgebildet und dargestellt sehe. Die leibliche Seite daran ist die starre Mechanik mit ihren Rädchen und Stahlfedern; diese ist aber genau berechnet und zusammengefügt vom Menschengeist, daß sie bewußtlos die musikalische Idee des Komponisten vollführen und in der zuhörenden Menschenseele dieselbe Idee und die Freude daran wecken muß. So hat auch Alles in der Welt die strenge Unterlage der Materie und Me-

chanik der Naturgesetze, aber so zusammengefügt und geordnet, daß die Ideen des göttlichen Komponisten durchleuchten und bei geistig erschlossenen Menschen zum Bewußtsein und Mitgefühl eindringen. Ein Naturforscher aber, welcher mit seinem Mikroscop und chemischen Reagentien eben nichts als Materie und die Mechanik und Dynamik derselben findet, bekommt dadurch oft einen vornehmen Blödsinn, so daß er nichts Geistiges mehr in der Natur findet, wie eine Katze auch in der Kehle einer Nachtigall, die sie chemisch untersucht d. h. zerbeißt, keinen Gesang entdecken wird.

Auf den Dampfschiffen des Loyd, welche die indische Post zwischen Triest und Alexandria besorgen, wird dem Bauch mit ungeheuerm Luxus gedient, wahrscheinlich weil die indisch-reichen Engländer es so gewöhnt sind. In aller Frühe wird Kaffe mit Zugehör gegeben; zwischen 9 und 10 Uhr ein reichliches Mahl mit verschiedenem Wein, das aber nur Frühstück (Collazione) genannt wird, darauf Kaffe oder Thee; um 12 Uhr eine Erfrischung von Schinken und sonstigen kalten Speisen nebst Wein und zweierlei englischem Bier (Porter und Ale); um 5 Uhr ein breites Gastmahl, das eigentliche Mittagessen, mit Malaga und Cyperwein — am letzten Tag auch mit Champagner; darauf Kaffe, — Abends dann wieder Thee und Butter. All dieser reichliche Dung des Leibes wird ohne besondere Bezahlung geliefert, insofern diese im Ueberfahrtspreis zwischen Triest und Alexandria inbegriffen ist; der erste Platz kostet nämlich für die fünf- bis sechstägige Fahrt 16 Guineen. Abgesehen von der kostbaren Qualität der Speisen

und Getränke, so ist für jeden einzelnen Gast jenes Schiffes eine solche Menge Stoff vorgesetzt, daß wohl in Ostindien mancher Paria in einem Monat nicht mehr verzehren wird. Da nun angenommen werden kann, daß die Engländer in Indien überhaupt in ähnlicher Ueppigkeit zu leben pflegen, während die armen Einwohner oft vor Hunger fast sterben und ihre Mägen so klein geworden sind, daß ihnen eine Hand voll Reis genügt, so kann wohl behauptet werden: in Ostindien werde die Geschichte vom reichen Prasser im Großen, von zwei Bevölkerungen, aufgeführt — nur insofern noch tragischer, als dem götzendienerischen Volke der Indier eben nicht gleiches Schicksal nach dem Tode mit dem armen Lazarus zugesprochen werden kann, indem Noth und Hungerleiden allein noch nicht Anspruch und Aussicht gewährt von den Engeln in Abrahams Schooß getragen zu werden, wenn man im Leben von Engeln und Abraham und von Christus weder etwas weiß noch will.

Nach einer letzten stürmischen Nacht, welche uns in Folge langer Gewohnheit weniger mehr zu Herzen und zu Magen ging als früher, ließ sich im kalten unschönen Morgen das Gestade von Triest erblicken. Die Gedanken und Sorgen, was Alles zu ordnen sei um möglichst schnell nach Haus zu fliegen, das geschäftige Herauftragen der vielen Kisten und Koffer schon bevor die Anker hinuntergerasselt waren, die Zöllner der Douane, welche an unserm Gepäck herumschnoberten,

der eine gnädig, der andere ungnädig, die lieblichen Fremdenjäger oder Abfänger u. s. w. machten so vielen und dicken Rauch im Innern, daß keine Betrachtung und Stimmung besserer Art sprießen konnte. Wir stiegen somit gründlich prosaisch nach einem Vierteljahr an's Ufer unseres Heimathwelttheils.

Als wir aus dem Schiff abgesetzt waren, ging es aus einander, wie wenn ein gefüllter Vogelkäfig geöffnet wird; Einzelne hielten noch zusammen, Andere traf man noch zufällig in der Stadt, Manche auch gar nicht. Die Eile möglichst schnell nach Haus zu kommen und die verschiedenen Wege und Abfahrtsgelegenheiten mögen zwar dieses theilweise abschiedslose Auseinandergehen entschuldigen — es gehört aber unter den Erinnerungen in die gleiche Rubrik mit der Seekrankheit, der Kälte und dem englischen Oberkellner auf dem Nil. Liegt in der Sache etwas Tadelnswerthes, so gehöre ich keineswegs zu den Unschuldigen; es wird wohl von der Reisegesellschaft Keinen so grimmig gedrängt haben in kürzester Zeit den Raum zwischen dem Hafen von Triest und der Dreisambrücke zu Freiburg durchzufliegen, als mich.

Da unser Vier nach Venedig reisen mußten und die nächste Gelegenheit überzufahren erst in der Nacht geboten war, so blieb uns fast ein ganzer Tag übrig für Triest. Schon bei unserer ersten Ankunft zu Triest hatte H. N., Apotheker in Triest, mit freundlichstem Wohlwollen für unsere Pilgerschaft sich thätig gezeigt; dieselbe Gefälligkeit zeigte er auch bei unserer Rückkehr. Abgesehen von der Güte, welche er mir persönlich erwies, ist mir dieser Mann überhaupt eine sehr freund-

liche Erinnerung geblieben. Ich fand in ihm besonders schön und rein ausgeprägt, was mir auch sonst schon bei Personen romanischer Nation vorgekommen ist, nämlich eine eigenthümliche von teutscher Gemüthlichkeit ebenso wie von allzu selbstbewußter französischer Liebenswürdigkeit entfernte Herzensgüte und kindliche Freude den Fremden recht zu versorgen. Bei dem Italiener und Spanier ist oft eine Harmonie von natürlicher Herzensgüte und christlicher Liebe, wie sie bei uns nicht häufig zu finden ist. Bei uns wollen die Leute oft in Freimaurermanier human sein, geben da und geben dort, sind gegen manche Angehörige und Freunde zärtlich u. s. w., ihre Nächstenliebe ist aber nur sporadisch und kapriziös — gegen manche Andere sind sie auch hart und bitter. Bei einer gewissen Art von Frommen hingegen will die Humanität nicht recht gedeihen; abgesehen von der Wunderlichkeit, womit sie ihrer Umgebung oft das Leben verbittern, so ist ihre vermeintliche christliche Liebe nur eine religiöse Selbstsucht. Sie erweisen die Werke der Barmherzigkeit nicht in herzlicher Nächstenliebe, sondern aus Spekulation, weil sie sich den Himmel damit zu sichern glauben. Daher sind derlei Leute öfters viel ungefälliger als Weltmenschen, sobald sie mit der Gefälligkeit nicht ein Verdienst, nutzbar für die leibeigene Seligkeit, zu gewinnen hoffen.

Kurz vor unserer Rückkehr nach Triest war daselbst Don Carlos gestorben; mein in der Familie durch deren Sekretär bekannt gewordenes „Spanisches" war die Veranlassung, daß ich zu einem Besuche dort eingeladen wurde. Nun aber ist mir eine fürstliche Familie im

Unglück — verbannt und in Trauer — anzüglicher, als wenn es herodesmäßig hoch hergeht, und ich will lieber einem herrschenden Fürsten, dessen cornu exaltatum est, Mangel an Devotion zeigen, als von der Welt verlassene lebendige Königsreste durch Weigerung eines gewünschten Besuches auch nur leise kränken. Mein Besuch gereute mich auch nicht; wie ein Hochwald edler und höher dreinsieht, wenn schwere schwarze Wolken drüber stehen oder wenn Dämmerung aufzieht, als im vollen Mittagsschein — so auch diese Königsfamilie jetzt, wo ihr Thron zerschellt ist und sie selbst gestrandet und von der Welt vergessen an der Grenze von Istrien trauert und sich nach dem geliebten Spanien sehnt. Das Nähere gehört nicht hierher.

Im Ganzen genommen hat Triest bei mehrmaligem Besuche daselbst immer einen lieben Eindruck auf mich gemacht. Es ist zwar ganz vorherrschend eine Handelsstadt und gleicht insofern einem Stück Nordamerika, als sie rasch aufblüht, keine bedeutende Vergangenheit hat und ihre Einwohnerschaft aus verschiedenen Nationen gemischt ist, nämlich Italienern, Slaven und Teutschen. Hingegen wird es Dem, der nicht Geschäfte machen will, sondern nur als Mensch reist, doch ungleich wohler sein in Triest, als wenn er nach Nordamerika käme. Denn italienisches Leben und Naturell, selbst wo Handel blüht, ist gründlich das Gegentheil von dem dollarsüchtigen Bruder Jonathan, so verschieden als die zierliche

Eidechse, die an der warmen epheuumrankten Felswand sich sonnt, und die hitzige Ratte, welche in einem Waarenmagazin Geschäfte macht. Während ferner kein Staat verrufener ist wegen Unehrlichkeit in Handel und Wandel, als die Union: so machte ich in Triest einmal die Erfahrung von großer Ehrlichkeit, indem mir ein fahrlässig vergessenes Goldstück von Leuten, die ich nicht einmal zu sehen bekam, wie ein gewöhnlicher Gegenstand beim Aufräumen an einen Ort gelegt wurde, wo ich es nicht mehr übersehen konnte. Aehnliches ist mir auch sonst schon in Italien begegnet.

Es war eine dicke Regennacht geworden, als wir von Triest abfuhren, um den andern Morgen in Venedig zu landen. Aber wie wenn eine höhere Macht in unsern Reiseverlauf unabänderlich eingezeichnet hätte, daß jede Seefahrt uns verbittert werden solle — so wurde das Wetter so wild in der Nacht, daß unser Kapitän ohne unser Wissen im Hafen von Pirano Herberge für unser Schiff suchte. Da wir in der Frühe auf das Verdeck gingen, um zu sehen, ob Venedig bald aufsteige, so erfuhren wir erst, daß wir noch an der istrischen Küste lagen. Als wir endlich anlandeten, ging wieder die Plage der Pässe, der Ausschiffung, der Versorgung des Gepäckes, der Erkundigung, wann und wie man bald fortkomme, an. Auch war es kalt und eine bettlose halb ungeschlafene Nacht vorausgegangen, so daß von übermäßiger Romantik in der Stimmung keine Rede sein kann. Dennoch hat die Stadt so viel Phantastisches und melancholische Schönheit, daß sie auch die graueste Prosastimmung überwältigt und wärmend auf die Seele ein-

dringt. Gewiß gibt es keinen Ort in der Welt, wo die Natur gänzlich ausgeschlossen und unsichtbar ist und dennoch Einbildungskraft und Gemüth so poetisch gleichsam angesungen wird, wie in Venedig.

Da ich schon einigemal in Venedig war, so will ich hier Einiges zusammenstellen, was mir noch geblieben ist.

In den engen thurmtiefen Gassen trifft man sehr häufig religiöse Bilder oder Altärchen in Nischen an, vor welchen ein oder zwei Lichter brennen. Es mag in Venedig ein größeres Bedürfniß sein, als sonst wo, in diesen Tunnel und Gängen des Weltlebens fromme Erinnerungen zu setzen und die Seele an den Himmel zu erinnern, weil Venedig keine Natur hat, ja kaum ein Stück vom Himmel über sich sieht; darum auch nicht durch den Anblick der Natur und des Firmaments an seinen Schöpfer mahnt. Dieser Umstand, nämlich das Abgesperrtsein von der Natur, würde mir den Aufenthalt in Venedig für die Länge unerträglich wie ein Gefängniß machen.

Die Stadt ist eigentlich eine großartige prächtige Verirrung der Menschennatur, die sich hier wie ein Biber im Wasser angebaut hat. Sie ist gleich einem Theater erst schön bei der Nacht, wie wenn sie nur für die Nacht angelegt wäre. Da aber ist der Markusplatz ein zauberhafter Ort voll Licht, Leben und Musik. Er sieht aus wie ein ungeheurer Saal, dessen Decke das Sterngewölb ist. Der Dogenpalast steht da wie ein träumerisches Phantasiegemälde, ein schöner Grabstein der gestorbenen Venezia. Ich hörte, daß manche Familien der alten Großherrn noch übrig sind; aber äußerst arm gewor-

den vermögen sie kaum einige Zimmer ihrer großen Paläste noch zu möbliren und haben sich in diese zurückgezogen. Welch' unendliche Schwermuth muß in manchem Adeligen gähren, wenn er durch die öden Gemächer seiner Ahnen schreitet! Und doch mußte über diese Stadt ihr Untergang kommen. Der Geschichtsmaler mag da sinnreiche Combinationen machen und sonnenklärlich darthun, daß Dieß und Jenes zusammengetroffen sei und die venezianische Macht untergraben habe; und wenn Jenes und Dieses nicht gekommen wäre, so wäre auch das Ende nimmermehr gekommen. Ich für meinen Theil schaue mich bei der Mechanik weltlicher Ursachen nach dem Meister um, der jenes Räderwerk geschaffen hat und laufen läßt zu seinem Dienst. Die Venezianer konnten ihr Glück nicht tragen ohne in Hochmuth und Grausamkeit Gott herauszufordern. Ich will zum Beleg den Leser nicht plagen, wie es die Buchmacher pflegen, mit geschichtlichen Thatsachen, die man aus andern Büchern abschreibt; aber ich sah die Gefängnisse im Dogenpalast. Hier sieht man, welch' ein Teufel der Mensch für sein eigenes Geschlecht werden kann. Nach Maßgabe der ausgesprochenen Schuld wurde nicht nur das Licht abgeschnitten, sondern auch die L u f t. Manche Steinsärge — so kann man diese finstern engen Höhlen nennen — in welche die Lebenden eingethan wurden, hatten nur ein einziges rundes Loch in der Dicke eines Ofenrohrs, durch welches kaum die nöthigste Luft, Licht gar keines eindringen konnte. Unten in der Tiefe waren Grüfte für Lebendige, höllisches Gefängniß und Mord mit dem seidenen Dreh-

seil, und oben darauf die prachtvollsten Säle mit Vergoldung und Gemälden der ersten Maler der Welt. — Es ist Gerechtigkeit, daß eure Herrlichkeit nun im Staub, Schlamm und Verödung liegt!

Ich ging auch Nachmittags in einige Kirchen; hier saßen fast in allen Bänken Männer, deren jeder mehrere Knaben um sich stehen und sitzen hatte, die er aus einem Religionsbuch abhörte und abrichtete. Wahrscheinlich ist dieses eine Art Bruderschaft, worin die Mitglieder es übernehmen Kinder in der Religion zu unterrichten. Es hat solches den Vortheil, daß nicht nur das Kind gelehrt wird, sondern daß auch recht viele Laien ein schönes gottgefälliges Werk thun und durch den Verkehr mit dem Wort Gottes und den Kinderseelen sich selbst aufbessern und auffrischen zu erhöhter Religiosität. Der Fabrikunterricht, womit ein Pfarrer oder Lehrer bei uns sämmtliche Kinder des ganzen Ortes allein in der Religion zubereitet, hat etwas Unnatürliches. Je jünger die Kinder sind, desto mehr wollen sie persönlich von ihrem Lehrer beachtet und behandelt sein, desto kleiner muß somit die Zahl sein, die der Lehrer wie eine Familie um sich hat. Solches geschieht bei dieser Sitte, wie ich es in Venedig sah. Die Kinder fielen mir auch auf durch ihr unbefangenes behagliches Benehmen; man sah es ihnen an, daß ihnen diese gemüthliche Weise, von einem frommen freundlichen Manne um Gotteswillen unterrichtet zu

werden, recht wohl that. Allerdings mag für einen Schulinspektor und seine Prüfungstabellen diese Unterrichtsmanier ganz unbrauchbar sein. Allein es gibt noch Vieles in unserm Schulwesen, das für die Anfüllung des Gedächtnisses förderlich sein mag, für Bildung des Herzens aber unnütz und nichtsnutz ist, z. B. das Aufreizen des Ehrgeizes in den Schulen.

Was mir in Venedig besonders gefiel, ist das arme Volk. Man sieht hauptsächlich bei diesem, daß in Venedig viel edle Menschenrace zu finden ist. Man kann hier Menschen antreffen, deren Kleidung elend zerrissen ist, und dennoch zeigen sie in Haltung und Miene ein vornehmes Wesen, wie es trotz aller Bildungsdressur in reichen Familien bei uns nicht immer zu finden ist. Bei uns steigt und fällt oft der Hochmuth mit der Qualität des Kleides; im Süden scheint man sich als Mensch zu fühlen. Noch ist mir in Erinnerung ein Mädchen von etwa 10 oder 12 Jahren; es zeichnete sich nicht nur durch höchst ärmliche Kleidung aus, sondern seine Fußbekleidung war ganz einseitig, insofern nur ein Fuß mit einer Art von Schuh versehen war, während der andere barfuß ging. Das Mädchen zeigte aber darüber nicht die leiseste Spur von Beschämung, sondern schaute so fröhlich und zuversichtlich in die Welt, als hätte es den reichsten Sonntagsstaat an sich hängen oder wäre es eine Pariser Bürgersfrau. Einmal hörte ich unter meinem Zimmer eine arme Magd bei ihrer Arbeit singen; es kam mir nicht nur schöner vor, sondern selbst vornehmer, als das gespreizte Singen und die ewige Klavierschlägerei gebildeter Frauenzimmer; es ist

ein antiker Naturadel in echten Romanen, während eine feine Nase an einer seidenglänzenden Dame Teutschlands, selbst wenn sie den ganzen Tag französisch parlirt, schon etwas Küchenmagdartiges gewittert haben will. — Ferner haben mich schon Buben angebettelt von ausgezeichneter Schönheit. Selbst ihr Betteln war nicht häßlich. Sie waren sonntäglich genügend gekleidet, hatten eine fröhliche, fast lachende Miene, und bettelten ganz in der Weise zudringlich und lebhaft, wie ein Knabe seinem Vater heftig anliegen kann ihm etwas zu schenken, nicht als brauchte er es, sondern auf seine Zudringlichkeit und seines Vaters Gutherzigkeit bauend.

Ueberhaupt kömmt mir das Betteln in Italien nicht immer widerwärtig vor. Es nähert eben doch den Menschen dem Menschen; es ist ein moralischer Prozeß, wo Zutrauen, Hoffen, Bitten, Wohlwollen, Geben, Danken, Geneigtwerden ineinander spielen, sei es auch nur in ganz verdünnter Weise. Auf einmal Alles geben, was man an Arme verwenden kann, um Jemanden wesentlich zu helfen, ist nicht immer besser, als das Zersplittern in kleinen Gaben. Denn das Almosengeben hat für den Geber etwas Verwandtes mit dem Beten. Es soll recht oft geübt werden, auch wenn es nur in kleinen Portionen geschieht, damit die Thätigkeit der Liebe im Gang bleibe. Auch schadet es nicht, wenn hiebei nicht jedesmal die äußerste Noth ausgesondirt werden kann und man zuweilen auch einem Menschen etwas gibt, der nicht am Verhungern laborirt. Gott gibt auch mehr als das Nothwendige, und auf den eigenen Leib verwenden wir in der Regel auch genug Ueberflüssiges.

Eine Gondelfahrt in Venedig wird sonst als ein hochromantisches Unterfangen weithin gepriesen vor denen, die niemals in Venedig gewesen sind, und von solchen, die dort gewesen sind und sich interessant machen wollen. Wenn es dann Einem gerathet nach Venedig zu kommen, und er auf ein solches Ding, nämlich eine Gondel, zu sitzen kommt, dann fühlt er sich als höchst romantische Persönlichkeit, daß er auf den Lagunen in einer Gondel fährt zwischen den Marmorpalästen von Venezia. Ach, wie zauberisch! — Ich habe hingegen wenig Anflug von solcher Papierpoesie à la Graf von Platen verspürt, sondern habe mit impertinent prosaischen Augen bemerkt, daß eine Fahrt durch die Lagunen einige Aehnlichkeit hat mit einer Fahrt durch verdünnte französische Gemüssuppe, Suppe à la juillet oder etwas Schlimmeres noch. Wäre ich eine Ente gewesen, so hätte ich wahrscheinlich mehr Vergnügen daran gehabt; denn das grünspanfarbige Wasser der Lagunen muß sehr nahrhaft sein. — Was wirklich höchst interessant ist, das sind die alten Paläste am Canale grande. In ihrer Zerfallenheit nehmen sie sich für das Auge des Malers ungleich schöner und malerischer aus, als wenn sie neu oder frisch verputzt dastünden. Woher kommt es, daß auch das verfallene Bergschloß viel mehr gefällt, als das glatt verputzte Schloß eines Herrensitzes, da doch Niemand an einem Menschen ästhetisches Wohlgefallen hat, den allmälig das Alter zur Ruine macht? — Bei den Gebäuden ist es nicht bloß die historische Erinnerung, welche etwa dem Auge den Anblick romantisch illuminirt, sondern so lange das Gebäude neu ist, stellt sich eben nur ein Menschengemächt zur Schau dar; hin-

gegen wenn es zerfällt, legt auch die Natur ihre Hand oder ihren Zahn daran, so daß die Ruine dann das Produkt der Natur und des Menschen zugleich ist — und gerade daraus geht immer das Schönste für unser Aug hervor.

Die Sprache des Volkes hier ist so schön, daß es einen anwidert, wenn man gleich darauf französisch parliren hört und daß man sich der teutschen Laute mit ihren ewigen E fast schämt. Hierin steht der geputzte Franzose oder Teutsche doch arm vor dem zerlumpten Italiener; denn das Kleid, welches der Seele näher liegt und sie deßhalb mehr ziert und herabsetzt, als die elegante Weste und gestreiften Hosen, ist die Sprache. Besonders aber muß den Kindern die italienische Sprache sehr leicht und lieb zu lernen sein. Sie ist ganz wie für Kinder zugerichtet, um sie zu locken und ihnen Appetit zu machen die süßen Sylben zu sprechen. — Das Widerliche in Italien ist aber allenthalben: in den Betten die Flöhe, in den Kirchen die Bettler, in den Gassen der Schmutz und Gestank, und in den bessern Gasthöfen und schönern Plätzen die Engländer. Hingegen wenn in den nordischen Städten mehr Pflasterreinlichkeit von der Polizei gehandhabt wird, so ist dafür in Venedig und andern Städten des Südens die sittliche Unreinlichkeit nirgends so grob und allgemein in den Straßen anzutreffen, wie im Norden, wo es ganze Lasterstraßen gibt, wo sich die Todsünde breit macht. Ich sah in Venedig niemals die geringste Unanständigkeit oder freches Benehmen. — Was mir ferner noch sehr wohl in Venedig gefiel, ist, daß die gemeinsten

Bursche allenthalben sich unter die Herrn und vornehme Welt mischen und ebenso ohne Blödigkeit als ohne Unart sich zu benehmen wissen, und daß anderseits die vornehmern Leute keineswegs sich dadurch gestört fühlen. — Ich erinnerte mich noch von meinem früheren Aufenthalt in Venedig her, daß in einer Gasse gegen das Meer hin ein gar heimliches Winkelhäuschen sei, wo man vortrefflichen Cyperwein und Zwieback bekomme. Ich schlug meinen Gefährten vor, statt eines groben Nachtessens dort feineres Oel an den Lebensgeist zu gießen. Solches geschah, und ich wurde sehr für meinen weisen Rathschlag gepriesen; wir bekamen dort Alles gerade so, wie ich es vor sechs Jahren daselbst getroffen hatte: eine Menge kleiner Zimmer, wo Herren und gemeine Leute vergnüglich beisammen saßen, wo man aber auch allein sein konnte, goldigen Cyperwein und goldfarbig gerösteten Zwieback. Es ist eben doch ein anderer Effekt auf das Nervenspiel und Seelenleben, ob man ein sattes Nachtessen zu sich nimmt, oder nur einen feinen Trank und Weizenbrod. Jenes wirkt wie Dung auf die Flamme geworfen, dieses wie Oel und Kolophonium.

Da ich das erste Mal in Venedig war, wohnte ich in einem Hause, wo jeden Abend die Inwohner in der Hausflur beisammen saßen und sich mit einander unterhielten. In Venedig ist die Familie mehr als irgendwo zusammengehalten, da es außer dem Markusplatz oder der Piazetta nirgends einen Ort gibt, wo

man Abends sich ergehen könnte. Meine Hauswirthe, obschon selbst schon alt, hatten eine uralte Mutter, ein gründlich häßliches Weib, die gleichfalls im Hausgang saß vergleichbar einem Gespenst und die regelmäßig fast in einem kleinen geschriebenen Buche las. Einmal nahm ich das Buch vom Tisch und las darin; es enthielt aphoristische Betrachtungen, die von reicher Erfahrung und inniger Religiosität zeugen. Darüber kam ich mit der Alten ins Gespräch: sie sagte mir, ein Hauptmann habe das Buch verfaßt und ihr geschenkt. Da wir nun mehr hievon redeten, fing das Auge des alten unschönen Weibes an zu glänzen, es leuchtete auf von Geist und Freude, und die Schönheit von dem geist- und freudevollen Auge breitete sich aus mehr und mehr über das ganze Gesicht, wie die Helle von einem aufglimmenden wachsenden Flämmchen — es war eine Auferstehung von den Todten und Verklärung in dem abgelebten Gesicht zu sehen — und das Weib kam mir interessant und anmuthig vor. Ich denke mir, daß der Verfasser ein geistiger Liebhaber und Freund von ihr war, und daß sie durch schönes Gemüth und Benehmen diesen edlen, selbst geistvollen Mann gefesselt hatte. Er ist nun schon längst gestorben; sie aber trägt wie in einer Urne so in dem Büchlein die Asche seines Geistes bei sich. Sie setzt nach langen Jahren der Scheidung durch tägliches Lesen den Umgang und ihre Liebe mit ihm fort. Und wie ihre Liebe und Freude nicht stirbt, so konnte auch ihre Schönheit nicht sterben, so oft ihr Geist im Andenken aufflammt und durch das alte Gesicht wie durch ein Transparent so schön und

lieblich durchleuchtet. Auch eine solche Liebe, obschon von Natur aus sterblich, mag sich zur Unsterblichkeit emporringen, je mehr sie durch Geist und Christenthum übernatürlich wird und alles Sinnliche beseitigt ist.

Dieß alte Weib ist zu vergleichen mit einem Baum im Spätherbst: das Blättergrün ist weg, grau und holzig steht er da; aber innen ist das Leben verborgen und wird auch wieder hervorbrechen zu seiner Zeit. — Auch Venedig ist ein altes Weib, aber es will mir dünken, da sei keine Liebe und kein Geist geblieben, und da gebe es keine Auferstehung — der große Korallenriff von Menschen und Marmorpalästen ist am siechen Absterben für immer. Was noch da lebt, das zehrt kümmerlich von den Resten der Vergangenheit.

Daß man jetzt mit halbstundlanger Eisenbahnbrücke die Meeresstadt an das feste Land geheftet und ihr dadurch ihren Charakter genommen hat, mag dem romantischen Gemüth schmerzlich vorkommen: aber dieß ist die Weltordnung, daß nichts von Bestand und in Ruhe gelassen wird, selbst die Ruine nicht. — Von hier ging es nun rasch Tag und Nacht Mailand zu. Ein eigenthümlicher Jammer stellte sich bei dem kurzen Halt auf der Station von Padua ein. Ein Frauenzimmer kam in die Bahnwagen herein und fragte in teutscher Sprache nach ihrer Herrschaft, die von Venedig kommen und sie mitnehmen sollte. Von Augenblick zu Augenblick stieg ihre Angst, da sie nirgends fast teutsche Antwort bekam; sie selbst schien kein Wort italienisch zu verstehen. Zuletzt da ihre als unfehlbar erwartete Herrschaft nicht da war und der Zug schon zum Abgehen zuckte, schien

sie von rathloser Verzweiflung gewürgt zu werden. — Es mag aber gegangen sein, wie es will — jetzt ist schon längst Alles wieder zur Ruhe gebracht. Dächte man in schlimmen und überfreudigen Augenblicken mehr daran, daß ein Ruck der Zeit Alles wieder verändert, man würde nicht so sehr besoffen werden von einem Tropfen Leid oder Freude. Noch besser wäre es, um die innere Haltung und das richtige Temperament nicht zu verlieren, wenn die Seele, sobald sie in irgend einer Stimmung, sei es Angst oder Feindlichkeit u. s. w. sich entzünden will, in Gott tauchen und dadurch den bösen Funken löschen würde.

In Mailand kamen wir in der Frühe von Christi Himmelfahrt an. Das Wetter hatte eine sehr traurige Stimmung, es war kalt und regnete, und dazu kam noch das Klagen der langsam geschlagenen Glocken. Die Menschheit ist eben verurtheilt einen großen Theil des Jahres hindurch zu frieren oder zu schwitzen. In dem Amt, welches erst um 11 Uhr im Dom gehalten wurde, war mir die große Zahl der Männer jedes Standes auffallend. Wenn bei uns die Bemerkung gemacht wird, daß so viele Männer und zwar hauptsächlich die herrisch gekleideten auffallend die Kirchenscheu haben, so mag der Grund theils in der Viellernerei liegen, wobei der Religionsunterricht und religiöse Uebung verkümmert wird statt alles Andere zu überragen — theils weil bei dem unaufhörlichen Dreschen der Berufsgeschäfte das leise Anklingen angeborener Reli-

gionsstimmung nicht mehr vernommen wird — theils weil die gewöhnliche Zeitungs= und andere Literatur der Art ist, daß sie den glimmenden Funken katholischer Religiosität vollends ablöscht; mancher Schnauzermensch glaubt, es sei auch ein Beweis von Kraft an Leib und Geist die Kirche zu verachten — theils stehen Wasser=scheu und Kirchenscheu in einem gewissen Causalnexus; die Getränke und Gespräche, überhaupt die ganze Atmosphäre des Wirthshauses sind von der Art, daß fleißige Wirthshaussitzer Antipathie gegen die Kirche bekommen müssen.

In Mailand kehrten wir in einer Schweizerwirthschaft (della Confederazione suizzera) an, welche eine der behaglichsten heimlichsten Herbergen ist, die je ein Teutscher, der nicht die Hotelsgroßthuerei liebt, in Italien finden kann. Es kam während unsers Aufenthalts ein junger Italiener hierher, welcher auch teutsch sprach. Dieser ließ sich ärgerlich über die Oestreicher aus und weissagte, daß sie doch noch abziehen müßten — dessenungeachtet erzählte er dann mit wunderbarem Humor seine eigene Flucht vor den Kroaten, wie er und seine Kameraden gemeint hätten, sie seien sicher durch die gezogenen Gräben; als aber dann die Husaren darüber gesetzt hätten, sei unendlicher Schrecken über sie gekommen; er habe schnell seine zwei stolzen Federn vom Hut genommen und sie zuerst in die Tasche gesteckt, als er sie aber auch hier noch für gefährlich erachtete, ganz hinweg geworfen. Sodann sei er gelaufen Tag und Nacht ohne Speis und Trank 30 Miglien weit mit solcher Energie, daß er an seinen

neuen Stiefeln einen Absatz verloren. Dieser Bursche gefiel uns ausnehmend; er schien sich selbst als eine dritte Person, als einen lustigen Gegenstand zu betrachten, woran er sich ergötzte. Diese gründliche Freiheit von aller Tapferkeitseitelkeit, wovon die Herrenjugend bei uns gewöhnlich besessen ist, machte mir ihn respectabler, als wenn er erzählt hätte, daß er so und so viel Oestreicher in die Flucht gejagt oder mit einer Keule erschlagen habe.

Ich habe erzählt, wie wenig ich mich erbaut habe in dem unchristlichen Gebäude zu Jerusalem, wo angeblich das h. Abendmahl eingesetzt worden ist. In Mailand wurde durch christliche Kunst das Andenken an jene heilige Einsetzung ganz anders geweckt. Ich finde Folgendes darüber im Tagbuch einer frühern Reise aufgeschrieben:

„Ich war diesen Nachmittag beim Abendmahl des Leonardo da Vinci. Es machte den Eindruck inniger Rührung auf mich. Die schönsten Kupferstiche davon sind wie todt dagegen, gegen dieses halberloschene schwer und viel mißhandelte Gemälde. Alle diese Jünger um den Herrn sind wie lebendig bewegte Italiener; man meint den Tumult ihrer Redeu und heftigen Actionen zu hören und zu sehen, nicht bloß lebendig und heftig, als hätte das Wort des Herrn sie so sehr getroffen, sondern weil sie eben Südländer sind, und sie sind Südländer, weil Leonardo andere Menschen keine kannte, als Italiener. Und in wunderbarer schwermüthiger Ruhe

sitzt der Herr unter diesen unruhigen agitirten zwölf Männern in der Mitte. Es ist wunderbar und tief in seiner Haltung und seinem Gesichte zu lesen eine Gemüthsstimmung, wie wenn er nun schon Alles gelitten hätte und gestorben wäre, und der Schmerz und alles Leid aber in dem Todten noch fortdämmerte wie eine soeben untergegangene Sonne. Es ist wie wenn die Liebe zu den Menschen und der Schmerz, die höchste Falschheit von ihnen zu erleiden, in ihm zusammengetroffen und sein Herz gebrochen hätte, so daß er nun des Lebens müde schon jetzt an der Seele aus Schmerz gestorben und ins Meer tiefster Traurigkeit trostlos und doch auch ohne Funken von Bitterkeit versunken wäre. Selbst daß dieser wunderbare Christuskopf als Bild so schwer gelitten hat und dadurch die Phantasie nicht so eng gebunden wird, sondern darin suchen und auffrischen kann, gibt ihm noch einen größern Reichthum. Wenn ein Mensch, dessen Aug und Seele aufgethan ist für ein Bild solch unsäglich tiefer und edler Trauer, wie sie fort und fort aus dem Gesichte Christi da quellt, täglich morgens vor dieses Bild stünde und da sein Morgengebet verrichtete, er müßte gewiß dadurch selber viel ernster, edler und sündenfreier werden. Denn was habe ich in diesem Bilde vor mir? Ich habe vor mir die schönste Vorstellung, welche ein hochbegabter Christ von Christus sich machte; das ist doch mehr werth als ein abstrakter farbloser Christus oder ein von verkehrter Phantasie verunstalteter, der jedenfalls beim Gebet dem Christen vorschwebt, wenn sein Geist nicht selbst schön zu malen versteht."

Von Mailand fuhren wir mit der Eisenbahn und dann mit der Post nach und durch Como. Es war gerade Sonntag. Der Aus- und Anblick ist unbeschreiblich schön. Diese hellgrünen Berge sind mit Villen wie mit Diamanten besetzt, vom Gipfel eines hohen Berges schaut eine Kirche herab, am sonnigen Ufer liegt die Stadt anmuthig hingegossen, auf dem See schweben die Schiffe mit weißen Segelflügeln, und die gut gekleideten Sonntagsleute gehen heiter spazieren in dieser paradiesischen Umgebung. Und italienischer Frühling gährt und webt in der ganzen Natur. Da fiel mir Tiberias ein am See Genesareth — welch ein Unterschied!

Da wir in Mailand angekommen, mußten wir die Pässe abgeben zum Visiren; da wir zum Thor hinaus wollten, abermals, und zwar nicht nur bei der Thorwache zeigen, sondern auch visiren lassen; da wir nun an der Grenze der Lombardei waren, hielt schon wieder der Postwagen. Wie wenn das Land ein Gefängniß wäre, wo der Austritt nur durch reichliche Paßvisa erworben werden kann, so wurden abermals die Pässe requirirt. Es freut mich am Ausgang meiner Reiseschrift nun erwähnen zu können, wie der Muth des jungen Kaisers plötzlich dieser häßlichen Reiseplage ein Ende gemacht hat *); und fast zu gleicher Zeit auch bei uns der Handwerksbursche vom Belieben der Polizeidiener erleichtert worden ist.

---

*) Wenn nur nicht in Folge dieser Veränderung die Reiseflöhe, der Heuschreckenschwarm der Touristen, in die östreichischen Gebirge sich wirft.

Der Luganersee ist auch noch italienisch schön und übertrifft gleich den übrigen Seeufern Oberitaliens bei weitem alle Seeumgebungen der teutschen Schweiz.

Das Kleine ist oft eine so klare Spiegelung des Schöpfers, wie das Große. Zwischen hohen Bergen an einer Wiese hin schlängelt sich ein Bächlein; darüber beugen sich am Rand einige Sträuße gelber Frühlingsblumen, wie wenn sich das Wiesenbächlein und die Schlüsselblümchen einander kosend etwas zu erzählen hätten. Die Natur zeigt hier edlen ästhetischen Geschmack; und zugleich blickt daraus die Idee süßer Unschuld. Es ist wie wenn in den Blumen am Bachrand ein liebliches paradiesisches Geheimniß symbolisch hervorschimmerte.

Beim Aufsteigen am Gotthardt begegnet mancher Wasserfall und stürzt unaufhörlich reiche Fluthen des schönsten frischen Wassers in die Tiefe, welche das Wasser nicht braucht. Es fiel mir ein, welch' unermeßliche Wohlthat dieser Wasserfall in Jerusalem wäre. Von Ferne sieht mancher dieser Wasserfälle aus, wie ein unbewegliches silbernes Band, das von der Felshöhe zur Tiefe herabhängt. Deßgleichen ist auch der Mensch selbst eine Art von Wasserfall an Leib und Seele, so stetig und einförmig er auch scheinen mag, und noch mehr ist die ganze Menschheit ein solcher Wasserfall. Die Geburt ist die Höhe, der Tod die Tiefe, das Leben der rasche Absturz und Fall.

Die paar obern Stationen des Gotthardt waren ganz schwer in Schnee begraben, deßhalb wurde Schlitten gefahren. Jeder Passagier kommt in einen kleinen

schmalen Schlitten, woran ein starkes Pferd in Landen geht. Die Schneearbeiter, welche Bahn machen, und die Pferdelenker tragen zum Theil blaue Brillen und Schleier, um gegen Blendung und unaufhörliches Stäuben des Schnees die Augen zu schützen. Ganz dasselbe sahen wir auch in Aegypten — blaue Brillen und Schleier bei den Europäern, um sich gegen Blendung und Stäuben zu schützen.

Es war mir leid dießmal die Höhe des Gotthardts ganz mit Schnee verhüllt zu finden. Der Schnee in voller Herrschaft schlägt in der Seele keinen Ton an; aber ganz hohe Berge bis nahe zur Schneegrenze wecken eine Stimmung bei dem einsamen Zuschauer, welche seltsamer Weise sonst nur im Orient die Natur auch anzufachen weiß. Wenn man bei umwölktem Himmel auf großer Berghöhe vorausgeht und selbst der Mittag bis zur Dämmerung düster dreinsieht und unendliche Schwermuth aus dem dunkeln Buschwerk und tiefen moosigen Grün einzelner Abhänge herunterschaut: da wird es einem, wie wenn die Welt hier schon mit allem Leben ausgelaufen wäre und diese weite Einsamkeit in unfruchtbarem dunkeln Pflanzengrün noch Trauer trüge um alles dahingeschiedene Lebende. Und zugleich liegt ein heiliger Ernst in diesen Alpenhöhen; sie sind dem Himmel näher, darum so stumm, so ruhig und so arm. Könnte man sich in diese Todtenstille und Erdferne zurückziehen, das wäre sich zurückziehen einer andern Welt entgegen, man wittert den Hauch der Ewigkeit; selbst die Natur scheint da in tiefe Andacht versunken. Ganz oben am Gotthardt ist ein kleiner See.

Ich stand schon davor ganz allein; er kam mir vor wie eine Opferschale, welche der Berg dem Himmel weihend in stillem Gebet entgegenhält, und der Himmel nimmt es an, Windeshauch berührt leise wellend die kühle Fluth.

Anmuthungen ganz derselben Farbe und desselben Tones findet man nur wieder im Orient, wenn man einsam in die Wüste hinausbetrachtet: „jedes Sandkorn ein Gedanke!“

Abschied.

Die hohe Schwelle zum Heimatland war überschritten; vom Schlitten auf den Postwagen abgesetzt, rollte dieser mit uns rasch den Gotthardt hinunter um uns dann am Ufer des Vierwaldstättersees dem Dampfboot zu übergeben. Zwei junge Männer, Schweizer, die von einer größern Geschäftsreise zurückkehrten, saßen noch im Wagen. Mein Begleiter fragte während des Gespräches einen derselben, woher der Name Teufelsbrücke komme. Der Helvetier (wahrscheinlich ein Züricher oder Aarauer) sagte, das komme von einer Sage. Auf die Frage, worin diese Sage bestehe, antwortete er nicht ohne Selbstgefühl: „Es beliebt mir nicht, sie zu erzählen, weil ich nicht an solche Dinge glaube.“

Wenn ich nun bedenke, daß dieser Mann, in welchem der Schuljunge stecken geblieben ist und zum Hals herausschaute, eine große Kameradschaft in und außer der Schweiz hat, deren aufgeklärte Bornirtheit an Helle dem Neumond gleichkommt: so darf ich immerhin erwarten, daß mein Buch in vielen erleuchteten Museen des realschulreichen Teutschlands auf den Index der proskribirten Bücher kommen muß, was mir in einer Hinsicht recht wäre.

Andere werden sich insofern getäuscht finden, als eben doch viel zu wenig Stoff in dem Buch ist, um ihre Kenntnisse über das heilige Land, über Aegypten und dergl. daraus zu vermehren. Auch diese haben recht;

ich wollte eben nicht Material zusammenschleppen zur Benutzung für Solche, die sich mit Lernen oder Lehren zu beschäftigen haben. Auch auf den Ruhm, von einem Exegeten einmal herablassend citirt zu werden, lege ich kein Gewicht und verzichte gern darauf.

Nicht ohne Grund werden auch Solche, die in meinem Buche eine erbauliche Lesung suchten, zuweilen sich unangenehm berührt fühlen durch manche herbe Bemerkung, wie wenn dem Spaziergänger im Garten ein Maikäfer ins Gesicht fliegt oder eine Fledermaus ihn streift. Ich habe es selbst erst gegen den Schluß bemerkt, daß ich wieder in stachlichte Schreibart gerathen bin. Doch wollte ich hier so wenig als im Spanischen einem Menschen an sich feindlich begegnen, sondern nur gegen Thorheit, Hochmuth und Sündenleben ätzend schreiben; einiges gesundes Fleisch mag allerdings durch meine chirurgische Ungeschicklichkeit nebenher auch geritzt worden sein.

Dessenungeachtet will ich nicht eine Demuthsmaske vorhalten, sondern ich spreche die Ueberzeugung aus, daß das Buch genug Leser mit ähnlich gestimmter Seele finden wird, so daß viele Gedanken desselben Resonanz in ihrem Innern finden. Allein ihr Gefallen und Lob benimmt mir anderseits die Ueberzeugung nicht, daß eine fromme Magd, welche treu um Christi willen ihre Arbeit thut, und der Kranke, welcher die Seele an's Kreuz geheftet Stunde für Stunde den Kelch seiner Schmerzen willig trinkt, vor Gott mehr als ich gewonnen hat in der Zeit, während ich meine Reise geschrieben habe.

Viele haben mich auf meiner Reise mit ihrem Gebete täglich begleitet; ich sage ihnen für diese Wohlthat

hier meinen Dank. Mögen sie es fortsetzen, für mich zu beten, daß ich auf dem unendlich wichtigeren Wege nach dem neuen Jerusalem auch glücklich das Ziel erreiche!

Im Grund habe ich eben geschrieben, wie ein Klavierspieler ohne Noten eben nach eigener Anwandlung spielt, unbekümmert, ob und von wem ihm zugehört wird. Ist somit auch kein streng durchgeführtes Thema drin zu finden, so hat mich doch bei der Reise sowohl als beim Schreiben ein Gedanke besonders oft begleitet, der nun auch im Finale wieder hervortreten mag. Es ist ein katholischer Gedanke, somit können widerkatholische Leser ihn auch ungelesen lassen.

Manche frömmeren Leser werden mich gleichsam beneiden um das Glück, die heiligen Stätten gesehen zu haben, und würden gern die Entbehrungen und Beschwerlichkeiten auf sich nehmen, welche eine solche Reise mit sich führt. Allein je weiter du durch den Glauben in die unsichtbare Welt eingedrungen bist, desto mehr wirst du es erkennen und erfühlen: daß im Grund genommen eine Wallfahrt zu dem lebendigen Christus im heiligen Abendmahl schöner und noch werthvoller ist, als eine Pilgerreise zu Seinem steinernen Grab in Jerusalem, während die Beschwerlichkeiten einer sorgfältigen treuen Vorbereitung dazu viel geringer sind.

Allerdings schließt Eines das Andere nicht aus, man kann auch am Fuß von Golgatha kommunizieren, und gewiß findet die Andacht eine hohe Steigerung, so sehr als nur je eine äußere Umgebung auf Andacht wirken kann, durch den Gedanken: ich kniee an der Stätte, wo mein Erlöser für mich geblutet hat. Dennoch habe ich selbst in

der Heimat Gegenden gefunden, welche — den Eindruck der ersten Tage abgerechnet — so tief und innig zur Andacht und frommen Melancholie stimmen, als es nur das heilige Land vermag. Wenn unten im Rheinthal über das Land hin grauer Herbstnebel liegt, so steig' hinauf zu den weiten Höhen des Schwarzwaldes. Da ist um diese Zeit unbeschreiblich holder Sonnenschein, daß man in der milden Luft seinen Leib gleichsam nicht mehr inne wird. Den Horizont des bleichen wolkenlosen Himmelblau rändet zackig das dunkle Grün der Tannen, und vom Wald zum Aug ziehen sich die hellen baumlosen Wiesen. Der zeitweise Klang von der Glocke einer weidenden Kuh, die Grille am nahen Rain, das Rauschen des aus dem Wald in die Matte abstürzenden Bergbächleins ist Alles, was du hörst. Sonst ist es ganz still und kirchhofruhig. Da kommt es über einen, wie wenn der Leib auch schon auf dem Kirchhof ruhete und über seinem Grab die Seele, los vom Getös und Leid der Erde, noch betrachtend weilte. Und nirgends brauchst du weit zu gehen, so siehst du einen Setzling von Golgatha, ein hohes rothes Kreuz im grünen Feld, oft mit Leidenswerkzeugen geschmückt, oft mit einer Kniebank davor. Dort mag Mancher so nah zum Herzen Jesu in Andacht aufsteigen, als in Jerusalem. Gleicht hier an der Brandstätte des Leidens Christi die Andacht der heftig auflodernden Flamme, so glüht sie wie Kohlenfeuer ruhig und stetig in der Kapelle oder am Kreuz droben auf den einsamen Höhen und armen Halden des Schwarzwaldes.